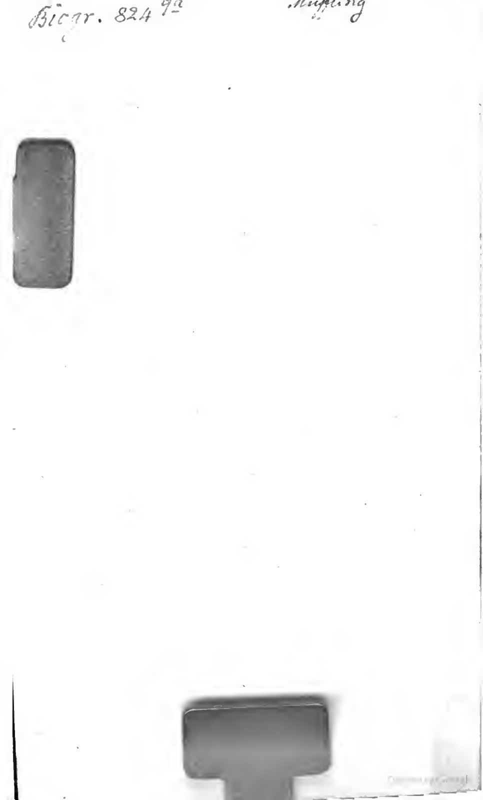




# Aus meinem Leben.

Friedrich Carl Ferdinand

Freiherr von Müffling

sonst Weiß genannt.

Zwei Theile in einem Bande.

Zweite mit einem Anhange vermehrte Auflage.

Berlin, 1855.
Druck und Verlag von E. S. Mittler und Sohn.
(Zimmerstraße No. 84. 85.)

## Vorwort des Herausgebers.

---

Nachfolgende Memoiren fanden sich unter den Papieren meines verstorbenen Vaters mit der Bestimmung vor, sie sogleich nach seinem Tode zu veröffentlichen.

Die Zeit, in welche das bewegte Leben des Verfassers fiel, die Beziehungen, in denen er zu so manchen hervorragenden Persönlichkeiten gestanden, würden allein schon hinreichen, diesen Aufzeichnungen ein allgemeines Interesse zu erwecken; erhöht aber wird dieses noch durch die persönliche Begabung des Verewigten, dessen klare unbefangene Auffassung der Verhältnisse und

Begebenheiten, so wie seine seltene, ich darf sagen: allgemein bekannte Wahrheitsliebe und Gewissenhaftigkeit ihn vorzugsweise befähigten, Beiträge zur Geschichte zu liefern.

Erfurt, im Januar 1851.

Eduard Freiherr von Müffling,
Geheimer Regierungsrath a. D.

# V o r w o r t.

Wenn es der Zweck eines Vorwortes ist, die Leser auf einen Standpunkt zu führen, den der Verfasser für sie als den geeignetsten zum Verständniß seines Werks ausersehen hat, so steht das nachfolgende Schreiben des Verfassers an die Herausgeber dieser Blätter hier vollständig an seinem Platz.

---

An meine Kinder!

Die Memoiren, welche ich hinterlasse, sind für Euch, meine lieben Kinder, bestimmt, um in meinen und Euren Nachkommen als ein Erinnerungs-Buch an einen Vorfahren fortzuerben, der bestimmt war, in einer großartigen Zeit merkwürdiger Weltbegebenheiten durch seine Dienst-Stellungen den ungewöhnlichen Ereignissen näher zu stehen.

Wenn diese Memoiren ein nicht zu veröffentlichendes Familien-Eigenthum sind, so blieb mir die Verpflichtung, über manche Begebenheiten, von denen ich Augenzeuge war und welche ein allgemeines europäisches Interesse haben, Aufklärungen oder Berichtigungen zu hinterlassen.

Zu diesem Zweck habe ich unter dem Titel: „Aus meinem Leben" vier Abschnitte ausgezogen, welche so wie ich sie Euch übergebe, zum Druck bestimmt sind.

Eine Beurtheilung der Menschen und Darstellung ihrer Verhältnisse war dabei unvermeidlich.

Ich nehme die Beruhigung in das Grab, daß meine Leser erkennen werden, wie ich in beiden Beziehungen danach gestrebt habe, nicht über das hinauszugehen, was der Weltgeschichte angehört, und somit mir keinen Eingriff in die Rechte und Pflichten eines Biographen erlaubt habe.

Die Memoiren, welche meine Erziehungs- und Lebensgeschichte, so wie die rein preußischen Zustände, denen ich nahe stand, umfassen, sollen meinen Nachkommen belehrend sein, wie die von der Meeres-Fläche bedeckten Klippen zwar nicht zu umschiffen, wie aber die Stöße, welche sie unvermeidlich veranlassen, durch Ruhe und Mäßigung zu tragen sind. Meine Nachkommen werden aus meinen Memoiren ebenso wie die Leser „meiner vier Abschnitte" entnehmen, daß ich während meines langen

Lebens von dem reinen Streben geleitet worden bin, das Rechte zu thun und Gutes zu bewirken, sie werden vielleicht Spuren davon finden, daß mir die Genugthuung geworden ist, bei vielen ehrenhaften Zeitgenossen diese Anerkennung hervortreten zu sehen, allein es ist fern von mir, zu verschweigen, wie ich in reiferen Jahren selbst erkannt habe, wie viel mehr ich hätte leisten können, wenn meine eignen Fehler mich nicht daran verhindert hätten!

Ein geistreicher Schriftsteller hat die Frage aufgeworfen:

> ob es für das allgemeine Wohl vortheilhafter sei, dunkle Zu-, Auf- und Ausgangs-Räume durch ein feststehendes Licht zu erleuchten, oder jeden auf seine mit sich herumzutragende Handlaterne zu verweisen?

Alle diejenigen, welche einen hohen Werth darauf legen, ihren Beschlüssen jederzeit eine eigene spezielle Anschauung vorausgehen zu lassen, werden sich für die Handlaterne erklären, und alle diejenigen, welche ihr Handeln ausschließlich auf die vorgefundenen Umstände, mit Ausschluß der Vergangenheit und Zukunft, zu gründen beabsichtigen, werden sich ihnen anschließen. Dagegen werden alle, die ihr Ziel ohne Zeitverlust zu erreichen trachten, eine allgemeine und gleichzeitige Beleuchtung ihrer ganzen Bahn vorziehen, und alle diejenigen, welche daran

gewöhnt sind, einen gereiften Beschluß unabänderlich zu verfolgen und gegen eintretende Hindernisse nur abändernde Mittel zur Erreichung des Ziels eintreten lassen wollen, werden sich ihnen anschließen.

Diese Betrachtungen führen auf die ernste Frage:

> Ob die Letzteren, die vorbedacht, d. h. nach Grundsätzen, oder die Ersteren, deren Beschlüsse nach den Erkenntnissen des Augenblicks, d. h. nach den Umständen handeln, die Aufgabe der practischen Lebens-Philosophie richtig erfaßt haben?

Von der Entwickelung dieser Ideen in meinen Jünglings-Jahren mächtig angezogen, habe ich mein ganzes Leben hindurch die Handlaterne unwillig zurückgewiesen.

Mir schien es, daß alle diejenigen, welche eine Abneigung haben, sich durch feste Grundsätze zu binden, und es vorziehen, in jedem besondern Fall ihr Handeln nach den Umständen zu regeln, einer doppelten Gefahr ausgesetzt sind, entweder in peinliche, sich unaufhörlich wiederholende Grübeleien zu verfallen, und durch Schwanken und Unentschlossenheit ein für die menschliche Gesellschaft unbrauchbares Mitglied zu werden, oder wenn die Zeit sie bedrängt, in Inconsequenzen zu gerathen, welches einen solchen Egoismus und ein solches Ueberschätzen zur Folge hat, daß sie im Zusammenleben mit andern Menschen unerträglich werden.

Die Erfahrung belehrte mich überdies, daß die Gewohnheit, nach den zeitigen Umständen zu handeln, die sonst offensten Charactere mißtrauisch macht, und daß der Soldat dem Soldaten, von dem er nie im Voraus weiß, wie er sich in dieser oder jener Lage entscheiden wird, nie sein Vertrauen schenkt.

Wenn ich so dachte und fühlte, wenn ich mich sorgfältig bewahrte anders zu sein, so lag darin nichts Tadelnswerthes; allein ohne es selbst zu wissen und zu wollen, gerieth ich auf den Abweg, alle meine Nebenmenschen nur nach diesem Maaßstab zu messen. Die Consequenz gewann in meinen Augen von Jahr zu Jahr immer mehr Bedeutung und ich entfernte mich unwillkührlich von den Menschen, die in gleichen Fällen heute so, morgen so entschieden, welche glänzende Eigenschaften sie auch sonst haben, welchen Einfluß sie üben, welchen hohen Rang sie bekleiden mochten.

Wo ich Ansichten fand, zu deren Widerlegung meine dienstliche Stellung aufforderte, trachtete ich danach, die Gründe, welche dagegen sprachen, klar zu entwickeln, und sobald ich mich überzeugt hatte, daß ich vollständig verstanden war, überließ ich meinen Gegnern die Entscheidung. Ich that nichts, um ihnen einen Beitritt zu meinen Ansichten zu erleichtern, weil es mir unwürdig schien, Andre zu überreden und zu Maaßregeln fortzureißen, die sie nicht mit Ueberzeugung ergriffen. — Das war ein

Fehler, durch welchen ich meinen Einfluß bei manchem Vorgesetzten verlor, der den Künsten der Dialectik oder freundlichem Zureden nachzugeben pflegte und auch das Eine oder das Andere von mir erwartet hatte. — Ich konnte es nicht über mich gewinnen, Andern etwas anzusinnen, was ich selbst zu thun als schwach und strafbar zurückgewiesen hätte. — Habe ich jetzt in meinem vorgerückten Alter diese Richtung als eine Folge exaltirter Ideen anzuklagen, so bin ich im vollen Recht, meine Nachkommen zu warnen, daß sie nicht durch einen solchen Dünkel in ähnliche Irrthümer verfallen.

Geschrieben an meinem 70. Geburtstage, i. J. 1844.

# Inhalts-Verzeichniß.

Seite

# Aus meinem Leben.

## Erster Theil.

Erster Abschnitt. Vom Jahre 1805 bis Ende des Jahres 1813.
Zweiter Abschnitt. Der Feldzug von 1814 bis zum ersten Pariser Frieden.

## Erster Abschnitt.

Einleitung. — Die Jahre 1805—1806. — Der Feldzug von 1813.

---

### Einleitung.

Von der Zeit ab, als ich meine Lectüre selbst zu wählen und zu beurtheilen hatte, neigte ich mich mit besonderer Vorliebe zu den französischen Memoiren hin, oder richtiger gesagt, ich fand keine Art der Darstellung so geeignet, um einen Abschnitt der Geschichte klar vor die Augen der Leser zu führen, als das Memoire.

Es hat seine großen Schwierigkeiten, die Pflichten eines Geschichtsschreibers zu übernehmen, selbst dann, wenn sie lediglich auf den gleichmäßigen Fortgang und die gleichmäßige Behandlung der Erzählung beschränkt werden.

Die Geschichte selbst hat keinen Anspruch auf eine solche Behandlung. Sie ist oft während langer Zeiträume unerträglich langweilig, während ein ganz kurzer Abschnitt von wenigen Jahren Jahrhunderte aufwiegt, sowohl zur Belehrung der Nachkommen als zur Stärkung des Geistes, der in der Geschichte die würdigste Vorbereitung zur Entwickelung eigener Kräfte findet.

Es ist mir immer so vorgekommen, als ob es eine zu hoch getriebene Forderung an den menschlichen Geist sei, daß ein Einzelner, der eine merkwürdige Zeit erlebt hat, ihre Geschichte schreibe. Je höher er gestellt war, je mehr hat er selbst erlebt und je mehr Rechenschaft kann er von den Vorgängen geben, indeß, wenn er die Verpflichtung hat, die Begebenheiten stufenweise nach Zeit und Raum zu entwickeln, so muß er viele Aussagen Anderer übernehmen, und es ist unvermeidlich, daß sich Unrichtigkeiten, wo nicht Unwahrheiten und falsche Darstellungen einschleichen.

Unter allen Umständen wird daher am meisten Wahrheit da zu finden sein, wo der Verfasser seinen Lesern nur das vorlegt, was er selbst gesehen, selbst gehört, oder zur Zeit der Handlung selbst gedacht hat, unbekümmert, ob es die Geschichte vollendet darstellt, ihre Zeit ausfüllt und das Gemälde vollständig ist oder nicht.

Das sind die Grundsätze des Memoires. — Aber so wenig das Memoire Vollständigkeit in der Breite geben soll, eben so wenig soll es nach einer solchen Vollständigkeit in subjektiver Länge streben, und jemand, der einige interessante Momente zu erzählen vermag, darf nicht in dem Wahn stehen, er sei aus diesem Grunde berufen, sein ganzes Leben vor den Augen seiner Leser abzuwickeln. —

So hat mir, der ich in einigen Momenten des größeren Lebens der Völker dem Punkte nahe gestanden habe, um welchen sich die Begebenheiten drehten, zwar immer vorgeschwebt, daß übergangen werden müsse, was langweilig ist und nicht erzählt werden sollte; ob ich aber dessen ohngeachtet das richtige Maaß getroffen habe, bleibt eine Frage, welche nur meine Leser zu beantworten vermögen.

Friedrich II. hatte auf meine Erziehung einen sehr ungünstigen Einfluß geübt. Mein Vater — ein Offizier des siebenjährigen Krieges — kannte die erste von allen Forderungen seines Königs an junge Offiziere, welche sich auf eine schnelle Carriere vorbereiteten. Geläufigkeit der französischen Sprache, und hierauf wurde mein ganzer Unterricht gebaut, der aller Gründlichkeit entbehrte.

In der damaligen Zeit kannte man kein anderes Mittel den Kopf aufzuräumen, als durch das Treiben der todten Sprachen. Mein Vater meinte, das könnte ja durch eine lebende und zwar die französische Sprache eben so gut geschehen und das Argument hatte an sich eine Seite, welche als richtig anerkannt werden mußte. Indeß wurde dabei übersehen, daß die Mittel, alte Sprachen zu lehren und zu treiben, sehr gründlich ausgebildet waren, während die Lehrer der lebenden Sprachen, vorzüglich der französischen, das Studium der Grammaire fast ganz ausschlossen, indem angenommen war, daß dieser Theil mit den alten Sprachen bereits erworben sei. Der Beweis, daß diese Voraussetzung nicht richtig war, konnte

zu nichts führen, denn kein Lehrer der neuern Sprachen hatte die gründliche Vorbildung zum Unterricht nach der Grammaire.

So war also auch an dem Ort meiner Erziehung (der Universität Halle) kein französischer Sprachlehrer zu finden, der fähig gewesen wäre, die Sprache par principe oder nach der Grammaire zu lehren. —

In den Jahren, wo die ersten Studien beginnen sollten, mußte ich nach der damaligen Sitte als Fahnenjunker (Portépée-Fähnrich) in die Armee treten, es war also kein Wunder, daß ich bei meinem Offizierwerden sehr wenig gelernt hatte. Vom Jahre 1792 ab, bis 1802 trieb ich mich in den Revolutions-Kriegen am Rhein und ohne in eine Garnison zu kommen, auf den Demarkations-Linien herum. Die Erfahrung trat an die Stelle eines ausbildenden Lehrmeisters für das militairische Wissen; ich hatte Sinn für Mathematik, wurde daher von 1798 bis 1802 zum Aufnehmen und zur Legung des Dreiecks-Netzes für die Lecoq'sche Karte von Westphalen gebraucht und 1803 nach abgehaltener Prüfung in den neu organisirten Generalstab gesetzt.

Von dieser Zeit ab begünstigten eine Menge zusammentreffender Umstände meine Ausbildung für diesen Dienstzweig.

Drei Jahre lang bis 1805 war ich als Gehülfe des Herrn von Zach (Direktor der Seeberger Sternwarte) bei der Thüring'schen Gradmessung angestellt, dirigirte die Thüring'sche Messung, und bereiste die mitteldeutschen Länder.

Ich war der Brigade des Generalstabes unter dem Obersten von Scharnhorst zugetheilt, der meinen guten Willen und meine Thätigkeit freundlich aufmunterte. Scharnhorst hatte vorzüglich die Napoleon'sche Art der Kriegführung und die Mittel, um ihm zu widerstehen, zum Gegenstand seines eifrigen Studiums gemacht, und strebte darnach, junge Männer für den vorauszusehenden Krieg mit diesem gefährlichen Gegner vorzubereiten.

Die Mühe, die er sich mit mir gab, blieb nicht ohne Früchte, und als im Jahre 1805 die Armee mobil wurde, hielten mich meine Kameraden so wie die höheren Offiziere des Generalstabes für einen thätigen, unverdrossenen und seinem Geschäft gewachsenen Offizier.

Ich war dreißig Jahr alt, Quartier-Meister-Lieutenant, gesund, kräftig und in meinem Innern glücklich und zufrieden. Eine edle Frau war mir geworden und drei hoffnungsvolle Kinder verschönerten unsre, der Häuslichkeit gewidmeten Tage.

## Das Jahr 1805.

Der Generalstab bestand in seiner neuen Organisation seit drei Jahren.

Der General-Quartier-Meister (General-Lieutenant von Geusau) bestand eigentlich nur dem Namen nach, denn als Vorsteher des Krieges-Departements und Chef des Ingenieur-Corps war er ein überbeschäftigter Mann, der nicht Zeit hatte, sich um den Generalstab zu bekümmern.

Man wußte auch im Voraus, daß er einen Krieg nicht mitmachen werde.

Unter ihm standen 3 General-Quartier-Meister-Lieutenants, wovon jeder eine Brigade, bestehend aus Stabs-Offizieren, Capitains und Lieutenants-Adjoints unter sich hatte.

Der älteste von ihnen, Oberst von Phull, hatte seine Erziehung in dem damals so berühmten Würtembergischen Militair-Institut erhalten, und stand in dem Ruf eines großen Gelehrten. Er war kalt, verschlossen, verdrießlich von Natur, immer bitter, sarkastisch und ein großer Egoist.

Das Soldatenleben und die Kameradschaft war ihm völlig fremd.

Er verstand nicht mit Menschen umzugehen, stieß alles von sich zurück und lebte isolirt. Er hat vielen Menschen imponirt, wenigen Vertrauen, keinem Liebe einzuflößen gewußt.

Der älteste nach ihm war der Oberst von Massenbach, in demselben Institut als Oberst von Phull erzogen, aber ein vollständiger Gegensatz von diesem. Ein Feuerkopf, reich an Ideen mit einer ihn aufreibenden, aber nie practischen Thätigkeit. Daneben heftig, unstet, ein Rechthaber, und von der besonderen Leidenschaft geplagt, alles um sich her zu regieren. Wo er Unterwürfigkeit fand, zeigte er Gemüthlichkeit, Widerstand konnte er durchaus nicht vertragen. Er schätzte die Kunst der Rede sehr hoch, er war auch dazu begünstigt durch eine

sonore Stimme und ein schönes belebtes Auge mit einer hohen offnen Stirn, allein der Eindruck blieb aus, weil die Kunst dem Zuhörer sogleich fühlbar wurde und die Rührung, die er andern aufzudringen trachtete, ihn stets zuerst ergriff.

Der dritte General-Quartier-Meister-Lieutenant war Oberst von Scharnhorst, ein vollständig wissenschaftlich gebildeter Mann, der aus dem hanöverschen Dienst, in welchem er die Feldzüge von 1793—1794 als Offizier des Generalstabes mitgemacht hatte, als Major in unsere Armee übergegangen war. — Er hatte in allen Waffen gedient und hatte als Lehrer und Schriftsteller ein unermüdliches Streben nach Klarheit ausgebildet.

Mit wenigen Fragen, die er sehr einfach und gemüthlich zu thun pflegte, hatte er ergründet, ob ein junger Mann neben seinen Kenntnissen mit Eifer diente, mit Geistesgegenwart ausgerüstet war.

Bei der Beurtheilung der Menschen hatte er immer mehr das Können als das Wissen im Auge, weil das erste eine gründliche Verarbeitung des letzten in sich schloß.

Ein Mann, der so gelehrt war als Scharnhorst, durfte dieses große Wort aussprechen.

Es ist ihm mehrfach vorgeworfen worden, daß er zu bedächtig sei, und daher vielmehr den Eindruck eines Professors als eines Offiziers mache. In dieser Anschuldigung lag etwas wahres, indeß ging seine Absicht gerade dahin, so zu erscheinen. Es fehlte ihm nicht an Feuer, es war jedoch ein gedämpftes, ein geläutertes.

Es gab damals in der preußischen Armee von den Generalen bis zu den Fähnrichen Brauseköpfe ohne Zahl, und diejenigen, die es nicht von Natur waren, eigneten sich ein auffahrendes brutales Wesen an, weil sie glaubten, es gehöre zum militairischen Handwerk, und Friedrich II. habe es so gewollt. Es galt damals als Regel, welche jedem jungen Offizier unaufhörlich wiederholt wurde, nicht allein (wie man es damals nannte) determinirt antworten, sondern überhaupt antworten, ohne sich einen Augenblick zu besinnen, ob die Antwort eine richtige oder eine falsche sei. Friedrich II. habe nie eine, als Antwort schnell ausgesprochene Lüge getadelt, er habe aber die Offiziere, welche sich nach einer von ihm gestell-

ten Frage auf die Antwort besonnen hätten, weggejagt, und zwar mit vollem Recht.

Das war eine schlimme Lehre und es gehörte Scharnhorst's Muth dazu, ihr practisch entgegen zu treten.

Wenn man das Offizier-Corps der preußischen Armee vor dem Jahre 1802 und im Jahre 1813 vergleicht, so wird man zugestehen müssen, daß sein Beispiel nicht ohne Erfolg geblieben ist.

Die Friedensbildung der Offiziere des Generalstabes lag in den Händen dieser 3 Brigadiers, ohne obere Leitung, so, daß jeder darauf einwirken konnte, wie es ihm gerade zweckmäßig erschien.

Die beiden ältesten Brigadiers verspotteten Scharnhorst als einen pedantischen Schulmeister, fütterten ihre Offiziere mit genialen Ideen, die sie nicht zu verdauen vermochten, und nur Scharnhorst ging einen wohlüberlegten Weg, um in der militairischen Hierarchie fleißige Handlanger, tüchtige sich nicht überhebende Gesellen und verständige Meister auszubilden, welche nicht glaubten, alles allein machen zu können.

Bis zum Jahre 1805, wo die Mobilmachung der Armee erfolgte, hatte ich bei der 3ten Brigade unter Scharnhorst gestanden. In der neuen Eintheilung wurden die Offiziere aller 3 Brigaden gemischt, und hier zeigte sich denn, wie wenig es gelungen war, in den 3 Brigaden des Generalstabes gleichartige Ansichten über die Kriegführung, noch weniger aber eine gleichartige Geschäftsführung für diesen wichtigen Dienstzweig in der Armee einzuführen. Uns, von der 3ten Brigade schien es, als ob in den andern Brigaden viel Egoismus, aber wenig practischer Griff entwickelt worden sei.

Ich war der Armee des Fürsten von Hohenlohe zugetheilt, welche sich in Thüringen, Hauptquartier Erfurt versammelte.

Oberst von Massenbach war als General-Quartier-Meister dieser Armee angestellt, und ich war der älteste Offizier des Generalstabes unter ihm.

Der Fürst von Hohenlohe-Ingelfingen war in den Grundsätzen des 7jährigen Krieges erzogen, von Friedrich II. begünstigt und hatte bereits 1792, 93 und 94 selbstständige Abtheilungen, zuletzt Corps, geführt.

Massenbach war damals bereits sein Quartier-Meister gewesen. Der Fürst hatte viel persönlichen Ehrgeiz, liebte den Kriegsruhm, hatte sich als tapferer Offizier bewährt, war viel mehr Taktiker als Stratege, jedoch durch seine Kurzsichtigkeit von früher her verhindert, größere Truppenbewegungen auf den Exerzierplätzen zu übersehen. Im Jahre 1805 war seine Felddienstfähigkeit mehr als zweifelhaft.

Er litt am Podagra und hatte gerade, als ihm das Commando angetragen wurde, einen heftigen Anfall, den er durch tägliche Einreibungen mit Opodeldok abzuwehren trachtete.

In den Morgenstunden roch sein ganzes Quartier nach seiner Krankheit, die er jedoch sorgfältig, obwohl vergebens, zu verbergen strebte.

Hätte er seinen körperlichen Zustand, und die Ansprüche, zu welchen ein so bedeutendes Commando berechtigte, klar übersehen, so mußte er bereits 1805 das Commando ablehnen. Durch diesen Schritt hätte er für sich selbst und für die Armee das schwere Unglück abgewendet, was ein Jahr später eintrat.

Das Verhältniß zwischen dem Fürsten und Massenbach war ganz eigenthümlicher Art. Massenbach imponirte und beherrschte den Fürsten in allen militairischen Ideen, jedoch nicht ohne Widerstand, der sich indeß darauf beschränkte, den Anschein der Selbstständigkeit zu wahren.

Damit war aber Massenbach nicht zufrieden, er verlangte eine augenfälligere Unterwerfung und suchte jede Gelegenheit auf, seinen Gegner durch Empfindlichkeiten zu ermüden, wohl wissend, daß der gutmüthige Fürst bei solchen Neckereien am Ende immer wieder die Hand zur Versöhnung bot. In Erfurt war ich Zeuge eines solchen Massenbach'schen Unterwerfungs-Versuchs, der eine komische Scene veranlaßte, welche belustigend gewesen sein würde, wenn sie nicht auf längere Zeit gestörte Verhältnisse herbeigeführt hätte.

Massenbach hatte für die militairische Gesellschaft in Berlin eine Lobrede des Herzogs Ferdinand von Braunschweig, den Sieger bei Crefeld, Minden rc. geschrieben.

Der Fürst hatte davon gehört, und wünschte sie zu lesen. Massenbach erbot sich zu einer Vorlesung, schlug die gefährliche Stunde gleich nach der Mittagstafel vor, und die Majors

von Pirch, von Röder (Adjutanten des Fürsten) und ich, wurden dazu geladen.

Massenbach vertraute mir an: daß er diese Gelegenheit benutzen werde, um etwas ganz besonderes für das Wohl der Armee und den Fürsten zu bewirken.

Die Acten des 7jährigen Krieges waren nach dem Tode des Herzogs Ferdinand in das Archiv nach Berlin gekommen, und aus diesen hatte man ersehen, was damals noch wenig oder gar nicht bekannt war, daß ein Braunschweigischer Secretair Westphal, der den Herzog als solcher in diesen Feldzügen begleitete, zugleich als sein vertrauter Stratege gebraucht worden war. Westphal wohnte während des Krieges Zimmer an Zimmer mit dem Herzog, und hatte seine militairische Correspondenz zu führen, wodurch er von allen Ereignissen und allen Verhältnissen der Armee eben so genau unterrichtet war, als der Herzog selbst.

Wenn die alliirte Armee in Folge des vorgestreckten Ziels oder in Folge der Märsche des Gegners genöthigt war, eine Bewegung zu machen, so schrieb der Herzog das Motiv dazu auf einen gebrochenen Bogen, gab ihn in das Nebenzimmer und Westphal hatte daneben zu schreiben, was nach seiner Ansicht die alliirte Armee zu thun habe.

Aus dieser Correspondenz ergiebt sich nicht allein, daß Westphal ein für diesen Zweig ganz ungewöhnlich begabter Mann gewesen sein muß, sondern auch, daß der Herzog in der Regel seine Anträge genehmigte, und daß daher dieser bedeutende Mann einen großen Einfluß auf den glücklichen Ausgang der Feldzüge des Herzogs Ferdinand gehabt hat.

Massenbach beabsichtigte für den uns bevorstehenden Feldzug, der Westphal des Fürsten von Hohenlohe zu sein, und er sah die Vorlesung seiner Lobrede als eine günstige Gelegenheit an, dem Fürsten begreiflich zu machen, daß durch diese großartige Organisation der Kriegsruhm des Herzogs Ferdinand viel tiefer begründet sei, als durch alle seine gewonnenen Schlachten.

Meine Zweifel, daß es gelingen werde, den Fürsten in diese — ihm bis jetzt ganz fremde — Richtung zu bringen, blieben unbeachtet, und die zu diesem Zweck umgearbeitete Lobrede wurde mit gehörigem Pathos vorgelesen.

Massenbach saß dem Fürsten gegenüber, die Lichter standen zwischen beiden, ich aber konnte den Ausdruck der beiderseitigen Gesichtszüge beobachten.

Die Lobrede war an sich nicht kurz, jedoch durch die etwas breiten Zusätze der Verhältnisse des Herzogs zu seinem Secretair bedeutend verlängert und wie wir uns nicht bergen konnten, etwas ermüdend geworden.

Dem Fürsten fielen allmählig die Augen. Massenbach konnte es nicht sehen. Die zum Schlaf unbequeme Stellung brachte einige schnarchende Töne hervor, Massenbach las mit solchem Feuer, daß er nichts hörte.

Als er an die Stelle kam, auf deren Effect er am meisten gerechnet hatte, standen bereits dicke Schweißtropfen auf seiner hohen Stirn; seine Stimme wurde bewegt, seine Augen füllten sich mit Thränen, und mit dem Preisen des unvergänglichen Ruhmes seines Helden war der große Augenblick eingetreten, in welchem sein feuchtes Auge — Beifall strahlende Blicke des Fürsten suchend — nach einer Seitenbewegung des Kopfes, um die Lichter herum sehend, gewahrte, daß sein Haupt-Zuhörer sich in tiefem Schlafe befand.

Als der Fürst durch die plötzlich eingetretene Stille erwachte, hatte Massenbach bereits mit wüthenden Blicken und einigen schweren Seufzern seine dickleibige Rede zusammen gepackt und verließ unter einigen unangenehmen Reden das Zimmer.

Der Fürst, zuerst verlegen, dann aber empfindlich, befragte uns: ob wir gewacht hätten? und als die Adjutanten erwiederten, der Respect gebe große Kräfte, beschwerte er sich über die Insolenz, eine so langweilige Abhandlung gleich nach Tisch vorzulesen.

Massenbach konnte diese, seine Eitelkeit so schwer verletzende Scene gar nicht vergessen, und bewirkte durch sein Benehmen, daß die Verstimmung zwischen ihm und dem Fürsten zur öffentlichen Kenntniß kam. — Als er jedoch nach Berlin berufen wurde, um dort einem Kriegsrath in Gegenwart des Königs beizuwohnen, bedurften beide einander, Massenbach um seine Stimme dadurch zu verstärken, daß er sagen konnte, sein Feldherr sehe die Sachen ganz so wie er an, der Fürst aber bedurfte seiner, um der Welt glauben zu

machen, daß er seinen General-Quartier-Meister mit Instructionen zu diesem Kriegsrath abgesendet habe.

Uebrigens wollte Massenbach seine Stellung als General-Quartier-Meister des Fürsten nicht aufgeben. Er wußte sehr wohl, daß er mit keinem andern General en Chef so gut als mit diesem fertig werden konnte und versuchte es deshalb in Berlin durchzusetzen, daß der Fürst zum Generalissimus ernannt werde, was jedoch nicht gelang, da man seine Schwäche und Eitelkeit dort zu genau kannte.

In Folge dieses Kriegsraths wurde ein kleines Corps unter dem General von Blücher in Bayreuth zusammen gezogen, (dem ich als Quartier-Meister-Lieutenant zugetheilt war) um von dort aus den Folgen der Schlacht von Austerlitz, der Besetzung des Fürstenthums Ansbach durch das Corps des Marschall Bernadotte, in der größten Nähe zuzusehen.

Hier stand ich zuerst unter den Befehlen des Mannes, dem 8 Jahre später das Glück wurde, Europa so bedeutende Dienste zu leisten, ich lernte alle seine guten Eigenschaften kennen, den ächten Soldaten als würdiges Vorbild in ihm schätzen. Ich sah die französische Armee in Ansbach, die Leichtigkeit der Bewegung ihrer Infanterie und erkannte, daß ohne bedeutende Veränderungen in der unsrigen wir in einem Kriege unterliegen müßten.

Alle Infanterie-Offiziere zu Fuß mit dem Tornister auf dem Rücken, bis auf den Bataillons-Commandeur und Adjutanten, während unsre Bataillons 50 Luxus-Pferde bedurften! General Rüchel war mein Gönner; ich sendete ihm ein Memoire über diesen Gegenstand. Er antwortete mir: „Mein Freund! Ein preußischer Edelmann geht nicht zu Fuß!"

Das Corps von Blücher wurde nach der Besitznahme von Hanover zurückgezogen, ich mußte bis kurz vor dem Ausbruch der Feindseligkeiten im Jahre 1806 bei dem General-Major Graf Tauentzien in Bayreuth bleiben, der die Fränkische Brigade kommandirte. Ich benutzte meine Zeit, um ein Tableau der französischen Armee zusammen zu stellen, aus welchem die Ordre de bataille aller Corps nach ihren Regiments-Nummern hervorging. Dies war uns nothwendig, unentbehrlich, aber nicht daran gedacht, es für die Commandirenden zu beschaffen.

Der Herzog von Braunschweig hatte davon gehört, und dies mag die Veranlassung gesen sein, daß er mich zu seiner Person nach Halle, seinem Haupt-Quartier, berief.

Hier traf ich den Herzog als Generalissimus der Armee, ungewiß über die politischen Verhältnisse Preußens zu Frankreich und England, ungewiß über die Stärke und Stellung der französischen Armee-Corps in Deutschland, ohne einen festen Plan und Verabredung über das, was geschehen sollte. Der Herzog war aber weit davon entfernt, die Verantwortung eines Handelns nach Umständen auf sich zu nehmen, vielmehr hatte er sich vorbehalten, dem Könige einen Plan zur Genehmigung vorzulegen.

Der Herzog von Braunschweig hatte mit 72 Jahren zwar noch eine merkwürdige körperliche Rüstigkeit und Frische des Geistes, indeß war er mißtrauisch und übermäßig vorsichtig geworden, ihm mangelte die Einfachheit in der Behandlung der Geschäfte, und die Begebenheiten waren ihm dergestalt über den Kopf gewachsen, daß, weit davon entfernt sie zu leiten, er von ihnen beherrscht wurde.

Er hatte das Commando angenommen, um dem Kriege auszuweichen, ich darf das mit einer solchen Bestimmtheit sagen, weil ich es aus seinem Munde mehr als einmal gehört habe, wenn die ihm zunächst Untergebenen ihm das Commando erschwerten, oder hinter seinem Rücken Dinge ausführten, mit denen er in keiner Art einverstanden war. Wenn ich denn im Vortrag bei geschlossener Thüre die Mittel angab, den Gehorsam zu erzwingen und zu erhalten, so stieg sein Unwille, bis zu dem Grade, daß er die Charakteristik dieser nächsten Umgebungen in die einfachsten aber bittersten Worte kleidete.

Er nannte dann den Fürsten von Hohenlohe einen schwachen und eitlen Mann, der sich von Massenbach regieren ließ, den General von Rüchel einen Fanfaron, den Feldmarschall Möllendorf einen abgestumpften Greis, den General von Kalkreuth einen listigen Ränkeschneider und die Generale en second ordre talentlose Routiniers, worauf er dann jederzeit schloß:

> Und mit solchen Leuten soll man den Krieg führen, den Krieg gegen Napoleon, nein, der größte Dienst, den ich dem Könige leisten kann, ist, wenn es mir gelingt, ihm den Frieden zu erhalten.



Der General-Quartier-Meister-Lieutenant von Phull war in die Suite des Königs gebracht worden, weil der Herzog ihn haßte; man hatte ihm Scharnhorst als General-Quartier-Meister überwiesen, den er zwar schätzte, mit dem er aber sich über militairische Gegenstände zu berathen, eine besondere Scheu hatte.

Lucchesini und Haugwitz waren des Herzogs Hoffnungssterne, weil diese ihn glauben machten, der Krieg könne noch vermieden werden. Noch klingt es in meinen Ohren, wie Lucchesini nach seiner Ankunft aus Paris im Königlichen Haupt-Quartier Naumburg, auf des Herzogs Frage über Napoleons Absichten ihm erwiederte: Monsigneur — il ne sera jamais l'agresseur jamais jamais.

Eine innere Zufriedenheit überzog bei diesen Worten das Gesicht des Herzogs.

Er machte den beiden Ministern Lucchesini und Haugwitz förmlich die Cour, weil er sie als die Partei des Friedens betrachtete.

Scharnhorst kam einen Monat später als ich im Haupt-Quartier an, da er noch in Königlichen Aufträgen reiste. Ich wollte nun zu der Division des Herzogs von Weimar abgehen, zu der ich nach meiner Anstellung gehörte, Scharnhorst hielt mich zurück. Er hatte das natürliche Mißtrauen des Herzogs zu überwinden, was mir nicht im Wege stand. Aber ich war der Subaltern, der nur sprechen durfte, wenn er gefragt wurde. — Scharnhorst hatte in seinen Vorträgen etwas methodisches, was dem Herzog nicht angenehm war, denn er wußte, wenn er anderer Meinung war, nicht anders als durch eine feierliche Gegenrede aus der Sache zu kommen.

Wenn Scharnhorst Vorschläge im Geist der neuern Kriegführung machte, so stutzte der Herzog, sah mich mit seinen großen Augen an, als ob ich reden sollte. Wenn ich schwieg, so wußte er mich in das Gespräch zu ziehen, und wenn ich es versuchte, die practischen Ideen des geistreichen Scharnhorst in ein noch glänzenderes Licht zu stellen, so war er verstimmt. Eines Morgens, als ich Scharnhorst zum Vortrag abholte, sagte er mir: ich kann mit diesem wunderbaren, aus Vorurtheilen zusammengesetzten Mann nicht fertig werden. Ich kann das Vertrauen, was er zu Ihnen hat, nicht auf's Spiel

setzen, stimmen Sie mir bei den wichtigen Fragen über die Entscheidungen des Krieges nicht bei, damit unser Feldherr nicht glaubt, wir wären in einer fortwährenden Verabredung, um ihn zu beherrschen.

Der Herzog liebte es, sich durch Conferenzen von 8 bis 10 Personen über die strategischen Verhältnisse aufzuklären und lud dazu auch den General von Phull ein.

Wir hatten bereits einige Stunden gesessen, und es war viel Unnützes und Uncorrectes gesagt worden, als der Herzog im Nebenzimmer eine Meldung abzunehmen hatte.

Phull sprang in dieser Zwischenzeit mit Heftigkeit auf und rief:

> was soll aus einem so verwünschten Meinungs-Picknick herauskommen?

Bei der berühmten Conferenz in Erfurt am 5ten October, wo alle commandirende Generale, General-Quartier-Meister-Lieutenants, so wie Major von Rauch und ich zugegen waren, verlas Massenbach ein langes Memoire, um zu beweisen, daß die Armee links über Hof und Bayreuth abmarschiren und sich dort mit Oestreich in Verbindung setzen müsse.

In der ganzen Idee war kein gesunder Menschenverstand; Sachsen von dem Erzgebirge, dem Thüringer Wald bis zum Harz, umzogen, bildet ein tête de pont für die Elbe von Dresden bis Magdeburg. Wir standen in diesem tête de pont; wir hatten beschlossen, die Feindseligkeiten nicht anzufangen, und Massenbach wollte uns aus dem tête de pont heraus, durch ein Nadelöhr nach Franken führen. Zu welchem Zweck? Es war nicht schwer vorauszusehen, daß Napoleon uns ruhig nach Nürnberg ziehen lassen und von Westen her ungehindert in Sachsen eindringen würde. Was dann? Ueber Hals und Kopf zurück um den Paß bei Hof und die Uebergänge über die Elbe nicht zu verlieren?

Der ganze Vorschlag war keiner Antwort werth.

Indeß der Herzog ließ sich mit Massenbach ein, und da dieser ihm lebhaft antwortete, so fragte der Herzog Scharnhorst: Herr Obrist, was sagen Sie dazu?

Scharnhorst hatte bis dahin alles aufgeboten, um die Armee in Bewegung und Thätigkeit zu setzen, die Eröffnung der Feindseligkeiten durch Napoleon nicht abzuwarten, sondern

seine von der böhmischen Grenze bis nach Frankfurt zur Vereinigung marschirende Armee zu durchbrechen, und zu einer Rückwärts-Concentrirung zu nöthigen, war aber immer auf diese Conferenz vertröstet worden. Er erhob sich nun und erklärte:

> ich kann zwar dem Vorschlag des Obersten von Massenbach nicht beitreten, indeß darauf kommt es hier nicht an, denn ob man im Kriege immer das Beste thut, ist die Frage. Das Beste ist aber gewiß, daß man etwas thut, und in Ermangelung eines bessern mag dies geschehen.

Das war dem Herzog ein völlig unerwartetes Beitreten zu dem Massenbach'schen Vorschlag. Er wollte die Armee nicht in Bewegung setzen, weil er hoffte, daß dadurch der Friede noch erhalten werden könnte.

Der Herzog fragte nun den Feldmarschall Möllendorf, die Generale Graf Kalkreuth, Fürst Hohenlohe, Rüchel, Zastrow, was zu thun sei, und alle fanden, daß sie zu wenig vom Feinde wüßten, um ein Urtheil abgeben zu können.

„Wie das erfahren?"

Durch Detaschements, welche man von Eisenach bis Saalfeld über den Thüringer Wald sendet.

Das war dem Herzog ganz recht, er hatte seine Unter-Feldherrn auf andere Ideen gebracht und konnte sie nun zu näheren Erklärungen auffordern.

Der Fürst Hohenlohe dictirte eine bogenlange Disposition für sein Corps, wie es sich durch den Thüringer Wald echelloniren sollte, damit endlich ein paar Escadrons bis an die Grenze von Coburg und Hildburghausen gegen Franken rücken könnten.

Der Fürst schenkte uns kein Bataillon, keine halbe Batterie, und der Zweck der Conferenz war in die Kunst, eine Disposition zu dictiren übergegangen.

Der General von Rüchel, der hierauf für sein kleineres Corps eine Disposition dictirte, ging noch weiter, gab ermüdende Details, welche gar nicht hierher gehörten und brachte seine Spitze, eine Eskadron, glücklich nach Meiningen, wo die Welt mit Brettern vernagelt war, da das daran grenzende Gebiet des Königs von Baiern, der als Mitglied des neu gestif-

teten Rheinbundes zu Napoleons Alliirten gehörte, als feindlich anzusehen war.

Scharnhorst dankte dem Himmel, daß die Conferenz gegen Mitternacht zu Ende ging, da kein Resultat von einer solchen Versammlung zu erwarten stand.

Wer bei dieser Conferenz zugegen war, konnte sich über den Ausgang dieses Krieges nicht täuschen.

Das waren also die Feldherren, welche den jugendlichen Napoleon mit seinen an Schlachten gewöhnten und kriegslustigen Marschällen bekämpfen sollten?

Die einzeln geschlagenen Schlachten von Jena und Auerstädt, der Rückzug und die Capitulation von Preuzlau und Lübeck, alles das ist bereits so bekannt, daß ich es hier übergehen kann.

Mir war das herzzerreißende einseitige Wiedersehen des Herzogs auf seinem Bett in Braunschweig mit der blutigen Binde über den leeren Augenhöhlen und der eben so traurige Anblick seiner Leiche an seinem Todestage in Ottensee vorbehalten.

Mit tiefem Schmerze starrte ich auf diese Ueberreste eines Fürsten, der seit dem 7jährigen Kriege eine so bedeutende Rolle in der Weltgeschichte gespielt, der viele große und vortreffliche Eigenschaften hatte und ein besseres Loos verdiente.

Nach der Beendigung des Feldzuges von 1806 schrieb ich den Operationsplan der preußisch-sächsischen Armee; ich hatte das Schlachtfeld von Auerstädt aufnehmen lassen, und die beiderseitigen Bewegungen eingezeichnet*).

Scharnhorst, dem ich das Werk nach Königsberg sendete, antwortete mir:

> ich war mit der Darstellung dieser Schlacht beschäftigt; seit ich Ihren Schlachtplan besitze, habe ich alles liegen lassen; — ich kann nichts besseres geben.

*) Um alle Conflicte mit der französischen Polizei in Deutschland zu vermeiden, gab ich mein Werk nicht unter dem Namen heraus, den meine Familie gewöhnlich führt; sondern unter dem Anfangsbuchstaben meines zweiten Namens, dessen wir uns nur bei gerichtlichen Verhandlungen bedienen, C. v. W. mit dem Motto: la critique est aisée mais l'art est difficile. Ich habe diese Bezeichnung auch bei späteren Schriften beibehalten.

Der Zweck, den ich bei meinem Operationsplan hatte, der vorurtheilsfreien Welt zu beweisen, daß die preußische Armee nicht auf eine so schimpfliche Art erlegen hatte, als es die französischen Großprahler darzustellen versuchten und unsre eignen Nichtswürdigen der Welt glauben zu machen trachteten, wurde mehr erreicht, als ich es erwartete*).

Ich hatte den Rückzug mit dem Herzog von Weimar gemacht, der mich nach der Zerstreuung der preußischen Armee diesseit der Oder, als einen Unglücksgefährten einlud, zu ihm nach Weimar zu kommen. Dort übertrug er mir die Stelle eines Vice-Präsidenten. Ich war den Franzosen zu sehr als einer ihrer größten Feinde bekannt, als daß ich hätte nach dem Frieden von Tilsit, dem Könige noch von besonderem Nutzen sein können.

Ich bat daher 1808 um meine Entlassung mit dem Zusatz, daß wenn der König je das Schwert wieder ergreife, ich mich sofort zum Wiedereintritt melden würde.

Der geheime Plan des Herzogs von Weimar ging dahin, so wie seine Residenz bisher der Central-Punkt Deutschlands für Kunst und Wissenschaft war, es nun auch zum Central-Punkt der deutschen Freiheit zu machen, so weit die Verhältnisse es gestatteten, ohne die Aufmerksamkeit des französischen Machthabers auf sich zu ziehen, da ein so kleiner Staat, als das Herzogthum Weimar sich nicht zu widersetzen vermochte.

Ich war in dieser Beziehung neben seiner würdigen, so hoch verständigen Gemahlin, der einzige Vertraute des Herzogs und dieser Zustand ist geblieben, bis im Jahr 1813 der Krieg wieder ausbrach.

*) In der Verlassenschaft des Generals von Clausewitz fand sich eine Darstellung der Campagne des Jahres 1806 völlig der Wahrheit gemäß und geistreich aufgefaßt, indeß nicht ohne eine so scharfe Critik, daß sie in Bitterkeit überging. Zur Zeit seines Todes lebte noch eine Zahl der von ihm heftig getadelten Männer, und es wurde für angemessen gehalten, die Veröffentlichung zu vertagen. Nach dem Ableben des Königs Friedrich Wilhelm III. kann und wird es hoffentlich im Druck erscheinen. Ein Memoire von Gentz hat den politischen Theil der kurzen Campagne abgehandelt. So viel ich nachkommen konnte, steht keine Unwahrheit darin.

Die vielen literarischen Correspondenzen, welche in Weimar mit allen Theilen von Deutschland unterhalten wurden, die alte Gewohnheit des Herzogs, sich von seinen Charges d'Affaires oder besoldeten Correspondenten, Nachrichten aus allen Theilen Europa's mittheilen zu lassen, erleichterte das Nachrichtenfach.

Die Gastfreiheit des Weimar'schen Hofes und die vielen Fremden, welche sich immerwährend in Weimar befanden, gaben Gelegenheit zur Verbreitung von Ansichten, welche mit dem Zweck in naher Verbindung standen.

Meine Rolle bei diesem Treiben war, alles zu vermeiden, was das fürstliche Ehepaar compromittiren konnte, und wenn ein Opfer gebracht werden mußte, mich selbst dazu zu bieten. Indeß ich verschmähte keine Vorsicht, und begleitete jährlich den Herzog auf seiner Badereise nach Teplitz, wo sich entfernt von der lästigen französischen Beaufsichtigung und entfernt von der französischen Polizei in Erfurt, manches viel freier und sicherer betreiben ließ, als in Weimar.

So gelang es denn, daß bis zur Zeit des Verbrennens der englischen Colonial-Waaren, Weimar der Central-Punkt der deutschen Freiheit im wahren Sinne des Worts war. — Von Weimar aus wurden die Schwachen ermuthigt, der Haß gegen den Tyrannen genährt, und manches ohne Aufsehen vorbereitet, was 1813 beim Ausbruch des Krieges sich als ächt deutsches Element zeigte.

Wenige aber zuverlässige verschwiegene und einflußreiche Freunde von allen Theilen in Deutschland waren von dem Zweck unterrichtet.

Der Herzog hatte das große Talent unter einem jovialen oft an das Frivole streifenden Aeußern, zu verbergen, was in ihm vorging und was er bezweckte, so daß die Franzosen ihn für unschädlich hielten.

Bei der Zusammenkunft des Kaisers Alexander mit Napoleon, im Spätjahr 1808 in Erfurt, hatten alle, die nicht dem neuen französischen System angehörten, schwere Demüthigungen zu erfahren.

Napoleon hatte sichtlich das Streben, den Kaiser durch persönliche Aufmerksamkeit für seine Zwecke zu gewinnen, auf

der andern Seite aber ihn an das durch den Frieden von Tilsit entstandene neue Verhältniß zu gewöhnen.

Er betrachtete sich als den Wirth, den Kaiser als Gast und machte die Honneurs mit besonderer Sorgfalt.

Der Kaiser fand in einem für ihn eingerichteten Hause alle Bequemlichkeiten. Napoleon hielt täglich Tafel, und versäumte nie in Escarpins, den Hut unter dem Arm den Kaiser auf dem Perron seiner Treppe zu empfangen.

Seine nächsten Umgebungen, der Prince de Neufchatel, der Grand-Marechal Duroc, der Grand-Ecuyer Caulaincourt, die zahlreichen Adjutanten, die zu dieser Zusammenkunft befohlenen Marschälle, Soult, Lannes, Oudinot ꝛc., der Prince Talleyrand, Duc de Bassano ꝛc. fetirten den Kaiser und den Großfürsten Constantin, versteht sich in der Haltung vornehmer Leute.

Ein Theil der französischen Armee kam während des Congresses regimenterweise aus Preußen zurück und war nicht absichtlos, über Erfurt dirigirt, wo Napoleon sie vor den Thoren von Erfurt besichtigte. Es waren Truppen, welche Napoleon seit dem Frieden von Tilsit nicht gesehen hatte.

Der Kaiser wurde von Napoleon zu einer solchen Parade abgeholt; der ihn zu seiner Rechten reiten ließ. Auf dem Felde angekommen, gab Napoleon seinem Schimmel die Sporen und jagte auf den rechten Flügel die Fronte herunter, ohne sich um den Kaiser zu bekümmern, der auf einem Napoleonischen Pferde wie ein Adjutant nachjagen mußte. Hierauf setzte sich das Regiment in geschlossene Colonne und Napoleon rief dem Obristen zu: les braves en avant. — Eine Zahl von Offizieren, Unteroffizieren und Gemeinen trat vor, und bildeten einen großen Halbkreis.

Napoleon stieg vom Pferde, alles folgte, er lud den Kaiser und den Großfürsten Constantin ein, zu seiner Rechten zu treten, links von ihm stand der Prince de Neufchatel, die Schreibtafel in der Hand.

Der noch offene Halbkreis schloß sich durch die anwesenden Fürsten und ihre Suiten.

Der Commandeur des Regiments rief nach der Reihe jeden der Vorgetretenen einzeln nach seinem Namen auf und stellte ihn Napoleon vor, der dann fragte: wo und in welcher Art er sich ausgezeichnet habe.

Das Regiment hatte bei Friedland zur Entscheidung der Schlacht beigetragen und alle zu vertheilende Belohnungen waren für diese Schlacht. Die Leute erzählten nun ihr Benehmen während der Schlacht. Der eine hatte mit eigner Hand so viel Russen getödtet, so viel zu Gefangenen gemacht, der andre hatte eine Fahne, der dritte hatte Kanonen erobert, ein vierter hatte ein russisches Bataillon in's Wasser gejagt, wo es ertrank — Napoleon hörte alles aufmerksam an, und bestimmte dann, was der Prince de Neufchatel aufschrieb, Avancement oder legion d'honneur; bei jedem neu Vortretenden that er immer wieder dieselben Fragen, so daß sich den Anwesenden der Eindruck aufdrang, es sei seine Absicht, dem Kaiser Alexander eine Verlegenheit oder eine Marter zu bereiten. Alle Augen richteten sich unwillkürlich auf den Kaiser, der in der ruhigsten Haltung neben ihm stand, bis der letzte der zu Belohnenden seine Heldenthaten in ein glänzendes Licht gestellt hatte. Der Großfürst Constantin hatte sich aus dem Kreise entfernt und besichtigte eine aufgefahrene Batterie.

Daß die Russen und Deutschen Napoleons Benehmen roh und empörend fanden, bedarf wohl kaum der Erwähnung; allein zur Ehre der Franzosen muß ich bemerken, daß in vielen Gesichtern der Umgebung Napoleons Mißbilligung zu lesen war.

Gleich in den ersten Tagen hatte Napoleon dem Herzog von Weimar gesagt: Ich höre, daß Sie gute Jagden haben, geben Sie uns ein Treibjagen.

Der Herzog verbeugte sich und bat um die Bestimmung des Tages. Napoleon erwiederte: ich muß mir erst meine Gewehre von Paris kommen lassen; Duroc wird Ihnen anzeigen, wenn sie eingetroffen sind, und dann verabreden wir das Weitere.

Der Herzog wußte, daß ich meine Berliner Bekanntschaft mit Duroc in Erfurt erneuert hatte und übertrug mir diese Verabredung.

Duroc schlug mir vor, den ersten Tag Hirschjagd, Diner in Weimar, nach der Tafel ein kurzes Concert, dann Theater und Ball. Am folgenden Tage wollte Napoleon dem Kaiser das Schlachtfeld von Jena zeigen, dann ein Dejeûner unter dem Zelt, hierauf eine Hasenjagd und nach derselben Rückreise nach Erfurt.

Dieses Verlangen erschien ausführbar und Duroc behielt sich die Details bis nach einer von ihm einzuholenden Instruction des Kaisers vor. Diese ging nun dahin: daß mir nicht allein eine namentliche Liste für die Ceremonien-Tafel übergeben wurde, sondern zugleich eine Zeichnung für die Form des Eßtisches (halbrund und nur auf der äußeren Seite des Bogens besetzt) mit den Namen beschrieben, wie alles sitzen sollte.

Diese alle Begriffe übersteigende Arroganz erschien mir doch allzu stark, um sie so ganz geduldig hinnehmen zu können. Ich fragte daher Duroc: ob es denn die Absicht seines Herrn sei, daß er zu dieser Tafel einladen solle? „Nein! der Herzog sei ja der Wirth, und bei unsrer Besprechung handle es sich nur um die Beobachtung der Etiquette." — Nun machte ich bemerklich, daß sich in dieser Liste Verstöße gegen die Etiquette fänden, zu welcher der Herzog in seiner Residenz verpflichtet sei, denn nach dieser Zeichnung z. B. wäre die Prinzessin Caroline von Weimar zwischen ihre Frau Mutter und den Kaiser Alexander gesetzt und da gehöre sie nicht hin. Duroc behauptete, eine unvermählte Tochter gehöre stets neben ihre Mutter, ich dagegen: nach unsern deutschen und europäischen Etiquetten habe eine Prinzessin, welche bereits einen eigenen Hofstaat habe, auch ihren eigenen Rang und Platz. Ferner sei die Herzogin von Würtemberg, eine Verwandte des Kaisers Alexander, zum Besuch bei der Frau Herzogin, wohne im Schloß und gehöre an die Tafel, so wie der Herzog von Oldenburg, als naher Verwandter des Kaisers von Rußland.

Duroc holte sogleich eine Entscheidung von Napoleon und brachte eine neue Zeichnung, nach welcher er seinen Platz nun rechts der Herzogin, den des Kaisers Alexander links der Herzogin zwischen Mutter und Tochter vorgeschrieben hatte, auch war der Herzog von Oldenburg auf dem linken Flügel aufgenommen. Dies sei nun unabänderlich, denn die Herzogin von Würtemberg habe nicht den Rang, um an der Tafel mitzuspeisen. Uebrigens sei es die Absicht seines Kaiserlichen Herrn der Frau Herzogin, die er hoch schätze, etwas Angenehmes zu erzeigen, und er habe daher befohlen, seine französischen Schauspieler in Weimar spielen zu lassen.

Ich nahm dies als eine besondere Höflichkeit an und erkundigte mich wegen Vorbereitung der Dekorationen nach dem Stück. Duroc erwiederte: Talma ist bereits unterrichtet.

. Der Herzog wollte sich dieses willkürliche Ausschließen der Herzogin von Würtemberg nicht gefallen lassen, es wurde mit dem Kaiser Alexander darüber gesprochen, der jedoch zum Frieden rieth. Die Herzogin mußte sich für diesen Tag krank melden. Von Talma erfuhr ich, daß Napoleon für Weimar „la mort de Cesar" bestellt habe.

Ich wollte meinen Ohren nicht trauen und fragte ein zweites Mal. Das Stück durfte in Frankreich seit Napoleons Erhebung nicht mehr gegeben werden.

Napoleons Bewunderer haben es großartig gefunden, daß er es in Weimar geben ließ!

Daß er es vor Deutschen geben ließ, welche er sämmtlich für Schlafmützen hielt und von denen er zu sagen pflegte: „sie sind zufrieden, wenn sie ihre Kohlerndte im Keller haben," darin habe ich nichts Großes, sondern nur etwas Beleidigendes, Brutales, finden können.

Auch war wohl im ganzen Repertoire der französischen Tragödie kein Stück ungeeigneter, als gerade dies, um es zu Ehren einer Dame geben zu lassen.

Duroc hatte mich nach der Polizei in Weimar gefragt. Ich hatte ihm geantwortet: wir hätten eine Polizei um die Schornsteine fegen, die Straßen reinigen zu lassen, aber von einer haute police wüßten wir nichts. Ich nahm daher seinen Vorschlag, eine Brigade französischer Gensd'armen nach Weimar zu senden, gern an, denn es wäre sehr gewagt gewesen, dem Herzog von Weimar die Verantwortlichkeit für die Sicherheit eines Eroberers zuzuschieben, der die friedlichen Deutschen in so tiefes Unglück gebracht hatte.

Unter den vielen Neugierigen, welche zu dieser Jagd nach Weimar strömten, hatten sich zwei Preußen befunden, welche auf guten Pferden in Mäntel gehüllt (unter denen sie Musquetons verborgen hatten) Napoleon am Webicht (einem kleinen Hölzchen bei Weimar) erwarteten, um seinem Leben ein Ende zu machen. Er kam in einem offenen Wagen an, aber wer saß neben ihm? — der Prinz Wilhelm von Preußen. Die Verschworenen waren darüber einig, ihre Musquetons ab-

zufeuern, wenn auch ein Vertrauter aus seinem Gefolge neben ihm durch eine der vielen streuenden Kugeln als unschuldiges Opfer fallen sollte.

Als sie den Bruder ihres Königs an Napoleons Seite erblickten, versagte ihnen ihr Arm den Dienst.

Die Frage: ob der Plan gut angelegt war, ob die That als eine unmoralische verwerfliche Handlung in der Vaterlandsliebe eine Beschönigung oder Entschuldigung finden konnte, mag hier ganz unbeachtet bleiben, so viel ist gewiß, daß Napoleon durch einen Zufall einer großen Gefahr entging.

Der Prinz von Neufchatel als grand veneur hatte mich zuvor über die Art des Treibens sehr genau befragt und darauf bestanden, daß für die Schützen beim Feldtreiben tiefe Löcher eingegraben würden. Dies geschah, und bei der Jagd erwies sich der gute Grund dazu.

Napoleon und der Kaiser Alexander standen neben einander, die französischen Marschälle rechts und links. Als der erste Hase ankam, wurden sämmtliche Marschälle in ihren tiefen Löchern unsichtbar und Napoleon schoß rücksichtslos auf die Stützen seines Reichs, auf die Hasen und Treiber.

Als nach der Jagd die Gewehre eingepackt wurden, und ich dem Prince de Neufchatel auf seine Frage erwiedern konnte, daß wir keine Verwundeten hätten, rief er „Dieu merci!" —

Durch die auf Vertrauen und verwandtschaftliche Verhältnisse gegründete Stellung des Herzogs von Weimar zum Kaiser Alexander, wußte der Herzog, daß Napoleon in den Kaiser von Rußland drang, daß er seinen anwesenden Marschällen besondere öffentliche Merkmale seiner Achtung und seines Wohlwollens geben möge, und der Kaiser entschloß sich, obwohl sehr ungern, den Uneigennützigen Orden zu verleihen, den Eigennützigen Geschenke von großem Werth zu machen.

Von einer andern Seite hatte ich erfahren, daß der Marschall Lannes geäußert hatte: Napoleon gebe sich vergebene Mühe, Rußland in seine Interessen zu ziehen, es werde ihm nie gelingen, den Kaiser Alexander zu seinem Freunde zu machen, daher sei es ein Fehler, daß er seine Armee aus Preußen zurückziehe, und Rußland, Oestreich und Preußen sich selbst überlasse, um Spanien zu erobern.

Man hatte ihm geantwortet: Preußen sei ohnmächtig, und die Allianz mit Rußland würde es verhindern, Oestreich zu Hülfe zu kommen, wenn Napoleon es an der Zeit fände, ihm die Federn auszurupfen.

Wir schlossen daraus, daß Napoleon vorerst den Marschällen über ihr Mißtrauen gegen den Kaiser den Mund stopfen wollte, aus andern Mittheilungen war ich jedoch berechtigt zu schließen, daß er die Vernichtung Oestreichs bereits beschlossen, aber noch verschoben habe, bis Spanien unterjocht sei, womit er bis zur Mitte des nächsten Jahres fertig zu sein dachte.

Der General Vincent, östreichischer Seits nach Erfurt gesendet, war der Einzige, dem ich von meiner Entdeckung Mittheilung machte, die er jedoch mit ächt diplomatischer Vorsicht, mein allzugroßes Mißtrauen beklagend, aufnahm.

Er kannte mich zu wenig, um weiter zu gehen, ich erwartete auch nichts anderes, denn mein Zweck war vollständig erreicht; ich hatte dem General Vincent Facta gegeben, die er nicht kennen konnte, gewiß aber am rechten Ort benutzt hat.

Der Erzherzog Carl hatte eine Instruction über die höhere Kriegführung für die östreichischen Generale geschrieben, welche geheim gehalten wurde. Ich hatte mir ein Exemplar verschafft und schrieb Marginalien dazu, lediglich in der Absicht, auf die Gefahren aufmerksam zu machen, welche der östreichischen Armee drohten, wenn sie Napoleons Kriegführung nicht tiefer studirte und gründlichere Gegenmittel anwendete. Napoleon sah klar, daß es hohe Zeit sei, auf die eine oder die andere Art den Krieg gegen Oestreich herbeizuführen. Er hatte in Erfurt nur zu gut erkannt, daß Preußen völlig gelähmt, und das nördliche Deutschland wie das südliche vor ihm zitternd, stumpf und ungefährlich waren. Meine Befürchtungen verwirklichten sich im Jahre 1809.

Wir ließen in Weimar in den nächsten Jahren den Muth nicht sinken, aber wir mußten die traurige Erfahrung machen, daß er in Deutschland bedeutend sank, und daß die deutsch gesinnte Parthei vor der französisch gesinnten immer mehr und mehr zurückwich.

Diese letzte Parthei wurde täglich insolenter und als Napoleon endlich den Krieg gegen Rußland insgeheim beschlossen hatte, und einen Gesandten nach Weimar sendete, um die

Großfürstin, die russische und die antifranzösische Parthei in der Nähe zu beobachten, da kam es so weit, daß auch in Weimar die bis dahin in Zaum gehaltenen französisch Gesinnten das Haupt erhoben, und der französische Gesandte Mr. Saint Aignon unter den deutschen Bewohnern der guten Stadt Weimar (meistens Diener des Herzogs) eine völlig organisirte Espionage hatte.

Traurige Zeit! Einer fürchtete den Andern, alles Vertrauen war völlig verloren! den Gutgesinnten, aber Schwachen, schwebte der blutige Palm vor, und sie verkrochen sich, zu allem Ja sagend, in ihre Häuser. Von den Starken und Unbeugsamen ging der größere Theil nach Spanien oder Rußland, um den Krieg gegen den Unterdrücker deutscher Freiheit fortzusetzen.

Der Herzog und ich sahen den Krieg in Rußland zwar als sehr entscheidend für Deutschland an, allein wir hatten kein großes Vertrauen auf die Kräfte, welche der Kaiser Alexander den ungeheuren Massen entgegensetzen konnte, welche Napoleon gegen Rußland wälzte. Uns war der Unterschied zwischen den papierlichen und effectiven Armeen der Russen zu genau bekannt.

Indeß Napoleon konnte das Opfer einer Schlacht oder einer Krankheit werden, und dann fiel die Sache von selbst auseinander.

Auf großen Umwegen (durch Oestreich) kamen zwar spät, aber doch ununterbrochen, Nachrichten aus Rußland in Weimar an, aus welchen sich der wahre Stand der Sachen auf eine andere Art als aus den französischen Bülletins ergab.

Als der Brand von Moskau den Frieden und zugleich die ruhigen Winterquartiere für Napoleon vereitelte, gelang es uns, die gebeugten Deutschen wieder zu erheben und auf eine bessere Zeit hinzuweisen.

Der Aufruf des Königs an sein Volk, war mir das Signal, mich beim Könige zum Wiedereintritt zu melden und seine Befehle zu vernehmen, wohin ich mich zu begeben habe.

Ich sendete einen sicheren Boten nach Berlin, zwischen dessen doppelten Schuhsohlen ich mein Schreiben einnähen ließ.

Eine Antwort von Scharnhorst, der allein davon unterrichtet war, daß ich meinen Abschied nur zum Schein erhalten

hatte, wies mich an, daß mein Wiedereintritt in die Armee bis zum Ausbruch der Feindseligkeiten geheim bleiben müsse.

Mit Beobachtung aller Formen erhielt ich den Abschied aus dem Weimar'schen Dienst, in welchem ich als Mitglied des geheimen Conseils fungirte und traf am 18ten April in Altenburg ein, wo ich Scharnhorst als Chef des Generalstabes der Armee im Haupt-Quartier des General von Blücher fand*).

Der Plan, im Frühjahr 1813 mit der russischen und preußischen Armee aus den Marken und Schlesien über die Elbe und durch Sachsen so weit gegen den Rhein vorzugehen, als Napoleon es sich nach der Auflösung seiner aus Rußland zurückgekommenen Armee gefallen lassen mußte, rührte von Scharnhorst her. — Er war darauf basirt, daß vorausgesehen werden konnte, alle Deutschen würden sich erheben, wenn Napoleon sie nicht mehr schützen könne, und ihre Fürsten dadurch genöthigt würden, sich vom Rheinbund loszusagen. Der Kaiser Alexander, von dem Gedanken begeistert, daß er der Befreier von Deutschland werden würde, hatte in Scharnhorst's Vorschläge gewilligt und mit unserm Könige die Ausführung gemeinschaftlich angeordnet, — nachdem er seinen Armeen von Kalisch nach Breslau vorausgeeilt war.

Der Kaiser sah die Schwierigkeiten nicht voraus, welche er bei seinem alten Feldherrn Kutosof finden würde, den er so eben als den Retter des russischen Reichs ausgerufen und belohnt hatte, den er also schonen mußte, wenn er ihm in Beziehung auf die weiteren Operationen widersprach.

Kutosof sah den russischen Krieg als beendet an, wollte die Grenze von Polen nicht überschreiten, das Großherzogthum Warschau als Kriegs-Entschädigung Rußland einverleiben und allen übrigen europäischen Nationen überlassen, sich eben so wie Rußland von Napoleon zu befreien.

Wenn der Feldmarschall Kutosof in Folge der York'schen Convention Preußen nicht als ein erobertes Land behandeln,

---

*) Von unserm kurzen Feldzuge bis zum Waffenstillstand habe ich eine gedrängte Uebersicht herausgegeben „die preußisch-russische Kampagne im Jahr 1813 von der Eröffnung bis zum Waffenstillstande vom 5ten Juni 1813", auf welche ich mich im Nachfolgenden beziehe.



noch als ein ganz fremdes ignoriren konnte, so waren ihm doch die Absichten des Kaisers Alexander, hinsichtlich der politischen Wiederherstellung seines Freundes, des Königs von Preußen, völlig fremd; von einem Uebergang über die Elbe wollte er eben so wenig etwas hören, und alle Bemühungen Scharnhorst's, ihn in eine günstigere Stimmung für Preußen zu bringen, waren fruchtlos. Die ganze Friedens-Parthei in der russischen Armee schloß sich dem Feldmarschall an und der Kaiser hatte einen schweren Stand. Bei meiner Ankunft in Altenburg fand ich Scharnhorst tief gebeugt, denn er konnte die Folgen dieses Widerstandes nicht übersehen. Unerwartet trat der Tod des alten starren Feldmarschalls Kutosof am 28sten April ein, und der Kaiser gewann dadurch die Mittel, seine eigene Politik zu verfolgen.

Die Nachrichten, welche ich Scharnhorst über die Stärke der französischen Armee mitbrachte, stimmten nicht mit den seinigen. Er hatte sie um 40 bis 50,000 Mann geringer angeschlagen, als sie war, indeß kam es darauf nicht so viel an. Napoleon mußte mit einer neuen in der Eile zusammen gebrachten Armee fechten, wir hatten größtentheils ältere Soldaten, es kam daher darauf an, unsere Gegner zu versuchen, und dabei nicht in die Uebermacht zu fallen. Wir verabredeten, über die wahrscheinliche Uebermacht zu schweigen und setzten unser Vertrauen in eine kräftige Offensive, bevor Napoleon sich mit dem Vice-König von Italien vereinigt und seine Kräfte aus der Tiefe entwickelt haben konnte. Bei der Schlacht von Lützen hatten wir zu beklagen, daß der Marsch zur Schlacht nicht einen Tag früher Statt fand, so wie daß der General von Miloradowitsch nicht heran gezogen wurde, Maaßregeln, welche durch einen schwerfälligen Geschäftsgang nicht zur Ausführung kamen. Ueber die Schlacht selbst verweise ich auf die offiziellen Relationen und die von mir herausgegebenen Betrachtungen über die großen Operationen und Schlachten rc. 1825.

In der Schlacht war ich gerade versendet, als Scharnhorst verwundet und zurückgebracht wurde. Ich sah ihn am Abend nach der Schlacht zum letzten Mal; er hielt seine Wunde für unbedeutend und hoffte bald wieder bei der Armee zu sein.

Man sagte, daß er in Prag an den Folgen einer unrichtigen Behandlung verstarb.

General von Gneisenau übernahm seine Geschäfte.

Gneisenau, dem die charactervolle Vertheidigung von Colberg mit Recht einen schönen Namen erworben hatte, war ein würdiger Vertreter des ausgezeichneten Scharnhorst, der ihn besonders hoch schätzte, obgleich sie in sich zwei ganz verschiedene Naturen waren. Beide hielten immer fest an ihrem Zweck, aber in den Mitteln, um ihn durchzuführen, waren sie verschieden. Scharnhorst prüfte bedächtig Schritt für Schritt, untersuchte alle Details und wollte dem Zufall nur so viel überlassen, als er ihm nicht entziehen konnte. Gneisenau ging leicht darüber hin, im Vertrauen auf seine Geistesgegenwart, auf sein Genie. Das im Voraus abwägen aller Fälle, wovon (wie er bemerkte) doch immer nur ein einziger, und zwar nie vollständig, so wie er ersonnen worden war, eintreten konnte, machte ihm Langeweile, bewußt, er werde sich zu helfen wissen, wenn der Augenblick dazu eintrete, setzte er dieselbe Gabe bei allen andern voraus, und überflog mit seinem lebhaften Geist um so williger Raum und Zeit, als er für alles, was gewagt, aber auf Muth gegründet war, eine besondere Neigung hatte. — Es war ihm nicht fremd, daß der Muth keine Alltagsgabe ist, allein er wähnte, daß der Muth eine Eigenschaft sei, welche gegeben werden könne, und daß der Muthige — Muthige zu erschaffen vermöge. — Hier verfiel er nun oft in eine Folgenreihe von Täuschungen. Er nahm hervorgerufene Aufwallungen für Muth, er legte einem solchen Muth die Ausdauer bei, welche nur dem Besonnenen, aus dem eigenen Innern sich entwickelnden Muth angehört, er fühlte sich begabt, edle Aufwallungen hervorzurufen, große Ideen zu erschaffen, Begeisterung zu wecken, er glaubte Alltags-Menschen in Muthige umwandeln zu können.

Eine solche Richtung des Geistes, selbst mit der vollständigsten Erkenntniß der Täuschung hat etwas beneidenswerthes, aber es giebt nichts gefährlicheres für einen Feldherrn, als der Glaube, daß er seine eigene Kraft auf Andere übertragen könne und daß diese dann mit seinem Muth, mit seiner Ausdauer lösen würden, was er ihnen auftrage.

Gneisenau war dadurch in den Fehler verfallen, jederzeit die eigenen Kräfte zu hoch und die seines Gegners zu gering anzuschlagen. Alles Wagen hatte einen zu großen Reiz für ihn, der selbst dann nicht geschwächt wurde, wenn das Wagen überflüssig war. Wo sich der Zweck auf zwei verschiedenen Wegen erreichen ließ, neigte er sich jederzeit für den gewagtesten. In allen Beziehungen ein ritterlicher Mann, ein edler Mensch, höchst gerecht, war er unfähig, einen selbst begangenen Fehler auf andere zu wälzen, und immer bereit, fremdes Verdienst anzuerkennen; obgleich es ihm schwer wurde, vorgefaßte Meinungen aufzugeben, eine Schwierigkeit, mit welcher die starken, charactervollen Menschen aller Zeiten zu kämpfen gehabt haben.

Gneisenau wünschte alle Geschäfte nach den von Scharnhorst getroffenen Einrichtungen fortzusetzen, aber der vorsichtige Scharnhorst hatte viele Gegenstände in seinem Kopf behalten, und nicht in den Acten niedergelegt.

Als wir auf unserm Rückzug die Elbe überschritten hatten, wurde ich nach Bautzen vorausgesendet, um über mancherlei Gegenstände mündliche Auskunft von ihm einzuholen. Als ich dort ankam, war er am Morgen nach Prag abgereist.

In Bautzen war man damit beschäftigt, eine feste Stellung für die große Armee auszuwählen, da es beschlossen war, eine zweite Schlacht bei Bautzen anzunehmen. Hierbei trat die Verschiedenheit der Grundsätze zwischen der russischen und preußischen Armee zum ersten Mal klar hervor. Die Russen suchten ihr Heil im Gefecht gegen Napoleon nicht allein im Massen-System, sondern auch im Zusammenklumpen ihrer Corps und Armeen in Massen.

Sie hatten bei Borodino zehn Treffen hoch gestanden, und betrachteten den nicht unrühmlichen Ausgang dieses Gefechts als eine Folge dieser Aufstellung.

Von preußischer Seite hielt man eine solche Aufstellung unter allen Umständen für fehlerhaft, vorzüglich aber Napoleon gegenüber, der als Artillerie-Offizier mit seinen großen Batterien einen solchen Fehler gehörig zu bestrafen wußte.

Wir Preußen bedurften eines solchen Mittels auch durchaus nicht, da unsere gesammte Infanterie im Tirailliren und Scheibenschießen wohl geübt war, während bei den russischen

Armeen nur die Jäger-Regimenter tiraillirten, die übrige Infanterie aber das Einzel-Gefecht gar nicht kannte. Dagegen legten wir Preußen Werth darauf, in allen Stellungen ein Hinderniß vor die Fronte zu nehmen, welches der Gegner nicht ohne sich zu brechen, überschreiten konnte und wodurch wir Gelegenheit fanden, unsern Gegner anzufallen, wenn er am wenigsten widerstandsfähig war.

Flüsse, Bäche, Sümpfe, Thäler sind solche geeignetste Hindernisse. Dies kannten die Russen nicht, weil sich im russischen Kriegstheater (Steppenländer) wenig solche Verstärkungsmittel finden.

Dagegen waren die Russen daran gewöhnt, sich durch Verschanzungen zu verstärken, und ihre Stellungen mit der Rücksicht darauf zu nehmen, was uns fremd war, und für's erste bleiben mußte, da unsere Leute nicht die physischen Kräfte hatten, um am Tage zu marschiren und in der Nacht Schanzen aufzuwerfen.

Auf unserer Rückzugs-Linie fanden sich übrigens so viel Terrain-Abschnitte, daß man das Verschanzen — immer nur ein Nothbehelf — ganz entbehren konnte.

Nachdem diese Dinge zur Sprache gekommen waren, war es rathsam, daß wir Preußen uns fügten, so viel es möglich war, ohne wichtige Grundsätze aufzugeben. Wir ließen die Russen die allgemeine Stellung wählen, — wir bereiteten uns nach unserer Art zur Vertheidigung vor.

Nachdem am ersten Tage der Schlacht von Bautzen (den 20sten Mai) die Nacht dem kleinen Gewehrfeuer ein Ende gemacht hatte, forderte mich Gneisenau auf, ihn nach Klein-Burschwitz zu begleiten, wo die Souveraine den Befehl für den folgenden Tag geben wollten.

Wir fanden dort den Generalissimus Graf Wittgenstein und seinen Chef des Generalstabes, General-Lieutenant von Diebitsch. Der Kaiser erschien ohne den König und sprach seine Ueberzeugung aus, Napoleon, der unsrer Cavallerie nicht eine gleiche Zahl entgegen zu setzen habe, werde mit seinem rechten Flügel unsern linken im Gebirge angreifen und überflügeln. Ich erlaubte mir einige bescheidene Zweifel auszusprechen, und als der Kaiser Gründe verlangte, legte ich eine Aufnahme vom rechten Flügel unserer Stellung vor, mittelst



welcher ich nachwies, daß der wahre Angriffspunkt unserer Stellung der rechte Flügel sei, daß der Marschall Ney sich mit 2 Armee-Corps bereits in der Richtung auf unsern schwächsten Punkt befinde, und daß man nicht annehmen könne, Napoleon werde den Marschall Ney von da weg gegen sein Centrum ziehen, um den stärksten Punkt unserer ganzen Stellung, den linken Flügel anzugreifen.

Ich wies nach, daß wenn wir nicht unsern rechten Flügel bis zum Windmühlenberg bei Gleime ausdehnten, und mit einer starken Batterie besetzten, Marschall Ney früher als wir in Weissenberg sein würde. Durch Weissenberg führte aber die Chaussee nach Görlitz, unsere Rückzugslinie des rechten Flügels und Centrums.

Der Kaiser gab zwar seine Idee über Napoleons Angriff nicht auf, fand jedoch meine Auseinandersetzung über die Verhältnisse unseres rechten Flügels nicht richtig. — Er fragte den Generalissimus: wie stark ist Barcley? Graf Wittgenstein antwortete, ohne sich zu besinnen: 15,000 Mann. Der Kaiser fragte nun mich: sind diese ausreichend? und auf meine Bejahung befahl er, daß Barcley in die von mir angegebene Stellung rücken solle.

Als wir in unser Bivouak an den Kreckwitzer Höhen zurückkamen, war es bereits Tag geworden, und bald darauf griff Napoleon unsern linken Flügel auf den waldigen Höhen an, wie der Kaiser es vorausgesehen hatte. Nach etwa einer Stunde begann der Angriff des Marschalls Ney, der mit Energie über Klix gegen Barcley vordrang, was ich vorausgesehen hatte, und der Kaiser überzeugte sich durch das lebhafte Kanonenfeuer bei Klix, daß es dort Ernst, auf dem linken Flügel, wo sich die Monarchen befanden, der Angriff nur ein falscher sei.

Ein Flügel-Adjutant des Kaisers brachte dem General von Blücher den Befehl, mich mit meinen Aufnahmen zu Barcley zu senden und ihn von den Terrain-Verhältnissen zu unterrichten. — Ich fand Barcley auf dem Windmühlenberg, wo eine starke Batterie eben ihr Feuer eröffnete. Ich machte Barcley mit der Unterredung in Klein-Burschwitz bekannt, so wie, daß der Kaiser, da er 15,000 Combattanten habe, auf

die Erfüllung seiner ihm gestellten Aufgabe rechne; Barcley schwieg.

Als Ney in dichten Massen zwischen Gegenständen vorrückte, welche ich auf dem Terrain übersehen und auf meiner Aufnahme mit dem Zirkel abmessen konnte, schlug ich die Kräfte, welche sich vor Barcley zeigten zu 40,000 Mann an. — Bei Gottamelde stand der russische General Czapliz im Kanonenfeuer, allein wir konnten nicht sehen, was er vor sich hatte. Barcley lud mich ein, mit ihm in das Haus des Windmüllers zu kommen, und riegelte mit großer Förmlichkeit die Thüre zu, obgleich die Ney'schen Kanonen-Kugeln das Häuschen bereits durchsichtig machten. „Sie glauben, daß ich 15,000 Mann habe, und der Kaiser glaubt es ebenfalls. — Der Augenblick ist zu wichtig, um länger zu schweigen. Ich habe 5000 Mann und Sie mögen selbst urtheilen, ob ich mich gegen die 40,000 Mann halten kann, welche hier vor mir im Vorrücken begriffen sind.

„Ich fordre Sie auf, sich auf's Schleunigste zum General Blücher zu begeben, ihm zu melden, was Sie gesehen haben, und mir Verstärkungen zuzuführen."

Man wird mir die Schilderung meines Erstaunens erlassen! Abgesehen von der Unwahrheit, die der Generalissimus seinem Kaiser gesagt hatte, als er das Corps von Barcley dreimal so stark angab, als es war, so hatte er dadurch die Schlacht leichtsinnig auf das Spiel gesetzt, denn als Ney die Spree überschritten hatte, war bei der Ausdehnung des Schlachtfeldes keine Abhülfe des Uebelstandes mehr möglich. Die Verstärkungen, welche man Barcley senden konnte, mußten jedenfalls zu spät ankommen, denn sie konnten nur von York oder Kleist entnommen werden, welche hinter dem Centro der Armee bei Litten standen.

Ich sah nach der Uhr, in 25 Minuten mußte Ney im Besitz des Windmühlenberges sein. Ich jagte auf die Kreckwitzer Höhen zurück, berichtete Facta und zeigte die gefährliche Lage, in der wir uns befanden, an. Meine Absicht, dem commandirenden General und Gneisenau dies ganz allein mitzutheilen, konnte nicht erreicht werden, weil es Sitte geworden war, auf

offnem Felde auch alles offen in Gegenwart aller Offiziere des Haupt-Quartiers zu verhandeln. Eine böse Sitte*).

*) So viele Mühe ich mir auch späterhin gegeben habe, diese Gewohnheit abzustellen, so habe ich es doch nie durchsetzen können, weil Blücher und Gneisenau einen zu großen Werth darauf legten, ihre Umgebungen durch gute Einfälle in eine Heiterkeit zu versetzen, welche nach Gneisenau's Ansicht sich weiter verbreiten müßte, wenn die Offiziere während des Gefechts nach allen Richtungen versendet würden. — Die Verschiedenheit unserer Ansichten beruhte darauf, daß ich behauptete: ein General müsse keine Schwarzseher, die andere besorgt oder verdrießlich machen, in seinem Gefolge haben. Gneisenau dagegen fand es sicherer, die Trübsals-Spritzen (wie Blücher sie zu nennen pflegte), zu bessern und wollte die Talente unsers Feldherrn auch auf diesen Zweig benutzt wissen.

Dem war ich nicht entgegen, indeß das konnte geschehen, ohne daß die Umgebungen, bis auf die Ordonnanz-Offiziere, nöthig hatten, sich neugierig an den Commandirenden zu drängen, wenn Offiziere mit Meldungen ankamen.

Uebrigens hatte Blücher eine besondere Gabe, übertriebene Darstellungen durch ein **bon mot** in das richtige Gleis zurückzuweisen. Da sie zur Characteristik des gefeierten Mannes gehörte, so gebe ich ein Paar solcher Fälle.

Im Bivouak bei Bautzen hatte ein Regiments-Commandeur dem Commandirenden auf die rührendste Art vorgestellt, daß sein Regiment seit zwei Tagen nichts zu leben habe, und dieser ihn auf seine Ankunft im Bivouak vertröstet, wo sämmtliche Commandeure vor die Mitte bestellt waren. Dort angekommen, gab er die Mittel an, welche er angewendet habe, um sich von der Richtigkeit der Angabe zu überzeugen: Ich ritt hinter der Fronte. — Sie sehen, ich reite ein gutes Pferd, aber ich fand dort gesetzte Haufen von einem solchen Umfang und einer solchen Höhe, daß das beste Pferd nicht ohne zu stolpern durchkommen konnte. Hiernach ist jede weitere Untersuchung überflüssig. Sie sehen, daß ich gründlich prüfe, mir nichts weiß machen lasse, und daher ein Recht habe, mir ungründliche Anzeigen zu verbitten. — Alles lachte oder lächelte, und es kam keine Klage wieder.

Bei Heynau war dem Brigade-Commandeur des rechten Flügels gemeldet: daß eine feindliche Colonne um seinen rechten Flügel herum gegangen sei, und sich, Napoleon an der Spitze, bereits völlig in unserm Rücken befinde. —

Der Brigade-Commandeur sendete seinen Adjutanten in's Centrum an den Commandirenden. Der Adjutant stattete seine Meldung im tragischen Ton vor den versammelten Offizieren des Hauptquartiers ab.

Während meiner Abwesenheit bei Barcley waren die Truppen in die von mir angegebenen Positionen der Kreckwitzer Höhen eingerückt, der General Gneisenau hatte sie stark, ja unüberwindlich gefunden, sich selbst dabei etwas exaltirt und als Blücher den Bataillons anfeuernde Reden hielt, die Kreckwitzer Höhen als die preußischen Termopylen bezeichnet. — Dies alles war so eben geschehen, ich hörte auf meinem Wege das Hurrahrufen mir entgegen schallen.

Ich, von diesen Vorgängen nichts wissend, komme mit Nachrichten an, welche die reiflichste Erwägnng verlangten, — mein schaumbedecktes Pferd ist für die Neugierigen des Hauptquartiers ein Signal, sich an die Beschützer der öffentlichen Verhandlungen ganz nahe anzudrängen, und unter diesen Umständen blieb nur übrig, im Lapidar-Styl zu sagen: General Barcley kann den Windmühlenberg von Gleime nicht halten, er verlangt eine Verstärkung, welche ihn weder erreichen noch in unserer Stellung entbehrt werden kann, er wird daher auf den Vogelsberg hinter Baruth zurückgehen; damit der Feind nicht vor uns Weissenburg erreicht; wir aber verlieren dadurch unsere Deckung der rechten Seite und müssen schleunig Maaßregeln ergreifen.

Gneisenau erwiederte mir, ich setze zu wenig Vertrauen in die Tapferkeit der russischen Truppen; ich erklärte, in einer Viertelstunde ist der Windmühlenberg in den Händen des Marschalls Ney, denn vor der großen Versammlung von Offizieren, wollte ich weder von den 40,000 Mann, die ich gesehen hatte, noch von den 5000 Mann reden, aus denen Barcley bestand.

Gneisenau fand meine Anträge nicht beachtenswerth und Blücher hielt der Versammlung eine neue anfeuernde Rede,

---

General Blücher fragte: in wessen Rücken? in dem Ihres Commandeurs oder in dem meinigen?

Der Adjutant erwiederte im Tone des Bedauerns: in Ew. Excellenz Rücken.

Nun so sagen Sie Ihrem Commandeur, daß ich mich außerordentlich über diese Nachricht freue, denn dann ist der Kerl auf dem rechten Wege, mir eine besondere Ehre zu erzeigen, zu welcher er nur von hinten kommen kann.

Der Adjutant ritt unter allgemeinem Gelächter zurück.

welche mit großem Beifall aufgenommen wurde, und womit meine vorgeschlagenen Maaßregeln bei Seite geschoben waren.

Als es mir gelang, Gneisenau später unter vier Augen unser Verhältniß klar auseinander zu setzen, verfiel er in ein düsteres Schweigen und übernahm die Rolle eines Ungläubigen.

Barcley stiebte auseinander, wie ich es vorher gesehen hatte, ich wollte Preititz besetzt haben, es wurde für überflüssig gehalten. Ich jagte nach Preititz und wurde bereits am Eingang mit feindlichen Flintenschüssen empfangen. Nun blieb nichts übrig, als die Reserve (4 Bataillons Garden) mit der Wiedereroberung des Dorfes Preititz zu beauftragen.

In unserer Fronte rückte Napoleon unter einer lebhaften Kanonade vor. Die uns zugegebene russische Artillerie, 24 Zwölfpfünder, hatte sich auf zu große Entfernungen eingelassen und ihre Munition verschossen, es fuhr daher eine Batterie nach der andern ab. — In unsrer rechten Flanke rückte Ney mit einer großen Entwickelungs-Fronte gegen die unbesetzten Höhen vor, von deren Vertheidigung auch gar nicht die Rede sein konnte, da wir über die Reserve disponirt hatten.

Unsre linke Flanke sollte durch York und Kleist gedeckt werden. Die Souveraine hatten Kleist auf Barcley's Vorschlag zu seiner Hülfe gegen Baruth abgesendet. York konnte nicht hindern, daß der Feind eine Batterie bei Basantwitz auffuhr, wodurch wir auf den Kreckwitzer Höhen in ein dreifach sich kreuzendes Kanonenfeuer kamen. Daß Ney sich mit dem Kanonenfeuer begnügte, und nicht mit seiner ganzen Infanterie in einer Front von 3000 Schritt zwischen Pliskowitz und Klein-Bautzen auf die Höhen rückte, welche gar nicht vertheidigt werden konnten, und wodurch wir von allem Rückzug abgeschnitten wurden, mußte als eine besondere Höflichkeit angesehen werden.

Blücher hielt mit Gneisenau und den Offizieren des Hauptquartiers da, wo das Kanonenfeuer am wirksamsten war, und übersah ruhig, was wir nicht hindern konnten, daß wir allmählich umringt wurden.

Niemand war darüber in Zweifel, daß wenn wir stehen blieben, wir uns bis zum letzten Mann vertheidigen oder das Gewehr strecken mußten, wenn der Feind uns nicht angriff, da ein Durchschlagen nicht möglich war.

General Blücher und Gneisenau konnten, nach der Art, wie sie sich ausgesprochen hatten, einen Rückzug nicht anordnen, sie konnten höchstens darin willigen. Als Ney nach langem Zaudern endlich anfing, die Höhen zu ersteigen, zog ich meine Uhr aus der Tasche und sagte dem General Blücher, neben welchem Gneisenau hielt:

> Wir haben noch eine Viertelstunde Zeit, innerhalb welcher es möglich ist, daß wir uns aus der Schlinge ziehen. Später sind wir umringt. Benutzen wir diese Zeit nicht, so werden die Poltrons sich ergeben und die Tapfern fechtend sterben, aber leider ohne den geringsten Nutzen für das Vaterland.

Tiefes Schweigen. Gneisenau kämpfte einen schweren Kampf. Endlich nahm er das Wort: Der Oberst-Lieutenant Müffling hat Recht, und bei den jetzigen veränderten Umständen wird alles Blutvergießen nicht allein überflüssig, sondern die Erhaltung der Kräfte für eine bessere Gelegenheit eine Pflicht. — Blücher willigte in den Rückzug, und wir entkamen noch so eben über Groß-Burschwitz.

Gern lege ich hier das Bekenntniß ab, daß während meines ganzen Lebens mir nichts schwerer geworden ist, als diese wenigen Worte auszusprechen.

Einen Muthigen zu muthig finden, hat an sich schon etwas Bedenkliches, um wie viel mehr, wenn der Muth zum Beschluß übergegangen ist und ein begeisterndes Hurrah hervorgerufen hat.

Obgleich ich in den gehaltenen Reden und der Erklärung, daß die Kreckwitzer Höhen Preußens Termopylen sein sollten, ein unüberlegtes Vorgreifen in die Begebenheiten und insofern einen unerlaubten Mißbrauch der Gewalt erkannte, so bedurfte es dennoch in meinem Innern einer völligen Ergebung meines Willens unter das stärker mahnende Pflichtgefühl.

Gneisenau's Benehmen verdient das höchste Lob. Er war sich bewußt, daß er eine Uebereilung begangen hatte, die er nicht anders gut machen konnte, als durch eine ihn compromittirende Inconsequenz. —

Er brachte seiner Eitelkeit willig dies Opfer.

Uebrigens muß man jetzt, wo alle Motive des Handelns, sowohl von Seiten Napoleons als des Marschalls Ney bekannt



sind, anerkennen, daß die falschen Maaßregeln auf den Höhen von Kreckwitz uns im höchsten Grade begünstigt haben.

Verließ der General Blücher die Kreckwitzer Höhen, als Ney mit der Tête von 40,000 Mann Preititz genommen hatte, so drängte Ney auf Weißenberg, was er unter allen Umständen vor uns erreicht hätte.

Das Festhalten dieser Höhen nöthigte Napoleon, seine Reserve dagegen zu führen, und als Ney den Befehl erhielt, dazu mitzuwirken, ließ er Preititz Preititz sein und rückte mit Allem, was er hatte, zwischen Malschwitz und Preititz auf die Kreckwitzer Höhen, wo er mit Napoleon zusammentraf, als wir unter dem Schutz unsrer Reserve-Cavallerie auf der Chaussee nach Weißenberg einen solchen Vorsprung hatten, daß die Schlacht zu Ende war, ehe die Napoleon'schen und Ney'schen Massen wieder auseinander gewickelt werden konnten.

Unser Verlassen der Kreckwitzer Höhen wurde von den Umgebungen der Souveraine bitter getadelt und selbst der Kaiser blieb nicht frei davon.

Nur unser König, der, als er die feindliche Reserve von Bautzen gegen Blücher führen sah, nicht durchsetzen konnte, daß Gr. Wittgenstein sich mit dem linken Flügel gegen das Centrum schob, billigte Blüchers Rückzug vollkommen.

Dieses Schieben des linken Flügels war die gebotene ganz richtige Bewegung. Sie unterblieb, weil die Russen bis an die Zähne verschanzt standen und ihre unüberwindliche Stellung nicht verlassen wollten.

Der Vorwand dazu war leicht gefunden; Blücher, hieß es, mit York, Kleist und Barcley werden den rechten Flügel festhalten, wie wir den linken, denn es ist noch gar nicht ausgemacht, ob Napoleon nicht den Versuch macht, uns aus der festen Stellung zu locken, um dann seine Reserve zu wenden und den linken Flügel mit seiner Uebermacht anzufallen, wenn dieser die Besatzung seiner Schanzen, in denen er seinem Gegner gewachsen ist, vermindert hat.

Endlich setzte der König aber doch den Beschluß durch, Blücher mit einem Theil des linken Flügels zu verstärken.

Es war zu spät. Der Adjutant, der die Nachricht brachte, kam an, als wir eben die Kreckwitzer Höhen verlassen hatten.

Nach der Schlacht von Bautzen sah sich der Kaiser Alexander genöthigt, dem General Barcley de Tolly das Ober-Commando über die russischen Armeen zu übertragen. Ob dies in Folge der Unwahrheit geschah, durch welche der Graf Wittgenstein das Schicksal der Schlacht auf das Spiel gesetzt hatte, ist mir unbekannt geblieben.

Angegeben wurde, daß der Graf Wittgenstein zu wenig Sorgfalt auf die innere Ordnung der Truppen verwendet habe.

Die Reconvalescenten kamen auf der Etappenstraße aus Polen in Marsch-Bataillonen von 1000 Köpfen, von wenigen Offizieren geführt, in den Lägern der Armee, namentlich bei Bautzen an.

Anstatt nun ein solches Marsch-Bataillon, welches Soldaten aus allen Regimentern der ganzen russischen Armee enthielt, sofort aufzulösen, und die Leute in ihre Regimenter einzustellen, brachte man solche Bataillone bei Bautzen in's Gefecht, wo sie ohne Organisation, ohne Offiziere und Unteroffiziere unzuverlässig fochten, unregelmäßig verpflegt wurden und, wenn sie von ihrem Marschbataillon abkamen, sich nicht wieder zurecht finden konnten.

So schwärmten auf dem Rückzug von Bautzen bedeutende Massen eben aus den Lazarethen gekommener, noch schwacher, schlecht bewaffneter und bekleideter russischer Soldaten umher, welche oft die Nummern ihrer Marsch-Bataillone nicht einmal wußten, und denen selbst in diesem Fall die russischen Offiziere nicht anzugeben vermochten, wie sie sich wieder zu ihrem Marsch-Bataillon zurecht finden sollten, da solche Nummern in der russischen Armee gar nicht bekannt waren.

General Barcley war Kriegs-Minister gewesen, als guter Organisateur bekannt und der Kaiser traf eine richtige Wahl, als er ihn zum Ober-Feldherrn ernannte.

Für uns Preußen hatte jedoch diese Ernennung sogleich eine unangenehme Folge.

Der methodische Barcley forderte sogleich Blücher auf, an Stelle unsrer wohlüberlegten und zweckmäßigen Brigade-Aufstellung die russischen Fundamental-Stellungen (wie sie bei Borodino Statt gefunden hatten) anzunehmen.

Ihm wurde geantwortet, daß der König unsere Stellungen vorgeschrieben habe und daher nur allein die Abänderun-

gen von Sr. Majestät befohlen werden könnten. — Der König wurde gebeten, nicht darauf einzugehen, und so hatte denn auch die Sache keine weitere Folge.

Barcley stellte dem Kaiser vor, daß es bei der tief eingerissenen Unordnung unmöglich sei, die Armee während der Operationen zu organisiren, um so mehr, da es an allem, sogar an der Munition der Artillerie fehle. Er müsse sich daher zur Bedingung machen, die russische Armee nach Polen zurückzuführen und dort vollständig zu reorganisiren.

Diese für die Zeit eines gezwungenen Rückzuges höchst wunderbare Bedingung war dem Kaiser unerwartet, für uns war sie ein Donnerschlag. Was sollte aus Preußen werden, nachdem es in die russische Allianz getreten war, wenn die russische Armee nach Polen zurückging? Und in diesem Fall, was sollte Napoleon hindern, die einer Schlacht ausweichenden Russen bis über die Weichsel zu treiben. Wo sollte Barcley die Ruhe finden, die er suchte.

Das ganze Project schien wenig durchdacht, aber der Kaiser Alexander konnte seinen Feldherrn nicht von der gefaßten Ansicht abbringen, der den Rückzug über Breslau fortzusetzen verlangte.

Dies stand glücklicher Weise mit den Maßregeln im Widerspruch, welche mit Oestreich besprochen waren.

Der Wiener Hof hatte seine Rüstungen noch nicht vollendet und seine Kriegs-Erklärung bis zu diesem Zeitpunkt verschoben. Die Grundbedingung zu einer solchen Erklärung war aber eine in der Tripel-Allianz zu ergreifende Offensive, und um diese möglich zu machen, mußte Oestreich verlangen, daß die verbündeten Heere ihren Rückzug längs dem schlesischen Gebirge gegen Neiße fortsetzten.

Auf dem Rückzuge von Bautzen in Jauer angekommen, befahl der Kaiser dem das verbündete Heer commandirenden General Barcley von der Straße von Breslau rechts über Schweidnitz nach Neiße abzubiegen.

Wir hatten bei dieser Rechtswendung das Versteck bei Haynau gelegt, um den Geist der Preußischen Armee zu heben, um Napoleon etwas vorsichtiger in seiner Verfolgung zu machen und dadurch Zeit zu gewinnen.

Die Folge davon war, daß Napoleon unsern Faden bei Liegnitz vollständig verlor und uns in der Richtung auf Breslau folgte.

Nach der Affaire von Haynau erhielt ich den Befehl des Königs, mich zum General Barcley zu begeben mit dem offiziellen Auftrag, allen seinen Bedürfnissen für die russische Armee, so weit sie in Schlesien zu beschaffen waren, zu genügen mit dem geheimen Auftrag, den Feldherrn von dem Gedanken eines Rückzugs über die Oder abzubringen. Folgende Materialien wurden mir dazu übergeben:

Die Festung Schweidnitz war nach der Campagne von 1807 vor dem Abzug der Franzosen aus Schlesien von ihnen gesprengt worden, und der König hatte die Herstellung der Wälle dem Gouverneur von Schlesien befohlen, sobald die Nachrichten vom Rückzug an der Beresina eingegangen waren. Man setzte also voraus: Schweidnitz sei hergestellt. Friedrich II. hatte im 7jährigen Kriege unter dem Schutze dieser Festung das berühmte Lager bei Bunzelwitz gehabt, und die vereinten östreichischen und russischen Armeen hatten es nicht gewagt, ihn darin anzugreifen. Man setzte also voraus, wir könnten dasselbe Lager nehmen und Napoleon werde uns ebenfalls nicht anzugreifen wagen. Dadurch konnten wir die Zeit von 6 Wochen gewinnen, welche der Wiener Hof zur Vollendung seiner Rüstungen bedurfte. Während der Schlacht von Bautzen hatte ich Aufträge des Kaisers an den General Barcley zu überbringen, welche dieser General treu und gehorsam in meinem Beisein ausrichtete, jedoch der Uebermacht weichen mußte. Der Kaiser, über den Ausgang des Barcley'schen Gefechts an der Windmühle von Gleime unzufrieden, tadelte sein Benehmen, was ich jedoch nach allen Kräften in Schutz nahm und dem Kaiser einige geheime Aufschlüsse gab, welche Barcley vollständig rechtfertigten.

Ich habe daher Grund zu vermuthen, daß mich der Kaiser dem Könige zu diesem Auftrage besonders vorgeschlagen hatte. Ich übersah mit seiner Wichtigkeit zugleich die Vorsicht, welche er erforderte.

General Barcley empfing mich mit der ihm eignen Förmlichkeit, aber mit Offenheit, und kündigte mir die unabwendbare

Nothwendigkeit an, das Kriegstheater von Schlesien mit der großen russischen Armee auf 6 Wochen zu verlassen.

Er klagte bitter darüber, daß wir die kürzeste Straße über Breslau verlassen hätten, was ihn zu Umwegen, vielleicht bis gegen Krakau führen könne. — Ich sagte ihm, daß ich die Schwierigkeiten seiner Aufgabe nicht verkenne, und in der höchsten Verwunderung sei, wie viel seine zweckmäßigen Anordnungen bereits in den 8 Tagen, daß er das Commando habe, bewirkt hätten, indeß vermöchte ich doch nicht zu glauben, daß uns der Rückzug auf Breslau vortheilhafter gewesen sei, da wir in der großen Ebene von Liegnitz bis Breslau und jenseit der Oder bis Kalisch einer Schlacht nicht ausweichen konnten, während uns der Rückzug längs dem Gebirge einen stets sicher angelehnten linken Flügel und vortheilhafte Positionen gewähre, vor welchem wir Napoleon jederzeit zum Aufmarsch nöthigen und jede unvorsichtige Bewegung strafen könnten. Ich wies auf das Unbequeme seiner Lage hin, in einer langen Kreislinie von Hof über Schandau längs dem Erzgebirge und den Sudeten an der Grenze eines zwar nicht erklärten Feindes, aber höchst verdächtigen Freundes fortziehen zu müssen, und legte nun den größten Werth

1) auf die Verstärkungen, welche uns erwarteten, namentlich der gesammten schlesischen Landwehr, welche völlig schlagfertig zur Versammlung bei Schweidnitz beordert war,
2) auf die hergestellte Festung Schweidnitz, als den Knotenpunkt vieler Straßen,
3) auf die berühmte Stellung von Bunzelwitz.

Barclay hörte mich ruhig an. Er sah, daß ich in den Ansichten seines Kaisers sprach, und daß ich die Reorganisation der russischen Hauptarmee nicht als eine Kleinigkeit bei Seite schieben wollte.

Auf seine Fragen über die Stellung bei Bunzelwitz und den Zustand der Festung Schweidnitz, konnte ich keine Antwort geben, sondern schlug vor, vorauszugehen und ihm beides an Ort und Stelle zu zeigen.

Bei Bunzelwitz angekommen, fand ich ein wellenförmiges Terrain ohne alle Hindernisse, (so wie ich es bereits aus dem Tempelhof kannte), und nach unserer jetzigen Fechtart zu einem verschanzten Lager und für die Stärke der Armee, durchaus

nicht geeignet. Ich theilte dies dem mir nachfolgenden General Barcley mit und eilte nach Schweidnitz voraus.

Hier fand ich eine Ruine, d. h. die Wälle in demselben Zustande, wie sie am Tage der Sprengung lagen.

Der Gouverneur von Schlesien hatte die Königliche Ordre nicht in Ausführung gebracht.

Bei der Nachfrage nach der Landwehr wußte mir kein Mensch eine Nachricht davon zu geben. — Durch einen Zufall brachte ich in Erfahrung: daß in Boyendorf (1 Meile von Schweidnitz) 4 Bataillons angekommen seien, und daß der General-Lieutenant von Zastrow, dem der König das Commando über die gesammte schlesische Landwehr übertragen hatte, diese Bataillone dort eben mustere.

Für diese neue Formation waren einige 20,000 Commis-Gewehre in Oestreich angekauft worden, ihre Vollendung jedoch dergestalt übereilt, daß bei ihrer Untersuchung sich das Bohren der Zündlöcher in die Läufe vergessen fand. Der Rest der bestellten Gewehre war gar nicht fertig geworden und die Landwehr-Bataillons für das York'sche Korps ohne Gewehre mit Lanzen bewaffnet.

Von allem, was meine Ansichten beim General Barcley unterstützen sollte, war also nichts brauchbar und die vollendete Landwehr so gut als ohne alle Waffen, da eine Zeit von mindestens 4 Wochen erforderlich war, um in die neuen Gewehre Zündlöcher einzubohren.

Was war zu thun?

Ich verschwieg dem General Barcley nichts, und als er darauf mit Festigkeit erklärte:

> nun bleibt mir nichts übrig, als nach Polen zurückzugehen,

setzte ich ihm die politischen und militairischen Verhältnisse folgendermaßen auseinander:

Wenn wir bis zur ersten Hälfte des Monats Juli am schlesischen Gebirge unter dem Schutz der Festungen Silberberg, Glatz, Neiße und Cosel auszuhalten vermögen, so ist Oestreich bereit, den Krieg zu erklären.

Wenn wir über die Oder gegen Warschau zurückgehen, so ist an einen Beitritt von Oestreich zur Coalition nicht zu denken.

Verfolgt uns Napoleon auf unserm Rückzug bis zur Weichsel, oder befreit er seinen Verbündeten, das Großherzogthum Warschau, von den russischen Armeen, so ist seine Stellung dieselbe, welche er beim Ausbruch der Feindseligkeiten im Jahre 1812 hatte, und es wird darauf ankommen, ob Oestreich seine Allianz mit ihm erneuert oder sich neutral zu erhalten vermag, was es ohne Zweifel vorziehen würde.

Es fragt sich jetzt vor allem andern: was soll, wenn Sie nach Polen zurückgehen, der König, mein Herr, thun?

Von den 80,000 Mann, welche er hier in Schlesien unter den Waffen hat, sind circa 10,000 Mann in die Festungen zu werfen und 70,000 Mann disponible.

Folgt er mit dieser Masse der russischen Armee, so entgehen ihm alle Mittel, sein Heer zu verpflegen und zu bezahlen, es läßt sich gar nicht übersehen, wohin das führen würde. Der König kann also überhaupt gar nicht daran denken, der russischen Armee nach Polen zu folgen. Es bleibt uns nichts anders übrig, als diesseits der Oder zurückzubleiben und in einem verschanzten Lager bei Neiße das Ende des Krieges auf eine ehrenvolle Art herbeizuführen.

Der General Barcley zuckte mit den Achseln: „ich kann die Armeen meines Kaisers, da sie nicht in schlagfertigem Zustande sind, nicht aufopfern."

„In 6 Wochen bin ich wieder hier, die preußische Armee muß sich helfen, so gut sie kann." — Auf meine Frage: was fehlt Ihnen, um eine Schlacht zu liefern? — Eisenmunition. — Ich war autorisirt, sie zu liefern und wies sie ihm auf die Festungs-Depots von Silberberg und Glatz auf der Stelle an.

General Barcley fühlte die Wichtigkeit des Schrittes, den er that, wenn er mein Anerbieten ablehnte. Beharrte er auf seinem Marsch nach Polen, so trennte er sich von Preußen, von Oestreich, von ganz Europa. Er eröffnete mir, daß Napoleon einen Waffenstillstand angeboten habe, und daß er die Annahme dieses Anerbietens als das einzige Mittel ansehe, eine Trennung der beiden Armeen zu vermeiden.

Der Gedanke an die Bedingungen, welche Napoleon vorschreiben würde, durfte Schauder erregen, allein der Versuch mußte gemacht werden, da Barcley um keinen Preis eine Schlacht mit Napoleon wagen wollte, in welcher wir mit circa 130,000

Mann hätten auftreten können. Napoleon, der seit seinem Vormarsch von Bautzen wenigstens 20,000 Marodeurs hinter sich hatte, hätte uns nicht viel mehr entgegenzustellen vermocht. Barcley hatte mir wiederholt eröffnet, daß der Kaiser seinen Ansichten völlig beistimme, und da sonach alle weitereren Verhandlungen mit ihm zu nichts führen konnten, so begab ich mich ins Hauptquartier der Souveraine, um dem Könige über den von Barcley vorgeschlagenen Ausweg mündlich Bericht zu erstatten; denn daß er von den Winterquartieren in Polen nicht abgehen wollte, hatte ich bereits gemeldet.

Der König befand sich bei meiner Ankunft in seinem gewöhnlichen Vortrag. Ich ging zu seinem General-Adjutanten, dem General von dem Knesebeck, dessen sich der König als Stratege bediente, und dessen militairische Ansichten auch der Kaiser Alexander besonders hoch schätzte. — General von dem Knesebeck war es, der nach dem Rückzug von Bautzen, anstatt bei Breslau über die Oder, die Richtung längs dem Gebirge über Schweidnitz empfohlen hatte.

General von dem Knesebeck, ein mir wohlwollender Jugendfreund, hörte meine Argumente für den Abschluß des von Napoleon angetragenen Waffenstillstandes, den die Souveraine nicht zurückgewiesen, sondern Commissaire ernannt hatten, um Napoleon's Vorschläge zu hören. Durch den Abgang des General von Kleist nach Neumarkt ist diese Maaßregel in der preußischen Armee bekannt geworden und hat eine große Mißbilligung hervorgerufen, ja, eine ganz unpassende Aufregung veranlaßt. Knesebeck erwiederte: ich kenne Barcley aus den Jahren 1806—1807, es ist ein felsenfester Mann, der von seinem Rückzug nach Polen um so weniger abgehen wird, als er, rein militairisch betrachtet, viel für sich hat. Kömmt es aber dazu, so ist die Allianz mit Oestreich verloren, weil, sobald wir über die Oder gehen, das Wiener Cabinet der gesunden Vernunft gemäß in seiner neutralen Stellung beharren muß. Der Abschluß eines Waffenstillstandes ist jetzt unsere einzige Rettung! Aber um dazu zu gelangen, tritt uns eine neue Schwierigkeit entgegen. Die Souveraine wissen, daß die preußische Armee sich gegen jeden Waffenstillstand erklärt, und sehen diese unberufene Opposition als einen Beweis von Pflichttreue an. Eben so wissen sie genau, daß die ganze russische Armee, vom Höch-

sten bis zum Niedrigsten, sich nach Winterquartieren in Warschau sehnt.

Hierauf konnte ich bemerken, daß wenn Barcley sich der Reorganisation der Armee in Schlesien füge, wozu er 6 Wochen in Zeit berechne, die russische Armee mit den guten Quartieren in Schlesien ohne Murren vorlieb nehmen werde. Was aber die preußische Armee betreffe, so hätte ich bemerkt, daß die Aufregung aus der Besorgniß entstehe: der Waffenstillstand werde nichts anders sein, als die Einleitung zu einem schändlichen Frieden, den uns Napoleon durch seine bekannte List aufschwatzen werde, wenn wir uns einmal mit ihm eingelassen hätten. Um der krankhaften Idee: wer einen Waffenstillstand wolle, müsse auch einen schlechten Frieden wollen, gehörig entgegenzutreten, gehe mein Vorschlag dahin, daß der König mit der Bekanntmachung des Waffenstillstandes zugleich einen Aufruf an sein Volk erlasse, des Inhalts: Keinen Frieden, Rüstung zum Kampf auf Tod und Leben.

Wir entwarfen einen solchen Aufruf und gingen damit zum König, der mit uns einverstanden zum Kaiser ging, wohin er uns mitnahm. Knesebeck hielt den Vortrag; der Kaiser hörte ihn mit der gespanntesten Aufmerksamkeit. Ein von den Commissairen eingegangener Bericht war uns günstig. Die beiden Generale Graf Schuwalof und von Kleist fanden, daß sie rücksichtsvoller behandelt würden, als es bis jetzt bei solchen Conferenzen der Fall gewesen sei, daß man ihre Einwendungen beachte und sich nachgebend zeige. Obwohl sie sich die wahren Motive noch nicht zu erklären vermochten, welche Napoleon für den Waffenstillstand geneigt machten, so glaubten sie doch bereits erkannt zu haben, daß die Verhältnisse an der Nieder-Elbe, vielleicht ein Aufstand in den Hanseatischen Departements und Oldenburg die Triebfeder zum Abschluß eines Waffenstillstandes sei. — Dieser Umstand ließ es mir als wahrscheinlich erscheinen, daß Napoleon in Schlesien, uns gegenüber, besonders nachgiebig sein werde, um so mehr, wenn unsere Commissaire etwas weitläuftig würden, während die französischen Commissaire auf einen baldigen Abschluß drängten.

Meine Ansicht wurde durch ein zweites Argument unterstützt. Breslau war verlassen und von französischen Truppen besetzt worden. Ich hatte erwartet, daß Napoleon sein Haupt-

quartier mit den Garden sofort dahin verlegen würde, aber da er ruhig in Neumarkt blieb, so wußte ich mir diesen Schritt nicht anders zu erklären, als daß er fürchtete, eine solche feierliche Besitznahme der Hauptstadt von Schlesien werde den Waffenstillstand rückgängig machen, und folglich, daß ihm mehr an dem Abschluß des Waffenstillstandes als an Breslau lag.

Mein Antrag ging daher dahin, die Räumung von Breslau als unerläßliche Bedingung zum Abschluß des Waffenstillstandes zu verlangen. Die Souveraine zweifelten, daß dies zu erreichen sein werde, genehmigten jedoch den Versuch, und so kam, durch die feste Haltung unserer Commissaire der Waffenstillstand zu Stande, der unseren Bedürfnissen eben so, wie unseren Wünschen angemessen war.

Darüber, daß Napoleon durch den Abschluß dieses Waffenstillstandes einen bedeutenden Fehler beging, sind späterhin auch seine größten Verehrer nicht in Zweifel gewesen. Eben so ist von preußischer Seite später erkannt worden, wie günstig dieser Waffenstillstand für Preußen war, aber nach seinem Abschluß wurde er, vor allem von den Mitgliedern des Tugendbundes, als unnöthig und als ein Fehlgriff getadelt, ja als ein erschlaffendes Staats-Unglück dargestellt. — Ich fand mich eben so wenig als der General von dem Knesebeck berufen, die geheimen Veranlassungen zum Abschluß aufzudecken, aber wir verschwiegen es nicht, daß wir die Unterzeichnung für eine höchst weise Maaßregel des Königs erachteten. Ich hatte über diesen Gegenstand mehrere heftige Scenen mit dem General Gneisenau, der in seiner Aufregung ein Schreiben an den König erlassen hatte, in welchem er bittern Tadel aussprach. Der General wollte mich überzeugen, ich setzte die größte Ruhe entgegen, aber nachgeben konnte ich nicht, da er als Haupt einer Parthei sprach, die ihren Sitz in der Armee hatte*).

---

*) Da der Name des Generals Freiherrn von dem Knesebeck hier zum ersten Male genannt, und der bedeutende Einfluß praktisch dargestellt ist, den dieser General in der ersten Hälfte des Feldzugs von 1813 ausübte, und da dieser Einfluß sich bis zum zweiten Pariser Frieden, auch nach dem Hinzutreten von Oestreich, eben so fortsetzte, so wird es zweckmäßig, in einer eigenen Beilage die Veranlassungen zu dem



Zur Fortsetzung des Krieges nach dem Waffenstillstande, nach welchem die Alliirten sich vermehrten und das Kriegstheater sich bedeutend erweiterte, bedurfte es nicht allein der Verabredungen unter den großen Mächten über die Vertheilung der Kräfte, sondern auch eines festen allgemeinen Operationsplanes. Dieser erfolgte während des Waffenstillstandes bei der Zusammenkunft in Trachenberg, bei welcher der Kronprinz von Schweden, durch den Kaiser von Rußland eingeführt, eine bedeutende Rolle spielte. Der Kaiser von Rußland bedurfte seiner in den russischen Verhältnissen zu Schweden, und dies war Veranlassung genug für uns, um den Kronprinzen dergestalt zufrieden zu stellen, daß der Kaiser Vertrauen zu ihm fassen und seine Kräfte aus dem Innern des russischen Reichs, zum Vortheil seiner Verbündeten gegen Napoleon verwenden, und ohne Besorgnisse für seinen eigenen Staat bis zum Rhein vorrücken konnte.

Der Kronprinz von Schweden mochte aus unsern Procedés erkannt haben, daß er den Zeitpunkt, viel zu verlangen, nicht verabsäumen dürfe, genug, sein Einfluß dehnte sich nicht allein auf die Operationen, sondern auch auf die Armee-Commandos aus. Mit dem Commando über die Nord-Armee war ihm ganz natürlich der Oberbefehl über die englisch-hanseatischen und norddeutschen Truppen unter Wallmoden, über die schwedischen Truppen und die Corps von Bülow und von Winzingerode zugefallen. Allein er verlangte auch den Befehl über den General Graf Tauenzien, dessen Corps zu den Blockaden und Belagerungen bestimmt, in vier besondere Theile gesondert bleiben mußte und ganz andere Interessen zu vertreten hatte, als die des in englischen Subsidien stehenden Kronprinzen von Schweden.

Aber noch mehr; er verlangte auch den Oberbefehl über die schlesische Armee unter dem General Blücher, so daß er also von der dänischen Grenze bis zum böhmischen Kessel com-

---

großen Vertrauen zu entwickeln, welches die drei alliirten Souveraine ihm geschenkt hatten.

Um diesen Zweck zu erreichen, muß in die Lebensgeschichte dieses bedeutenden Mannes und in die Kriegsjahre von 1806 und 1812 zurückgegangen werden, was in der Beilage erfolgt, ohne die Begebenheiten des Feldzugs von 1813 zu unterbrechen.

mandirt hätte, während die 3 Souveraine auf dem linken Flügel in Böhmen beschränkt gewesen sein würden.

Das ging zu weit und konnte von den Souverainen nicht bewilligt werden. Indeß wünschte man ihn zufrieden gestellt von Trachenberg nach Stralsund zurückkehren zu sehen, und gestand ihm zu, daß Fälle eintreten könnten, in denen die Umstände es nöthig machen würden, daß er auch das Commando über das Corps des Grafen Tauentzien und über die schlesische Armee übernähme. Der Kronprinz kam, durch diese Anerkennung zufrieden gestellt, von Trachenberg zurück. — Es waren dort auch Worte darüber gefallen: ob wohl Napoleon durch europäische Generale, denen seine Kriegführung fremd sei, je geschlagen werden könne? Diese Worte erhielten eine größere Bedeutung, als nach Ablauf des Waffenstillstandes, außer dem Kronprinzen, ehemaligen Marschall Bernadotte als Befehlshaber der Nord-Armee, noch die beiden französischen Generale Moreau und Jomini in dem Hauptquartier der Souveraine als militairische Rathgeber angestellt wurden.

Aus dem Kriege vom Jahre 1812 hatten die russischen Generale Wittgenstein, Bennigsen, Miloradowitsch, Sacken, Barcley de Tolly, Woronzof, St. Priest und andere den Ruf mitgebracht, zum Commando von Armeen befähigt zu sein, die preußischen Generale York, Kleist, Bülow, Tauentzien genossen nebst Blücher das Vertrauen ausgezeichneter Offiziere, alle diese wurden gleichmäßig durch die Nachricht verwundet, daß man ihnen nicht zutraue, Napoleon zu besiegen, sondern sich zu diesem Zweck Franzosen verschrieben habe.

Hierzu kam nun noch das ganz auffallende Benehmen des Kronprinzen von Schweden, der sofort darauf ausging, das Commando über den General Graf Tauentzien und Blücher an sich zu reißen, nebenbei aber höchst zweideutige Verbindungen unterhielt, welche durch einen Privatmann besorgt wurden, der sich als Freund in seinem Hauptquartier befand.

Diese Verbindungen mit Frankreich und der französischen Armee waren auf die Voraussetzung gegründet, daß die Franzosen der Regierung Napoleons müde seien, und sie gern mit der Bernadott'schen vertauschen würden, wenn er ihnen Beweise von Schonung und Milde gebe.

Bei der Bildung der schlesischen Armee wurde General Gneisenau zu ihrem Chef des Generalstabes ernannt und ich an die Stelle eines General-Quartiermeisters bei dieser Armee berufen. Ich darf sagen, daß das Pflichtgefühl dazu gehörte, was mich beseelte, um dieses wichtige Amt mit der Hoffnung zu übernehmen, durch die Anwendung aller meiner Kräfte meinem Vaterlande nützlich zu werden.

Der General en Chef von Blücher war mir gewogen, und seit dem Gefecht von Haynau, zu welchem ich den Vorschlag gemacht und, gegründet auf die Recognoscirung des dazu von mir beauftragten Major von Rühle, die Disposition entworfen hatte, stand ich ihm noch näher, weil er darin erkannt zu haben glaubte, daß ich auch den Cavallerie-Dienst verstehe. Dies war ein Vortheil, den ich nicht verkannte, allein ich stand nicht unmittelbar unter ihm, sondern unter Gneisenau, und bei der großen Verschiedenheit unserer Ansichten wäre die Annahme: ich könne sein ganzes Vertrauen gewinnen, eine thörichte Hoffnung gewesen. Ich mußte mich darauf beschränken, das zu fordern, wozu ich ihn durch mein Benehmen nöthigen konnte, seine Achtung. Dazu aber gehörte, daß ich mich vom General en Chef fern hielt, und selbst den Schein vermied, daß ich zu diesem je in eine vertrauliche Verbindung treten könne, wenn eine solche auf das entfernteste in die Verhältnisse des Generals en Chef zu seinem Chef des Generalstabes eingreife.

Bei der dienstlichen Meldung in Folge meiner Ernennung sprach ich mich offen gegen den General Gneisenau in diesem Sinne aus und erhielt eine eben so offene Antwort. Er hatte den Obersten von Clausewitz an meinen Platz gewünscht, mit dem er persönlich befreundet war. Das konnte ich ihm nicht verargen. Er wollte übrigens nicht zugeben, daß unsere Ansichten über die Kriegführung verschieden seien, die Verschiedenheit unserer Ansichten liege vielmehr darin, daß ich weicher, bedenklicher sei, als er, und daß mich dies geneigt mache, Rücksichten Opfer zu bringen, die er unbeachtet bei Seite schiebe.

Mit diesen Worten hatte er seine Art, zu sehen, auf eine ehrenwerthe Art ausgesprochen, und ich würde sie unterschrieben haben, wenn er mich anstatt weich und bedenklich, im Vergleich mit ihm selbst, vorsichtiger und der Exaltation weniger ergeben, bezeichnet hätte.

Im Jahre 1824 hatte ich unter dem Titel „zur Kriegsgeschichte", die Feldzüge der schlesischen Armee vom Waffenstillstand bis zum Frieden von Paris 1814 herausgegeben und zwar zu dem Zweck, ein treues aber allgemeines Bild von den Ereignissen zu geben, unter der Bedingung, daß kein unwahres Wort darin aufgenommen werde. Daher hatte ich mich auf das zu beschränken, was aus den Akten zu entnehmen war.

Jetzt, wo die Leidenschaften ausgetobt haben, und für den eifrigen Forscher der Kriegsgeschichte noch manche Fragen ungelöst sind, läßt sich noch manches nachtragen, was mündlich verhandelt und außer mir nur wenigen noch lebenden Personen bekannt geworden ist. Falsche Schlüsse werden dadurch aufgeklärt, falsche Anschuldigungen, welche in einem Zeitraum von 30 Jahren laut geworden sind, berichtigt werden.

Man betrachte daher das Nachfolgende als eine Ergänzung des Werks zur Kriegsgeschichte*) von S. 30 der 2. Auflage 1827 ab.

Der General en Chef ritt zum Yorck'schen Corps; General Gneisenau und ich nach Christians-Höhe in der Absicht, die Maßregeln des Feindes zum Behuf der weitern Beschlüsse zu erforschen.

Wir trafen dort den Major von Hiller, der die Infanterie der Arriergarde commandirte. Seine Bataillone kamen so eben an. Nach seiner Versicherung sollte der Feind bereits mit bedeutenden Kräften auf dem Plateau sein. Der Befehlshaber der Arriergarde, Oberst von Katzler, sei mit der Cavallerie noch zurück. Der Regen beschränkte unsern Gesichtskreis auf 800—1000 Schritt.

Wir sahen nichts vor uns, wir hörten keinen Schuß.

Endlich kam Katzler an. Auf unsre Frage: wo ist der Feind? war seine Erwiederung: er folgt mir auf dem Fuß. Mehr konnte er nicht angeben, denn in seiner leichtfertigen Husaren-Manier hatte er alle Flanqueurs eingezogen. Ich gerieth darüber mit ihm in einen heftigen Wortwechsel, den der General Gneisenau damit unterbrach, daß er mir sagte: der Fehler

*) Zur Kriegsgeschichte der Jahre 1813—1814, die Feldzüge der schlesischen Armee, bei Mittler in Berlin, 2. Auflage. 1827.



ist nun einmal gemacht, es bleibt nichts anders übrig, als daß wir den Feind aufsuchen; und somit setzte er sich in Bewegung. Alle Offiziere folgten. Katzler wollte wieder vorgehen. Ich stellte dem General Gneisenau vor, daß uns ein solches Vorreiten nicht zu dem Zweck führen könne, zu erfahren: ob der Feind in der Absicht folgt, um uns anzugreifen.

Der Gegner habe keine Flanqueurs vorgezogen, folglich könne er eben so gut zurückgegangen sein, als in dicht aufgeschlossenen Massen gegen uns vorrücken. Ein einzeln Vorreitender werde das eine wie das andere leicht entdecken, nicht aber eine große Gesellschaft, welche die Aufmerksamkeit des Feindes errege.

Ich erbot mich allein vorzureiten, wenn er, der General Gneisenau auf dieser Stelle mit allen Offizieren halten bleiben und meine Rückkunft abwarten wolle, wo dann sogleich die Disposition für die beiden auf dem Plateau befindlichen Corps gegeben werden könne, was vor meiner Rückkunft und ohne zu wissen, was der Feind thue, unmöglich sei.

General Gneisenau nahm meinen Vorschlag an, und ich ritt nun Querfeldein nach den Kuhbergen. Ich ritt ein mäusefarbenes Pferd und hatte einen grauen Mantel um, so daß ich bei dem heftigen Regen gar nicht auf 100 Schritt zu sehen war. Uebrigens führte ich eine gute Aufnahme der Gegend aus der Plankammer bei mir, welche ich bereits vollständig auswendig gelernt hatte.

Von hier war in den Ebenen gegen Klein-Tinz nach Jauswitz kein Mensch zu sehen, noch in dem Thal gegen Ober-Weinberg etwas zu hören.

Ich setzte meinen Weg längs dem bewachsenen Thalrand fort, und kam mit vielen Umwegen bis an einen tief eingeschnittenen Grund vor Jänowitz in der Linie von Nieder-Weinberg nach dem östlichen Ende von Jänowitz.

Hier sah ich mich plötzlich in der Fronte-Verlängerung einer aufmarschirten Cavallerie-Linie, in so großer Nähe derselben, daß ich mein Pferd hinter einen belaubten Baum zurückzog, um unentdeckt zu bleiben. Ich sah einige Batterien auf dem Wege von Nieder-Crayn nach Jänowitz der Cavallerie folgen. Ich hörte hinter mir Geschrei in französischer Sprache und sah im Thal von Nieder-Weinberg kommend eine

Colonne feindlicher Infanterie im Marsch, deren Tête beinah auf dem Plateau angekommen war.

Ich sah nach meiner Uhr und schlich mich langsam bis an den Weg vor Nieder=Weinberg nach Brechtelshof zurück. Hier konnte ich die feindliche Cavallerie=Linie in der Fronte übersehen, und schätzte sie auf 3000 Pferde.

Nun gab ich meinem Pferde die Sporen, traf den General Gneisenau, berichtete, was ich gesehen hatte, und da derselbe den General von Blücher ersuchen ließ, sich zu uns zu begeben, so machte ich folgenden Vorschlag:

> mit den beiden Corps von York und Sacken ungesäumt dem Feinde entgegen zu gehen, mit dem York'schen Corps zwischen Christians=Höhe und Belawic*), mit dem Sacken'schen an den Flügel anschließend, die rechte Schulter nach Klein=Tinz vornehmend.

Ich motivirte meinen Vorschlag folgendermaßen mit der Uhr in der Hand:

Tritt der General von York sogleich an und bleibt in Colonne im ununterbrochenen Marsch, so kann er in 51 Minuten den Punkt erreichen, wo ich die feindliche Infanterie=Colonne am Plateau gesehen habe. Da sie in einem engen Schluchtwege marschiren mußte, so ist es nicht möglich, daß der General von York dort mehr als 10,000 Mann Infanterie findet, es sei denn, daß über den Dohna=Steg eine zweite Infanterie=Colonne kommt, was ich nicht sehen konnte. Diese könnte jedoch ebenfalls nicht stärker sein, und folglich kann General York mit beiden allein fertig werden, ohne der Hülfe des General Sacken zu bedürfen, der dann gegen alles verwendet werden kann, was von der Seite von Liegnitz kömmt.

Wenn wir Schlaupe und Belawic gesichert haben, und uns an den Thalrand der Neiße halten, so ist unsere Operation ohne alle Gefahr.

Dieser Vorschlag wurde vom General Gneisenau gebilligt, und vom General en Chef als die Disposition zum Gefecht angenommen. Hierauf wurden sofort Offiziere abgesendet, um sie mündlich zu überbringen.

---

*) So stand der Ort auf meiner oben erwähnten Aufnahme.

Ich erhielt den Auftrag, die Colonne des Generals von York zu führen.

Mein Vorschlag zu dieser Colonnen-Führung ging dahin: 2 Brigaden rücken in der Ebene vor, eine halbe Brigade hält den Thalrand fest, die andere Hälfte der Brigade besetzt Schlaupe, Schlauphof und unterhält die Communication mit dem Corps von Langeron.

Die 4te Brigade folgt als Reserve mit ihrem linken Flügel an den Thalrand.

Nachdem dies so genehmigt war, ritt ich dem General von York entgegen, der aller meiner Vorstellungen ungeachtet darauf bestand, vor Antritt seines Weitermarsches zwischen Christians-Höhe und Belawitz aufzumarschiren. Ich sagte ihm, daß dieser Raum durch 2 Brigaden mit ihren Batterien gerade ausgefüllt würde, daß seine Truppen in der besten Ordnung in Colonne vorrückten, und daß jeder Zeitverlust ihn in ein schwereres Gefecht an dem Punkt verwickeln werde, auf den ich ihn zu führen habe. Vergebens! Er ließ halten, deployiren und es blieb mir nichts übrig, als beim General en Chef Beschwerde zu führen, durch welchen der General von York hierauf den Befehl erhielt: sofort in Colonnen (die, wenn es nothwendig sei, die Linie sogleich herstellen könnten) den Marsch fortzusetzen.

Der verdrießliche Feldherr besann sich, gehorchte aber endlich mit wüthenden Gebehrden.

Ich führte den linken Flügel der beiden Brigaden gegen den Kuhberg, hinter welchem die feindliche Cavallerie, mit 5 oder 6 Batterien aufgestellt war, welche auf große Distance schossen.

Sonst war nichts vom Feinde zu sehen.

Ganz unerwartet zeigte sich diesseits des Kuhbergs auf dem Kreuzberge feindliche Infanterie mit einigen Kanonen und die nächsten Truppen mußten verwendet werden, um sie schnell überzurennen, was auch gelang. Dies veranlaßte aber ein Stocken im Vorrücken und als nun die Episode auf dem linken Flügel beseitigt war, und ich auf den Vormarsch drang, befanden wir uns in dem wirksamen Kanonenfeuer der feindlichen Cavallerie-Batterien. Da hieß es denn:

wir müssen erst diese Batterien zum Schweigen bringen. Dies hätte eine stundenlange Kanonade gegeben.

Ich ermahnte daher den Oberstlieutenant Schmidt, er möge gleich eine überlegene Artillerie (er hatte über 100 Kanonen) auffahren lassen, um schnell mit der feindlichen fertig zu werden. Dies geschah; aber um diese Zeit erschien feindliche Cavallerie (welche aus dem Thal der Neiße gekommen sein muß) auf unserm linken Flügel, und ein Theil davon bis Belawic in unserm Rücken. Dies war das Signal zu einer allgemeinen Abweichung von der Disposition. Unsere Cavallerie zersplitterte sich in einzelne Gefechte Escadronsweise, und die ganze Infanterie des York'schen Corps sah diesem stehenden Gefecht unthätig zu.

Was sich bis dahin an feindlichen Truppen dem York'schen Corps gezeigt hatte, bestand in Summa aus 3 vernichteten und aus 5 frischen Bataillons Infanterie nebst etwa 4000 Mann Cavallerie, von denen der größte Theil unsre Fronte bedrohte, und uns dadurch in eine vollständige Defensive versetzte, denn alles Commando, alles Zusammenwirken der Kräfte hatte aufgehört.

Dieser Zustand, in welchem die Bemühungen der Einzelnen, die Masse wieder in eine Vorwärtsbewegung zu bringen, fruchtlos blieben, mochte eine Viertelstunde gedauert haben, als plötzlich die französische Cavallerie in der Fronte uns den Rükken zeigte, und als unsere Cavallerie in Unordnung folgte, in wilder Flucht davon jagte. Die russische Cavallerie hatte die feindliche von Klein-Tinz her in Flanke und Rücken genommen.

Als hierauf die York'sche Infanterie ihrer ersten Bestimmung gemäß, wieder in Gang gebracht war, glaubte ich, daß nun das ernste Gefecht mit der Masse der feindlichen Infanterie eintreten würde, allein zu meiner großen Verwunderung befanden sich auf dem ganzen Plateau, und namentlich vom Kuhberg bis an den Weg von Jänowitz zum Thalrand, nicht mehr als 2 Bataillons Infanterie, welche sich mit der Cavallerie zugleich in das Thal der Neiße hinabstürzten.

Hiermit endigte das Gefecht auf dem Plateau, nach welchem wir bei der Verfolgung 32 Geschütze mit ihren Fahrzeugen auf dem Wege nach Nieder-Crayn am Abhang verfahren und verlassen vorfanden.



Hier mußten nun neue Beschlüsse gefaßt werden, denn das Kanonenfeuer am linken Ufer der Neiße zog sich immer weiter nach Jauer hin, und war bereits sehr matt geworden.

Die während unsers Gefechts eingegangenen Berichte vom Grafen Langeron: daß er der Uebermacht weichen müsse und seine letzte Stellung am breiten Berge und Hermannsdorf nicht werde halten können, waren auf meinen Antrag aus dem Grunde gar nicht beachtet worden, da er gute Stellungen mit 130 Geschützen besetzt hatte, in denen ihm nichts begegnen konnte. Meine Bemerkungen, daß seine Meldungen keine Abänderungen in unserer Disposition bewirken könnten und daß er beschieden werden müsse, er solle sich halten, hatten jedoch Gneisenau und den General en Chef über alles Maaß aufgeregt, und bei der Besprechung am Thalrand von Nieder-Crayn wurde General Langeron ein elender Poltron genannt, den man dem Kaiser zur Kassation anzeigen müsse.

Sein (feiges) Benehmen wurde dann mit dem unsrigen verglichen, wodurch wir uns ohne weitern Commentar zu Helden stempelten; dies ging in doppelter Beziehung viel zu weit. Mir war also hier abermals das schwere Loos gefallen, beglückende Selbsttäuschungen durch nüchterne Wahrheiten zu zerstören, um die Folgen solcher Unklarheiten mit der Wurzel abzuschneiden.

Ich bemerkte daher:

Die schlesische Armee ist durch die Neiße in zwei Hälften getheilt, wovon die Hälfte am linken Ufer die etwas kleinere ist.

Der Feind entsendete bei Verfolgung der York'schen Arriergarde über die Neiße Truppen, erstieg das Plateau und drang gegen uns vor, ohne daß wir wußten, ob er auch auf dem linken Ufer offensiv verfahren werde.

Wir mußten am rechten Ufer darauf gefaßt sein, mit Allem, was er hatte, angegriffen zu werden, und waren dann, wenn wir den Feind zur Entwickelung kommen ließen, ohnfehlbar geschlagen.

Wir ergriffen daher den richtigen Entschluß, auf die feindlichen Têten zu fallen, und sie vom Thalrand wieder herab zu stürzen. Dies ist gelungen. Aber die feindlichen Absichten haben sich seitdem aufgeklärt. Er hat seine Kräfte am linken

Ufer der Neiße; dort marschirt er zur Schlacht, und wir haben am rechten Ufer mit der größern Hälfte der Armee nichts geschlagen, als *seine linke Seiten-Patrouille*.

Es ist also zur Entscheidung des Tages nichts — noch *gar nichts* geschehen.

Graf Langeron kann mit einer Uebermacht von 30,000 Mann angegriffen sein, — wird er geschlagen, so verschwindet unser Sieg am rechten Neiße-Ufer wie ein unbedeutendes Cosacken-Hurrah.

Wäre der General Graf Langeron ein völlig zuverlässiger Mann, so würde ich vorschlagen, sofort mit allem, was wir haben, bei Crayn, bei Schlauphof und bei Schlaupe über die Neiße zu gehen, rechts zu verfolgen, was wir geschlagen haben, und links den Feind, der Langeron angreift, in den Rücken zu nehmen.

Das würde jedoch zu gewagt sein, so lange wir nicht die Lage des General Langeron am linken Neiße-Ufer genau kennen und bestimmt wissen, daß er das, was er thun *kann*, auch thun *will**).

Ich schlage daher vor:

1) Das Defilée vor uns sofort von allen verfahrnen feindlichen Fahrzeugen räumen und wieder gangbar machen zu lassen,
2) die Reserve-Brigade des York'schen Corps über Schlauphof zum Angriff des Feindes vorgehen zu lassen,
3) den Feind aus Nieder-Crayn verdrängen und es stark mit der dazu nächsten Infanterie-Brigade besetzen zu lassen,
4) dem Sacken'schen Corps aufzugeben, daß es ermittelt, was sich vom Feinde von Dohna bis Liegnitz befindet, und sich mitten auf dem Plateau als Reserve zu allen weiteren Bewegungen bereit zu halten.

*) Zur Zeit dieses Vortrags wußten wir nicht, daß das feindliche 3te Corps von Schmachwitz bis Liegnitz sich an der Katzbach befand, und zum Marsch auf das Plateau bestimmt war. Ebenso wenig wußten wir, daß die feindliche Division Charpentier bereits auf dem Plateau gewesen, und sich ohne Gefecht bei Dohna wieder über die Katzbach zurückgezogen hatte. Man mußte annehmen, daß diese Bestandtheile der feindlichen Armee sich sämmtlich beim Angriff gegen Graf Langeron befänden.

Ferner trage ich darauf an, mich mit den dazu nöthigen Vollmachten auf der Stelle zum Grafen Langeron zu senden, bis zur Erstattung meines mündlichen Berichts jedoch alle weiteren Anordnungen zu verschieben.

Der Eingang zu diesen Vorschlägen war mit Empfindlichkeit aufgenommen, jedoch die Vorschläge selbst ohne Widerlegung genehmigt.

Die Befehle 1, 2 und 4 expedirte ich noch selbst, und erinnerte daran, daß zum Befehl Nr. 3 ein Offizier in das Thal der Neiße hinabgesendet werden müsse, um sofort die Besezzung von Nieder-Crayn zu bewirken, dem General York aber zugleich die Nachricht: wie dies geschehen, zu geben sei.

Hierauf jagte ich mit einigen Adjutanten über Schlaupe*) nach dem breiten Berg, wo ich den General Langeron fand, der im Abziehen begriffen war. Mit einer berechneten Lebhaftigkeit rief ich ihm entgegen:

> Au nom de Dieu, général, vous battez en retraite, pendant que nous avons remporté une victoire brillante! Délivré de notre ennemi nos réserves sont en pleine marche pour passer la Neisse et pour prendre en revers tout ce que vous avez devant vous.

Die Generale Fürst Czerbatow, Olsufiew, Rudczewitsch und andere, nebst dem Oberst Ende waren an seiner Seite und hörten meinen Ausruf.

Colonel! erwiederte Langeron besonnen, Vous êtes mon sauveur, und umarmte mich. Ich entgegnete: Allons attaquons sur le champ, je resterai avec vous, il me faut être témoin de votre gloire, comme je l'ai été de celle du général Sacken.

Der Ruhm des General Sacken bewegte die russischen Generale freudig. Ende rief aus: wir haben nichts mehr hier als die Arriergarde, 100 Kanonen sind längst zurückgesendet, — „laßt alles zurückkommen," rief ich, „und laßt uns mit dem angreifen, was wir haben!"

Alles stimmte mir bei, nur General Langeron fragte feierlich:

> Colonel! Est ce que vous êtes sûr que le général en chef ne dispose de mon corps que pour couvrir sa retraite?

*) Während wir durch Schlaupe ritten, wurde bereits an diesem Dorfe gefochten.

Dies war die festgewurzelte fixe Idee des Grafen Langeron, die ihn zu den falschen Maßregeln verleitet hatte. Ich erwiederte:

> Je suis sûr mon général, que le général en chef passera la Neisse pour ecraser l'ennemi qui vous attaque, ainsi il faut tenir ferme, il faut réparer les erreurs et intimider les présomptueux les attaquant tambour battant.

Hierauf flogen die Adjutanten, um die Zurückgesendeten wieder in ihre Stellungen zu führen, und als die preußische Reserve-Brigade unter Oberst von Steinmetz über Schlaupe und Schlauphof fechtend und unterstützend vordrang*), setzten sich alle Generale an die Spitze ihrer Truppen und nach einem energischen, vom Feind ganz unvorhergesehenen Angriff wurde der Weinberg und ein Theil von Hennersdorf wieder genommen.

Von diesem Augenblick an war der Feind in der Defensive und verhielt sich, ohngeachtet seiner Ueberlegenheit, schlaff und unentschlossen.

Er mußte gegen die Brigade Steinmetz eine Flanke bilden. Seine Stärke ließ sich vom breiten Berg vollständig übersehen und daraus folgern, daß General Langeron, am andern Morgen, wenn er sein Corps wieder vollständig beisammen hatte, ihm gewachsen war.

Wir verabredeten, daß das Corps mit dem Anbruch des Tages vorrücken werde, es sei zum Angriff oder zur Verfolgung. Als der Tag sich neigte, ritt ich über Schlaupe zurück, wo uns das Wasser der wüthenden Neiße nicht allein bis an den Sattel ging, sondern auch die Pferde abwärts fortriß.

Ich dirigirte den General von Hünerbein, den ich bei Schlaupe fand, auf Schlauphof und theilte ihm die Lage des Langeron'schen Corps und meine Verabredungen mit. Dies geschah um 8 Uhr, kam jedoch in Folge der Finsterniß erst nach 11 Uhr in Brechtelshof an, wo bereits, ohne mich abzuwarten und gegen die Abrede, auf bloße mündliche Erzählungen über die Lage des Langeron'schen Corps, Dispositionen

*) Dies mochte etwa um 6 Uhr erfolgen.

für den 27sten ausgegeben waren, theils unpractisch, theils ganz unausführbar.

Die Absendung des oben erwähnten Befehls Nr. 2 war vergessen worden, und Nieder-Crayn nicht besetzt. Die York'schen Truppen waren mit Einbruch der dunkeln Nacht auf dem durchweichten Boden liegen geblieben, wo sie sich befanden, ohne Stroh, ohne Holz, abgemüdet und abgehungert. Der Regen fiel noch immer in Strömen, und die neue Disposition bestimmte: daß eine Brigade um 2 Uhr Morgens aufbrechen und nach Nieder-Crayn vorgehen sollte, um einen Uebergang bei Kroitsch über die Katzbach zu versuchen.

Diese Anordnung war in jeder Beziehung tadelnswerth und durchaus nicht durchdacht. Sie nimmt an, daß der Feind, der beim Sinken des Tages mit 30 bis 40,000 Mann zwischen dem Mönchswald und Schlauphof stand, in dieser finstern Nacht nach Goldberg zurückgegangen sein werde. Ganz im Gegentheil mußte angenommen werden, daß der Feind, ehe er den Rückzug von Hennersdorf antrat, ihn sicher zu stellen habe, und dazu war die von uns vernachlässigte Besetzung von Nieder-Crayn die nothwendigste Maaßregel, denn die Hauptstraße von Hennersdorf nach Goldberg führt auf nicht volle 3000 Schritt bei Nieder-Crayn vorbei. Im Fall aber auch dies vom Feinde verabsäumt sein sollte, und die Brigade des von York'schen Corps sich ungehindert durch Nieder-Crayn gegen Kroitsch zu wenden vermochte, so konnte der Feind vernünftiger Weise nur in 3 Colonnen nach Goldberg zurückgehen, und dann mußte seine Colonne des linken Flügels durch Nieder-Crayn marschiren, wo sie auf die York'sche Brigade in ihrem Rücken traf, die, wenn sie die Brücke bei Kroitsch zerstört fand, dann weder vor- noch rückwärts konnte.

Zum Glück war dieser ganz unpractische Befehl zugleich unausführbar, da keine der zerstreuten York'schen Brigaden um 2 Uhr aufbrechen konnte. Solche unausführbare Befehle haben die Folge, daß sie den Gehorsam untergraben und dem Armee-Commando alles Vertrauen entziehen. Meine Vorstellungen, wie sanft sie auch waren, wurden sehr übel vom General Gneisenau aufgenommen, noch mehr aber, daß ich später nachwies: wie die Brigade von Horn den Befehl um 2 Uhr aufzubrechen, vier Stunden später, um 6 Uhr erhalten.

Diese Disposition, welche den General von York sehr verstimmte und der Gegenstand einer scharfen Kritik wurde, ist als die Einleitung zu der verdrießlichen Correspondenz zu betrachten, welche zwischen dem General en Chef und dem General von York während der Verfolgung entstand, denn der General von York wollte keine unausführbaren Befehle vertreten, und fragte daher über alles an, um von der Verantwortung entbunden zu sein.

General Blücher hatte die fixe Idee, er habe die ganze französische Armee total geschlagen, und es komme nur darauf an, sie lebhaft zu verfolgen, wozu die Cavallerie vollständig ausreiche. General Gneisenau, dem ich auseinander gesetzt hatte, daß nur $\frac{1}{10}$ der gegenüber befindlichen Armee auf dem Plateau gegen uns gefochten habe, daß von den 8 Bataillons, — mehr hatten wir alle nicht gesehen, — 5 zurückgekommen und 3 sogar in guter Ordnung, mußte mir zugestehen, daß das Gefecht auf dem Plateau keine Veranlassung zu einer Auflösung der ganzen Armee geben konnte, aber er ging in die Idee des Generals Blücher ein, sagte zu Allem, was dieser wünschte, ja, und gab ihm zu, daß durch diese Husaren-Verfolgung Macdonald allein nach Dresden kommen werde.

Dies war eine Folge des von ihm angenommenen Grundsatzes:

> man muß immer mehr verlangen, als geleistet werden kann, denn bei der practischen Ausführung geschieht doch immer weniger, als gefordert worden ist,

ein Grundsatz, den ich stets für eben so gefährlich als unrichtig gehalten habe.

Unsre Verfolgung jenseits der Katzbach, ohne eine Masse von Infanterie und Artillerie blieb unvollständig. War diese jedoch über die Katzbach gebracht, so mußten, wie es der General en Chef verlangte, alle Kräfte in Anspruch genommen werden.

Die Schwachen und Ermüdeten mochten liegen bleiben und nachkommen, sie gingen der Armee nicht verloren.

Wenn unsere unvollständige Verfolgung dennoch ein so großes Resultat brachte, so war dies die Folge von zwei Fehlern bei der französischen Armee.

Der erste: daß, als die Flucht auf dem Plateau begann, die Flüchtlinge nicht bei Nieder-Crayn gesammelt und hinter die Katzbach bei Kroitsch geführt wurden, in welchem Fall ihre Flucht ohne Einfluß auf den übrigen Theil der Armee, und ohne alle Bedeutung geblieben wäre.

Der zweite Fehler fällt dem Marschall Macdonald, der am linken Ufer der Neiße selbst commandirte, zur Last.

Bis 6 Uhr Nachmittags war er in der vollständigsten Offensive. Als er um diese Zeit von Langeron angegriffen wurde, vertheidigte er sich stehenden Fußes, obwohl matt, bis um 7 Uhr, wo die Sonne unterging.

Ob der Entschluß zum Rückzug auf Goldberg eine Folge dieses Angriffs war, mag dahin gestellt bleiben, immer aber mußte er sich sagen:

> die Truppen sind seit dem frühsten Morgen mit großen Anstrengungen in Bewegung. Morgen früh geht die Sonne um 7 Uhr auf, folglich liegen 11 Stunden Nacht vor mir, während deren Dauer der eben so ermüdete Feind mir nichts anhaben kann.
>
> Was ist nun zweckmäßiger: kochen, füttern, während 10 Stunden ruhen lassen und dann den Rückmarsch von 2 Meilen Entfernung bis hinter Goldberg mit dem Grauen des Tages antreten lassen? oder während der Nacht allmählich abzuziehen?

Er hatte, wie es scheint, nicht vorausgesehen, daß im letzten Fall die Truppen bei Goldberg nicht anders als in einem solchen Zustand der Erschöpfung ankommen konnten, daß sie nicht mehr gefechtsfähig waren und dann in die Hände seiner Feinde fielen.

In diesem Zustand fand der General Graf Langeron das 5te Corps denn auch in der That, als er es in Goldberg am 27sten Morgens einholte.

Dieser Fehler der Ueberanspannung menschlicher Kräfte war vom preußischen Armee-Commando weder vorausgesehen noch eine Disposition für den folgenden Tag darauf gebaut, und ohne diesen Fehler hätte die Verfolgung, wie der General en Chef sie angeordnet hatte, wahrscheinlich gar keine Erfolge gehabt.

Der kräftige Angriff des Langeron'schen Corps am 26sten um 6 Uhr Abend ist wahrscheinlich die Veranlassung zu Macdonald's übereiltem Rückzug geworden, und wenn das Corps von Langeron in dessen Folge am meisten zur Auflösung der Macdonald'schen Armee beitrug, so war es ein wohlverdienter Lohn.

Indeß nahmen der General en Chef und General Gneisenau keine weitere Notiz von dieser Waffenthat, und sahen die später eingebrachten Trophäen lediglich als Folgen des Hurrah's am rechten Ufer der Neiße an.

Daß Macdonald sich übereilt während der Nacht zurückgezogen habe, daß er mit dem Sinken des Tages seine Reserve (welche nicht zum Gefecht gekommen war) aus dem Plinsengrunde bis in die starke Stellung von Prausnitz, ¾ Meilen, zurückgehen und sie dort bivouakiren lassen mußte, um am andern Morgen das Corps in derselben aufzunehmen und den Tag hätte abwarten sollen, um, wenn seine Leute und Pferde wieder Kräfte gesammelt hatten, mit Ordnung zurückzugehen, wurde mir nicht zugegeben, sondern behauptet: Macdonald's Rückzug während der Nacht sei in Folge der Deroute seines linken Flügels unvermeidlich nothwendig geworden, woraus folge, daß die Auflösung des 5ten feindlichen Corps ebenfalls eine Folge dieser Deroute gewesen, wie dies in der am 26sten Abends 9½ Uhr gegebenenen Disposition richtig vorhergesehen sei.

Das Geschehene konnte nicht ungeschehen gemacht werden, mir kam es daher nur darauf an, für die Zukunft unausführbare Befehle zu vermeiden, und anstatt die Uneinigkeit des Generals en Chef mit seinen Corpsführern zu vermehren, sie zu der Anerkennung zu nöthigen, daß das Armee-Commando streng nach den gegebenen Vorschriften und den vorwaltenden Umständen geführt werde.

General von Gneisenau hatte aber noch andere Zwecke. Ihm war es darum zu thun, daß der Sieg auf dem Plateau von ganz Europa als eine allgemeine Niederlage für die ganze Macdonald'sche Armee betrachtet werde, weil dies in sein Electrisirungs-System paßte.

Daß ich zu einer solchen Ansicht nicht fortzureißen war, hatte ihm mein nüchterner Vortrag am Thalrand von Nieder-Crayn gezeigt.

Ob ich nun geneigt sein würde, öffentlich auszusprechen, daß das Gefecht auf dem Plateau ein unbedeutendes Rencontre gewesen sei, darüber war er ungewiß, und doch erschien dies für ihn, durch besondere Umstände veranlaßt, von großer Wichtigkeit.

Es war nämlich während des Waffenstillstandes durch mich und andre zur Sprache gebracht worden, daß unsre Preußischen Zeitungen über die Kriegsbegebenheiten bis zum Waffenstillstande Nachrichten aufgenommen hatten, welche zum Theil die Ereignisse völlig entstellten, die Armee nicht selten compromittirten, und zum Theil unsern Alliirten gegründete Veranlassung zum Mißvergnügen geben mußten. Auch ich hielt die Abstellung dieses Uebelstandes für dringend nothwendig, hatte jedoch folgende Betrachtungen daran geknüpft.

Das lebhafte Interesse, welches das preußische Volk vom Höchsten bis zum Geringsten an den Ereignissen dieses wahrhaften National-Krieges nimmt, kann nur erfreulich sein, und unsre Zeitungen folgen nur dem wahren Bedürfniß und den allgemeinen Wünschen, wenn sie darüber so viel Nachrichten geben, als sie können. Offiziell wird ihnen nichts mitgetheilt, oder, wenn es geschieht, so bekommen sie es so spät, daß die neuen Begebenheiten die alten bereits in den Hintergrund gedrängt haben.

Die Zeitungen der drei Residenzstädte nehmen daher mit Freuden die Briefe der Freiwilligen auf, die mit Unbefangenheit ihren Verwandten erzählen, was sie gesehen und gehört haben, indeß ganz absichtslos oft das Unwichtigste mit dem Wichtigsten verwechseln und dadurch sowohl ein ganz falsches Bild von der Lage der kriegführenden Armeen geben, als auch durch das Wiedererzählen gehörter Mißbilligungen, es sei gegen eigne oder alliirte Führer, ohne Kenntniß der Sache und ohne eignes Urtheil ungerecht und verletzend werden.

Durch solche unüberlegte Mittheilungen wird eine öffentliche Meinung gebildet, die sich durch spätere offizielle Artikel nicht mehr berichtigen läßt.

Den Zeitungsschreibern muß also die Aufnahme ungesichteter Berichte von der Armee durch die Censur untersagt werden; dann aber muß etwas anderes an die Stelle treten. — Offizielle Artikel — einfach und wahrhaftig, keine Napoleonsche Lügen-Bülletins. Es läßt sich im Kriege nicht Alles sagen, es muß über Vieles Schweigen beobachtet werden, allein was offiziell bekannt gemacht wird, muß so wahr sein, daß der schärfste Kritiker später keine Unwahrheit nachweisen kann.

Solche Armee-Befehle erwecken Vertrauen und sind dem Gouvernement wie dem Volk wahrhaft nützlich.

Der König hatte dieselbe Ansicht. Er war mit der ruhigen Darstellung der von mir herausgegebenen Brochüre über den Feldzug von 1813 bis zum Waffenstillstande zufrieden und übertrug mir den Entwurf solcher Berichte für die schlesische Armee, welche an ihn eingesendet und nach erfolgter Genehmigung gedruckt werden sollten.

Ich stellte vor: daß solche Berichte, wenn sie den Weg nach Böhmen und zurück nach Berlin machen sollten, dadurch so alt würden, daß sie viel von ihrem Interesse verlieren müßten, daß ich es daher für besser erachte, die Armee-Berichte aus den offiziellen Meldungen im großen Hauptquartier zusammenstellen zu lassen, wo sie dann viel früher in die Zeitungen kommen würden.

Der König genehmigte dies nicht, sondern bestimmte: daß meine vom General en Chef genehmigten Entwürfe aus dessen Hauptquartier unmittelbar an die preußischen Hauptzeitungen gesendet werden sollten.

Mir wurde besonders eröffnet: der König erwarte, daß diese Armee-Berichte der Würde und des Tacts nicht entbehren würden, welche unsere Verhältnisse erforderten.

Was ich vorausgesehen hatte, daß diese Berichte eine Quelle von Verdruß für mich werden würden, trat nur zu bald ein.

Bereits mit dem ersten Bericht war General von Gneisenau nicht zufrieden. Er fand ihn zu kalt, zu abgemessen, zu pedantisch. Der General en Chef vermißte darin das Lob seiner tapfern Waffengefährten, was er ihnen, um gerecht zu sein, nicht versagen könne. Dem ersten erwiederte ich in Demuth: ich habe mich der Prosa unsers Dienststyls befleißigt; anders

zu schreiben verstehe ich nicht, indessen glaube ich auch nicht, daß ein anderer, als dieser Styl hierher gehöre.

Dem General en Chef stellte ich vor, daß diese Berichte kurz sein müßten, daß, wenn Lob und Tadel darin aufgenommen werden sollten, sie nicht allein ellenlang werden, sondern daß darin die Souveraine einen Eingriff in ihre Rechte finden konnten, da es vorkommen werde, daß diese Armee-Berichte in allen Zeitungen stehen, ehe die auf die Berichte der Corps-Führer gegründeten Vorlagen an die Souveraine, welche zu belohnen und zu strafen haben, im großen Hauptquartier angekommen sind.

Alle diese Vorstellungen halfen zu nichts. General von Gneisenau schmückte mit Phrasen und Blumen aus, General Blücher trug preußische Namen ein. — Ich war entschieden, in einer Angelegenheit des Dienstes nicht nachgeben zu können, und erklärte: ich kann mich irren, und darüber wird der König entscheiden. Ich suche indeß in diesem ertheilten Auftrag an einen untergeordneten Offizier, der nur die Facta einfach niederschreiben und weder zu loben, noch zu tadeln sich erlauben darf, den sichersten Beweis, daß der König keine andern Armee-Berichte will, als in der Art, wie dieser erste von mir niedergeschrieben ist.

General Gneisenau lenkte ein, denn er wollte die Sache nicht zur Entscheidung des Königs gebracht sehen. Blücher beruhigte sich, als ich ihm sagte, daß Waffenthaten, die in sich selbst das höchste Lob trügen, als Facta und mit der davon unzertrennlichen Nennung des Namens aufgenommen werden könnten, jedoch ohne alle lobenden Zusätze.

Wenn hiermit die Sache abgethan schien, so traten nichts destoweniger bei jedem Bericht neue Kämpfe ein, denn meine Gegner hatten nachgegeben, aber ich hatte sie nicht überzeugt.

Gneisenau gab mir Schuld: ich sähe alles, was die schlesische Armee leiste, als Kleinigkeiten an, die nicht der Rede werth wären. Blücher wollte jeden gut ausgeführten dienstlichen Auftrag als Waffenthat erwähnt und gerühmt wissen.

In diesem fortwährenden Conflict hatte Gneisenau die Besorgniß, daß ich im nächsten Armee-Bericht das Gefecht auf dem Plateau als ein Kosacken-Hurrah darstellen würde, und

bearbeitete mich unaufhörlich, um dessen Wichtigkeit in einem größern Umfang anzuerkennen.

Was ich um 4 Uhr vor Nieder-Crayn gesagt hatte, war an der Zeit und am rechten Ort; als der General Graf Langeron in Folge unsers Sieges und darauf folgenden Ueberganges über die Neiße um 6 Uhr die Offensive begann, erhöhte sich die Wichtigkeit unsers Gefechts, und als Marschall Macdonald durch Uebereilung sein 5tes Corps außer Gefecht setzte, wurde dieses Gefecht die Hauptveranlassung zu den später eintretenden Niederlagen.

Die Verschiedenheit unserer Ansichten bestand also nur darin: daß ich das große Resultat 3 Momenten zuschrieb:

1) Unserm Gefecht auf dem Plateau,
2) dem gleich darauf folgenden Uebergang über die Neiße und dem Angriff des Obersten von Steinmetz,
3) dem Angriff des Grafen Langeron um 6 Uhr Abends.

Auch bestritt General Gneisenau den Einfluß von 2 und 3 aus keinem andern Grunde, als um den Eindruck von 1 nicht geschwächt zu sehen.

Er mühte sich indeß unnöthig ab, denn wenn ich die Verpflichtung übernommen hatte, die Ereignisse gedrängt und mit Wahrhaftigkeit darzustellen, so bedingte dies nicht, in Details einzugehen, welche, wenn sie bestritten waren, der Einigkeit in der Armee, nach der ich strebte, höchst gefährlich werden konnten.

Bis zu unsrer Ankunft vor Nieder-Crayn hatten wir noch keine Schlacht geliefert. Diese Bezeichnung wurde erst gerechtfertigt, nachdem nicht allein alle 3 Corps, sondern auch ihre Reserven zum kleinen Gewehrfeuer gekommen waren. Daß die schlesische Armee eine Schlacht geliefert, in deren Folge so viel Gefangene, so viel Kanonen, Adler rc. eingebracht wurden, konnte daher nicht bestritten werden, und der Armee-Bericht war nach seinem Zweck vollständig, wenn er sich auf diese Facta beschränkte. Wollte man das Gefecht vom Corps von Langeron am Abend 6 Uhr ignoriren, so erforderte die Consequenz, die partiellen Gefechte auf dem Plateau nicht als eine Schlacht der schlesischen Armee zu bezeichnen.

Mit dem 3ten Armee-Bericht, in der Nacht nach der Schlacht geschrieben, waren die Russen unzufrieden. Vom Corps von

Sacken, weil zu wenig von ihm gesagt sei, von Langeron, weil es gar nicht erwähnt worden.

Mit dem 4ten Armee-Bericht wurden die Relationen der beiden russischen Feldherrn abgedruckt, weil die Politik forderte, sie zufrieden zu stellen. Dies machte den General von York wieder höchst unzufrieden, weil seine Relation nicht mit abgedruckt war. General Blücher und Gneisenau neigten sich jederzeit zu den Unzufriedenen, und ich hatte von ihnen keine Vertretung zu erwarten.

Die Erfahrungen dieser Zeit haben mich belehrt, daß es unpraktisch ist, die Abfassung von dergleichen Armee-Berichten dem Commandirenden zu entziehen. Ist die Besorgniß vorhanden, daß er zu weit gehen könnte, so mag man ihm durch Instructionen Fesseln anlegen.

Beim Vorrücken vom Bober und der weitern Verfolgung der französischen Armee hatte sich die Verstimmung Gneisenau's gegen mich verloren, und meine Vorschläge zu den Bewegungen und Gefechten hatten sich wie früher stets der unbedingten Genehmigung zu erfreuen.

Am 4ten September, wo ich wieder mit dem Antrag einer Schlacht gegen Napoleon auszuweichen, vortreten mußte, fügte sich der General en Chef leicht, da wir durch sichere Nachrichten gewiß wußten, daß wir mit Ueberlegenheit angegriffen werden würden.

Am 5ten September gab ich auf der Landskrone den Augenblick zum Abzug, um ohne ein ernstes Gefecht über die Neiße-Brücken zu kommen, ganz richtig an, allein es traten beim York'schen Corps solche unnöthige Verzögerungen ein, daß ein Stopfen an der Neiße-Brücke, und ein nachtheiliges Gefecht unvermeidlich wurde, wenn nicht die gesammte Cavallerie der Arriergarde durch eine Furth ging, wozu sie wegen ihrer Tiefe keine Neigung hatte, sondern der Infanterie gegen den erhaltenen Befehl den Brücken-Uebergang verstopfte. — In dieser Verlegenheit schlug ich dem General en Chef vor, das Beispiel zu geben. Er bedachte sich keinen Augenblick, sondern ritt mit seinem ganzen Hauptquartier bis an den Sattelknopf durch das Wasser. Die ganze Cavallerie mußte folgen und wir kamen unter dem Schutz einer 12pfündigen Batterie an das rechte Ufer, ohne einen Mann zu verlieren.

Einem Feldherrn, der auf eine solche Art die Beschwerden des gemeinsten Reiters theilt, folgt der Soldat freudig und ohne Murren.

Bei der zwei Tage darauf wieder ergriffenen Offensive, um den König von Neapel in Flanke und Rücken zu nehmen, kam alles darauf an, dem Feind den Links-Abmarsch zu verbergen, und daher war dem General Grafen Langeron besonders empfohlen, in dem Bivouak bei Ostritz keine, von der Landskrone aus zu übersehenden nächtlichen Feuer anzünden zu lassen.

Langeron wußte nicht, daß Napoleon wieder nach Dresden zurückgegangen war, und hielt den Uebergang über die Neiße bei Ostritz für ein höchst gewagtes Unternehmen. Er hatte die Anweisung, keine Feuer anzünden zu lassen, nicht befolgt und lud daher den Verdacht auf sich, daß dieser neue Ungehorsam uns nicht unabsichtlich um die Früchte dieser Bewegung gebracht habe. Er erhielt seine Verweise wohlverdient, allein gegen den Verdacht einer Absicht mußte ich ihn in Schutz nehmen. Er hatte den Befehl, am andern Morgen bei Ostritz überzugehen, er konnte den Marsch nicht mehr abwenden, es wäre daher mehr als unsinnig gewesen, Napoleon auf eine Gefahr der Umgehung aufmerksam zu machen, da dieser einen solchen Wink ohnfehlbar benutzt haben würde, um mit allem, was er hatte, über die schlesische Armee herzufallen.

In Bautzen, wohin der General von Blücher am 15ten September sein Hauptquartier verlegte, gingen wichtige Dinge vor.

Der General Bülow, der dem nach Schweden berufenen Marschall nie Vertrauen geschenkt hatte, bewachte die Machinationen in dem Hauptquartier des Kronprinzen, stellte seine Indiscretionen mit seinen absichtlichen Andeutungen zusammen, und hatte bald die Fäden des Gespinnstes. Er warnte Tauentzien und Blücher, er traf geheime Abreden mit Winzingerode, wie weit sie gehorchen und in welchen Fällen sie den Gehorsam zur Vermeidung unersetzlicher Nachtheile versagen müßten.

Nach diesen Ansichten und Abreden ist das Benehmen des Generals von Bülow bei Groß-Beeren, bei Dennewitz, bei Leipzig, bei der Eroberung von Holland und seinem Marsch nach la Fere, das Vorrücken des Generals von Winzingerode bei Leipzig, der Widerstand des Generals Grafen Tauentzien,



sich den Befehlen des Kronprinzen von Schweden unbedingt unterzuordnen, zu erklären. Diese Ansichten geben aber auch zugleich den vollständigen Aufschluß über die Maaßregeln des Generals von Blücher von der Zeit ab, als derselbe nach der Schlacht an der Katzbach mit der schlesischen Armee in Bautzen angekommen war.

Nach der Schlacht von Dennewitz traf ein vertrauter Offizier des Generals von Bülow ein, der dem General Blücher die täglich weiter gehenden Maaßregeln vorlegte, welche der Kronprinz ergriff, um der französischen Armee klar zu machen, daß er nicht allein als ihr Landsmann, sondern auch als ihr Freund handle und weit davon entfernt sei, sie durch seine Schweden vernichten oder ihr Blut vergießen zu wollen.

Diese Anzeigen waren weit umfassend und von so neuem Dato, daß selbst, wenn der General von Bülow sie den Souverainen vorgelegt hatte, sie noch nicht im großen Hauptquartier angekommen sein konnten. — Sie bestimmten den General von Blücher zu dem Beschluß: jedem politischen Hochverrath durch einen schleunigen Rechts-Abmarsch vorzubeugen, und er beharrte bei diesem Entschluß selbst dann, als er fast zugleich den Befehl der Souveraine erhielt, sich links an sie heran nach Böhmen zu ziehen.

So mußte also einer der drei Franzosen, die die Souveraine sich geholt hatten, um Napoleon zu besiegen, durch eine Armee von 100,000 Mann bewacht werden.

Der zweite wurde ihnen vor Dresden durch eine Kanonenkugel entrissen, und der dritte dieser Franzosen zeigte sich an demselben Tage zwar als ein sublimer Docent, indeß so unpraktisch auf dem Schlachtfelde, daß er nicht weiter um Rath gefragt wurde.

Die Zeit und die Begebenheiten hatten übrigens das Vertrauen der Souveraine zu sich selbst und zu ihren Generalen so gestärkt, daß von einer Maaßregel, Fremde heranzuziehen, nicht mehr die Rede war.

Zu dieser Zeit war, so weit die obere Leitung der Kriegführung von ihnen ausging, manches ganz gut organisirt, allein es fehlte an der Thätigkeit, welche einem Napoleon gegenüber unentbehrlich war, es kostete zu viel Zeit, ehe die Be-

schlüsse reif wurden, und die Ausfertigungen waren an zu viel Formen gebunden.

Im Hauptquartier des Generals von Blücher hatte sich der Geschäftsgang dadurch bedeutend gebessert, daß meinen Bitten und Wünschen gemäß, meine Vorträge über die Operationen nur in Gegenwart des Generals von Gneisenau Statt fanden, und die Geheimnisse besser bewahrt wurden.

Im dritten Abschnitt von S. 54 bis S. 69 ist angegeben, was in der Zeit bis zum Uebergang über die Elbe (am 2ten October) ins Geheim vorbereitet wurde, und wovon weder die fremden noch die preußischen Offiziere im Hauptquartier das Geringste erfuhren.

Der Kaiser Alexander hatte den russischen Obrist Theyl für eine Anstellung beim General Blücher besonders ausgewählt, um dem General en Chef etwas Angenehmes zu erzeigen.

Dieser Obrist, früher im holländischen Dienst, lebte nach der französischen Eroberung von Holland 1794, als Emigrant in Münster, wo er Jahre lang als Freund des Generals en Chef sein Haus- und Tischgenosse war. General von Blücher nahm ihn in seinem Hauptquartier in alter Weise wieder auf.

Theyl war ein braver, aber bis zur Aengstlichkeit vorsichtiger Mann.

Am 24sten September wurde die Disposition zum Rechts-Abmarsch ausgegeben, durch welche das ganze Hauptquartier von diesem Marsch die erste Nachricht erhielt.

Niemand wußte, daß er von den Souverainen genehmigt war. Der preußische General von Rauch befand sich im Hauptquartier der schlesischen Armee, um für den Fall, daß sie zurückgedrängt würde, für die schlesischen Festungen besondere Aufträge auszuführen. Er kannte den schlechten Vertheidigungszustand dieser Festungen am besten, und dies veranlaßte ihn, das Rechtsschieben der schlesischen Armee als höchst gefahrvoll für seine Festungen anzusehen.

Der Obrist Theyl ging noch weiter. Er sah durch diese Bewegung die Erfolge des ganzen Feldzugs leichtsinnig auf das Spiel gesetzt. Er benutzte seine grandes entrées beim General en Chef, um ihm die dringendsten Vorstellungen zu machen, sich von Gneisenau und mir nicht zu solchen gewagten Unternehmungen fortreißen zu lassen. Blücher antwortete ihm: „seid

ruhig, alter Freund, es ist alles reiflich erwogen," aber Theyl protestirte förmlich gegen den Marsch.

Blücher stutzte, sah ihn mit großen Augen an und erwiederte: Herr Oberst, der Kaiser, Ihr Herr, hat Sie hierher gesendet, um ihm zu berichten, wozu ich Ihnen alle Materialien mit der größten Bereitwilligkeit liefere. Wenn Sie gegen meine erlassenen Befehle protestiren, so fallen Sie gänzlich aus der Ihnen zugetheilten Rolle; Sie sind nicht zu meinem Rathgeber bestellt! Deshalb verbitte ich mir Ihre Redensarten und empfehle mich, womit er ihn stehen ließ.

Der General von Rauch hatte versucht, bei dem General von Gneisenau seine Ansichten geltend zu machen, und da dies nichts fruchtete, sein Glück beim General en Chef versucht. Dort kam er aber noch übler an, als Oberst von Theyl.

General von Blücher machte aus diesen Unterredungen kein Geheimniß, was die Folge hatte, daß diese beiden Offiziere andere Anstellungen nachsuchten und erhielten; zugleich aber, daß die Opponenten vorsichtig wurden*).

Bis zu der Zeit, wo wir uns mit der Nord-Armee vereinigten, hatte die mir obliegende Correspondenz mit dem Kronprinzen von Schweden eine ganz besondere Aufmerksamkeit erfordert, weil es mehr eine diplomatische als militairische war.

Jedes Wort mußte abgewogen und untersucht werden, welche Consequenzen sich daraus ziehen ließen.

Wir hatten die Erfahrung gemacht, daß die Mittheilungen des Kronprinzen durchaus nicht mit seinen mündlichen Aeußerungen übereinstimmten, von welchen wir durch die preußischen Offiziere in seinem Hauptquartier Kenntniß erhielten.

General von Gneisenau, der den Kronprinzen mit der vollen Energie seines Characters haßte, hielt dafür, daß man durch mündliche Besprechungen weiter mit ihm kommen werde, als durch schriftliche Verhandlungen, und der General en Chef

*) Es ist von vielen Schriftstellern, welche über den verewigten Helden geschrieben haben, erwähnt, daß er fest an seinen einmal gefaßten Beschlüssen hielt und sich, wenn er sein Vertrauen gegeben hatte, nicht davon abbringen ließ. Hier ist der stärkste Beleg zu dieser Wahrheit. Blücher brach mit einem langjährigen Freund, weil er die Personen verdächtigen wollte, welche zur Bearbeitung seiner Operationen bei ihm angestellt waren und sein Vertrauen besaßen.

verabredete eine Zusammenkunft in Puch auf den 7ten October. Der General von Blücher bedurfte dazu eines Dolmetschers, eine Rolle, welche Gneisenau durchaus nicht übenehmen wollte, sondern zu meinem großen Schreck mir übertrug und, mich mit einer unausführbaren Instruction über das, was ich bewirken sollte, versehend, unter einem schicklichen Vorwand zurückblieb. Der Kronprinz fiel bei seiner Ankunft in Puch seinem cher frère d'armes mit der bonhomie eines alten Soldaten um den Hals, und ging (S. 63) in die Vorschläge, die ich ihm zum Marsch auf Leipzig zu machen hatte, vollständig ein, dem General en Chef dabei immer freundlich zunickend. Hierauf nahm er das Wort, und sprach im Eingang mit den schönsten Redensarten in unserm Sinn, wich aber allmählig in wesentlichen Theilen so bedeutend ab, daß unser Vorschlag gar nicht mehr derselbe war. Er schloß mit den Worten: ainsi nous sommes d'accord. Ich mußte widersprechen, widerlegen, er wußte über alle meine Gründe mit französischer Leichtigkeit hinweg zu gleiten, und wendete sich immer zum General en Chef: mais nous sommes d'accord. Das D'accordsein bestand aber darin: daß wir eine Schlacht wollten, um der großen Armee das Debouchiren nebst dem Vorrücken zu erleichtern, und zwar zu einer Zeit, in welcher Napoleon sich noch nicht mit allen seinen Kräften vereint auf uns werfen konnte. Der Kronprinz dagegen wollte keine Schlacht, weder früher noch später, aber er wollte sich das Ansehen geben, als wenn er sie gewollt, ja gesucht habe und durch die Umstände davon abgehalten sei. Er ging davon aus, daß es der wichtigste Dienst für die große Armee sei, die französische Armee zu verlocken, daß sie von Leipzig gegen die Mulde vorrücke, und sich dadurch von der Hauptarmee entferne. Dies zugebend, entgegnete ich: wenn wir uns mit 150,000 Mann hinter die Mulde verkröchen, so könnte dieser Zweck nie erreicht werden.

Napoleon werde in diesem Fall mit überlegenen Kräften der Hauptarmee in der Gegend von Penig und Altenbung eine Schlacht liefern, und wir, zu weit davon entfernt, könnten keinen Theil nehmen.

Der Kronpriuz versicherte: das sei ja gerade seine Ansicht, sagte alles zu, was von unserer Seite vorgeschlagen war, und reiste nach den größten Liebkosungen seines cher frère

d'armes ab. — In den Wagen gestiegen, sagte ich meinem Feldherrn: „morgen früh erhalten Sie Entschuldigungen. Er wird es nicht wagen, jede Theilnahme an dem Vormarsch von sich zu weisen, aber er wird Gründe genug finden, um sich im zweiten Treffen zu halten und beim ersten Kanonenschuß über die Elbe zurückzugehen, mit den schönsten Worten: „alles das geschehe nur im Interesse der großen Armee." Blücher meinte, er hätte zu viel guten Willen ausgesprochen, als daß er an eine solche verdeckte Absicht glauben könne.

Der Erfolg rechtfertigte meine Besorgniß.

Seite 67. Bei einer zweiten Conferenz war der Kronprinz viel aufgeregter und nicht mehr so besonnen. Die großen Entscheidungen lagen näher; wir hatten es bereits aufgegeben, durch Gründe irgend etwas zu erlangen.

Die Furcht, compromittirt zu werden, und den alliirten Souverainen, die ihre Truppen seiner Führung anvertraut hatten, die Veranlassung zu Beschwerden zu geben, war das einzige Mittel, ihn aus seiner Passivität zu reißen.

Der englische General Lord Stuart, Bruder des Ministers Lord Castlereagh, war in dem Hauptquartier des Kronprinzen, um über die Erfüllung des von England mit Schweden abgeschlossenen Subsidien-Tractats zu wachen und die Subsidien-Gelder anzuweisen.

General Gneisenau war mit ihm bekannt, befreundet, und darüber einverstanden, daß Schweden eine politisch zweideutige Rolle spiele.

Der Kronprinz behandelte den englischen Commissarius mit besondern Egards und suchte dessen Meinung für seine Thaten und Ansichten zu gewinnen, worin er jedoch nicht immer ganz glücklich war.

Lord Stuart war nicht abgeneigt, bei einer neuen Widerspenstigkeit dem Kronprinzen zu sagen, daß es seiner Instruction gemäß Veranlassungen geben könne, in denen er die Anweisung auf die Zahlung der Subsidien-Gelder verweigern müsse.

Bei den täglich fortgesetzten Weigerungen des Kronprinzen zur Schlacht von Leipzig vorzugehen, hat sich endlich Lord Stuart veranlaßt gesehen, mit seiner Drohung vorzutreten, ohne sich durch die darauf folgende Empfindlichkeit noch durch

schmeichelhafte Anerbieten zur Versöhnung, davon abbringen zu lassen.

Diesem Umstand verdankten die Fluren von Breitenfelde daß sie von einem Nachfolger des großen Königs von Schweden betreten wurden. Dem General en Chef der schlesischen Armee wäre es nimmermehr gelungen, ihn zur Theilnahme an der Schlacht von Leipzig zu bewegen.

Als die commandirenden Generale am 19ten October mit den Souverainen auf dem Markt von Leipzig zusammentrafen und die Elster-Brücke eben gesprengt war, wurde die schlesische Armee bereits zur Verfolgung des Feindes nach Lützen mit Benutzung aller Elster-Brücken von Leipzig abwärts in Marsch gesetzt.

Ich zeigte diese Maaßregel den General-Quartiermeister-Stäben der großen und der Nordarmee an, mit der Bemerkung, daß, da die schlesische Armee bis jetzt in der Ordre de bataille das Centrum gehalten habe, und ihren Nachschub beordern müsse, die Chaussee nach Frankfurt ihre natürliche Verfolgungs-Linie scheine, während die Linie der Nordarmee, über Cassel und Düsseldorf, die Verfolgungslinie der großen Armee über Würzburg und Mannheim über den Rhein führen dürfte.

Indeß war weder über die nächste Verfolgung, noch über das System und Linien im Großen eine Antwort zu erhalten, denn alles war zu beschäftigt dazu*).

---

*) Hier auf dem Markt besprach ich mich mit dem General Knesebeck ohne Zeugen über unsere weitere Operationen. Wir waren beide der gleichen Ansicht, daß wir uns nicht allein an Napoleon anhängen müßten, um ihn über den Rhein zu treiben, sondern mit ihm zugleich überzugehen und auf Paris zu folgen, um dort den Frieden zu schließen. — Knesebeck zweifelte zwar nicht an der Zustimmung des Kaisers Alexander und unsers Königs, sah aber einigen Widerstand von Seiten Oestreichs voraus, welcher durch seinen Krieg in Italien veranlaßt werden könnte; die Haupt-Schwierigkeit aber sah er in den Klageliedern der commandirenden Generale, ihren Armee-Corps doch endlich einmal eine Ruhezeit zur Ausrüstung für ein so weit führendes Objekt, zur Bekleidung, Versehen mit Munition und Herstellung der Waffen zu gönnen. Die schnelle Verfolgung bis zum Rhein war ganz unerläßlich, zur Sprengung des Rheinbundes und Befreiung der Rheinbunds-Truppen aus den französischen Divisionen, in welche sie noch eingeschachtelt waren. — Knesebeck hoffte, daß wenn Blücher es übernähme, Napoleon auf dem Fuß zu folgen,



Die Complimente mit dem König von Sachsen und mit dem Kronprinzen von Schweden, der ein besonderes Interesse daran hatte, seine wohlerhaltenen Schweden noch an diesem Tage den Souverainen en parade zu zeigen, anstatt sie nach Halle in Marsch zu setzen, und endlich die nothwendige Verdauung der Freude über den Sieg, das alles kostete so viel Zeit, daß Napoleon darüber einen nicht wieder zu ersetzenden Vorsprung gewann.

Ohne diesen Vorsprung und wenn die schlesische Armee in ihrer Verfolgung geblieben wäre, würde das Gefecht bei Hanau wahrscheinlich zu einem andern Resultat geführt haben, denn von Eisenach ab befand sich der Feldmarschall Blücher alle Nachmittage in demselben Zimmer, welches Napoleon am Morgen verlassen hatte.

Indeß die große Armee folgte aus dem Werra-Thal auf Fulda und übernahm von da ab die Verfolgung, wodurch die schlesische Armee um so mehr in der Richtung auf Coblenz gedrängt wurde, als die Nord-Armee nicht gegen den Rhein vorgerückt war, sondern der Kronprinz mit seinen Schweden nothwendig gefunden hatte, Geschäfte gegen Dänemark abzuthun, welche einen Marsch nach Holstein erforderten.

In Frankfurt angekommsn, glaubten die Souveraine sich mit dem, was mit so vielem Blute erlangt war, begnügen zu können, und hielten die Fortsetzung des Krieges weder nothwendig noch rathsam, da man auf eine Eroberung von Holland durch den General von Bülow nicht gerechnet hatte und eine Offensive gegen Paris eine gewagte Operation schien. Hätte Napoleon sich mit dem Rheinufer begnügt und die in Preußen und Deutschland noch besetzten Festungen geräumt, so hatten

---

es gelingen werde, die große Armee über Würzburg und die Nord-Armee über Cassel und Preußisch-Minden an den Rhein zu dirigiren.

Auf diese in aller Eile genommene Rücksprache, hatte ich meine Mittheilung gebaut, als eine Anregung zur Thätigkeit, welche alle zeitraubenden Berathungen ausschloß. Knesebeck übernahm, alles weitere im Conseil der Souveraine durchzusetzen. Gneisenau, mit dem ich gleich darauf (noch auf dem Markte sprach, während unser General en Chef von den Kaisern cajolirt wurde) war vollständig einverstanden, und erklärte sich (wie später erwähnt wird) auch so — öffentlich.

wir den Frieden, und der nimmer ruhige Napoleon überzog uns, wenn die Russen in ihre Heimath zurück waren, von neuem mit Krieg. — Der Feldmarschall, der General Gneisenau und ich boten vergebens unsre ganze Beredtsamkeit auf, um die Lage von Europa diesem Ehrgeizigen gegenüber darzustellen und zu zeigen, daß wir eine Million Soldaten disponible hatten, denen er nur die Cadres seiner geschlagenen Armee und mißvergnügte Conscribirte entgegenstellen konnte.

Wir wurden in unsern Ansichten durch England unterstützt, aber Napoleon allein verdankten wir den Beschluß zur Fortsetzung des Krieges, durch welchen sein Kaiserreich unterging und er selbst nach Corsika gebannt wurde. Sein Uebermuth gestattete ihm nicht, sich in das Unvermeidliche zu finden, und die Forderungen, welche er zum Abschluß eines Friedens machte, waren so anmaaßend, daß die Souveraine nicht darein willigen konnten, ohne sich selbst der Schwäche und der Vernachlässigung der Interessen ihrer neuen Verbündeten anzuklagen.

Es blieb daher nichts übrig, als das auszuführen, was Gneisenau und ich bereits auf dem Markt von Leipzig am 18ten October geantwortet hatten, als wir befragt wurden: was nun? Fortsetzen, was wir begonnen haben, die Macht des Tyrannen gründlich brechen und nur in Paris den Frieden schließen!

Die Berathungen über die weiteren militairischen Maaßregeln fanden in Frankfurt bei dem Fürsten Schwarzenberg mit großer Ruhe Statt. Ich hatte mich auf einen Marsch der Verbündeten nach Paris so gründlich vorbereitet, daß ich die Operations-Abschnitte nach Zeit und Raum mit allen ihren Beziehungen klar im Kopfe hatte. Gneisenau und der Minister von Stein sahen es daher gern, wenn ich zu den Conferenzen gezogen wurde, wenn gleich ich nicht dahin gehörte. Der General Graf Bubna, dessen Stimme als Militair wie als Diplomat bei den Oestreichern, mit Recht, eine gewisse Geltung hatte, wollte nicht über den Rhein, wußte jedoch seine Ansicht nur durch das schwache Argument zu unterstützen: daß unser Uebergang für ganz Frankreich das Signal zu einem National-Kriege sein würde, einem Kriege, dem wir nicht gewachsen wären. Er stellte daher für uns den leitenden Grundsatz auf:

man müsse es sorgfältig vermeiden, ein Volk durch Beleidigungen seiner Ehre zu verzweifelten Entschlüssen zu treiben!

Wir setzten dieser Ansicht die Erwartung entgegen, daß ganz Frankreich mit uns sein würde, wenn es sähe, daß wir nicht als Feinde des französischen Volks, sondern des nimmer ruhenden Napoleon, in tiefer Demuth und mit einer Million Soldaten nach Paris kämen, um uns dort den Frieden zu erbitten.

Graf Bubna fand keine Unterstützung, und es mochte ihm mit der militairischen Opposition auch wohl nie rechter Ernst gewesen sein.

Die allgemeine Bereitwilligkeit der Deutschen, zur Vollendung des großen Werks in Gemeinschaft mit den drei Armeen der verbündeten Souveraine und England beizutragen, erleichterte den Beschluß, mit dem Jahrestage des Jahres 1814 über den Rhein zu gehen und concentrisch gegen Paris vorzurücken.

Von der schlesischen Armee war vorzüglich auf diese Beschleunigung des Uebergangs gedrungen, um der französischen Armee keine Zeit zur Reorganisation und Ausfüllung der Cadres zu lassen.

Der König war nach Berlin gegangen, um dort die wichtigsten Angelegenheiten des Reichs zu reguliren, und kam erst Ende Dezember nach Frankfurt a. M. zurück, als die Souveraine bereits mit der großen Armee den Marsch nach der Schweiz zum Uebergang über den Rhein angetreten hatten.

Sein Staats-Kanzler, Fürst Hardenberg, hatte Vollmacht zur Vertretung der Stimme Preußens bei den großen politischen Fragen, und wir hatten uns seiner völligen Zustimmung über die Nothwendigkeit eines schnellen Rhein-Ueberganges zu erfreuen gehabt.

Der König hatte gewünscht und gehofft, daß der Friede zu Stande kommen würde, und erfuhr erst in Frankfurt das Gegentheil, so wie, daß der Rhein-Uebergang auf den 1sten Januar verabredet war. Durch diese Nachricht in die übelste Laune versetzt, ließ er Gneisenau und mich rufen, um uns seine Unzufriedenheit mit diesem Rhein-Uebergang kund zu thun und uns mit Vorwürfen zu überhäufen, daß wir nicht von einer so gewagten Unternehmung abgerathen hätten.

Wir bekannten sogleich freimüthig, diese Maaßregel auf das dringendste empfohlen zu haben, als Napoleon die Friedens-Unterhandlungen durch die Aufstellung von ganz lächerlichen Bedingungen zurückgewiesen hatte.

Wir setzten dem Könige weitläuftig auseinander, was oben angeführt ist, wir fügten hinzu, daß von den 3 großen Mächten gerade Preußen das größte Interesse habe, den kriegslustigen, ihm so feidselig gesinnten Napoleon vernichtet zu sehen, am besten durch Entthronung, und wenn dies nicht zu erreichen sein sollte, durch die Zurückweisung des jungen Frankreichs in seine alte Grenze.

Wir konnten ferner nicht zugeben, daß der Uebergang in militairischer Beziehung mit irgend einer Gefahr verbunden sei. Hier konnte von zwei verschiedenen Fällen nur einer eintreten.

Entweder, das von 20jährigen glücklichen Feldzügen siegestrunkene französische Volk wird nüchtern und friedliebend, oder es greift zu den Waffen, um das Prinzip des Krieges zu vertheidigen.

Im ersten Fall haben wir in einigen Monaten den Frieden, im zweiten leben wir mit einer Million Soldaten auf französische Rechnung, was der beste Dämpfer der Kriegslust sein wird.

Wir gestanden zu, daß der Uebergang von Basel bis Düsseldorf fehlerhaft angelegt sei, und daß die große Armee hätte bei Mannheim übergehen müssen. Indeß konnten wir keinen so großen Werth auf die Beachtung aller Regeln legen, da Napoleon uns erst dann eine entscheidende Schlacht liefern konnte, wenn wir im Vorrücken auf Paris mit der großen Armee vereinigt waren.

Der König hörte uns zwar ruhig an, wurde jedoch durch unser Raisonnement nicht zufrieden gestellt und blieb bei seiner Besorgniß, daß die Expedition auf Paris schlecht ablaufen werde.

Wir hatten später die Genugthuung, daß am 26sten Januar, als die schlesische Armee in Brienne eingetroffen war, die vollständigste Vereinigung der schlagfertigen Heere Statt fand, und die schlesische Armee sich an der Spitze, wohin sie principienmäßig gehörte, dort, auf dem Schlosse zu Brienne, wo Napoleon seine ersten Studien gemacht hatte, befand.

---



## Zweiter Abschnitt.

### Der Feldzug von 1814 bis zum ersten Pariser Frieden.

---

### Der Feldzug von 1814.

Die Bewegungen der schlesischen Armee vom Waffenstillstand bis zum Rhein-Uebergang, haben weder während dieses Feldzuges noch nach demselben eine Veranlassung zur Kritik gegeben. Nicht so ist es der Fall mit den Bewegungen dieser Armee in dem Feldzug vom Jahr 1814, und da neben den Aufschlüssen, welche ich als Beiträge zur Geschichte zu geben vermag, es zugleich darauf abgesehen ist, den Leser in den Stand zu setzen, ein selbstständiges unbefangenes Urtheil über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit dieser öffentlich gewordenen Kritik zu fällen, so muß ich mancherlei hier vorausschicken, was ich zu übergehen vorgezogen hätte, weil es persönliche Verhältnisse betrifft.

Seit der Wiedereröffnung der Feindseligkeiten (Mitte August) war mir das Quartiermeister-Amt der schlesischen Armee übertragen, d. h. ich hatte alles zu bearbeiten, was die großen Operationen, die Quartiere, Läger, Märsche, Gefechte und Schlachten betraf.

Ich übersah nicht allein die Wichtigkeit meiner Stellung vollkommen, sondern auch, daß bei so rasch vor- oder zurückschreitenden Bewegungen, die mir obliegenden Geschäfte, verbunden mit dem Studio des immer wechselnden Terrains, alle meine Kräfte und Zeit in Anspruch nehmen würden. Ich sagte mich daher von allem, was mich verhindern konnte, meine Pflichten in ihrem ganzen Umfange zu erfüllen, von allen ge-

sellschaftlichen Verbindungen los, ich sonderte mich ab, nahm ein strenges Schweigen über alle Staatsangelegenheiten an, und habe später zu beklagen gehabt, daß ich als Folge meiner Stellung der Armee sehr entfremdet worden war.

Auf der andern Seite aber entging ich dadurch allem fremden Einfluß auf mein eigenes Urtheil, denn wer den Wahn mit sich herumträgt, daß eine Besprechung über wichtige Gegenstände, es sei mit Freunden oder mit Gegnern, auf die eigene Meinung ohne alle Einwirkung bleibe, dem mangelt die Erfahrung und er kennt die menschliche Natur nicht.

Der Geschäftsgang war dahin geordnet, daß alle bei Tag oder Nacht eingehenden Meldungen über die Bewegungen des Feindes, alle Aussagen der Deserteure, Gefangenen oder Espione mir sogleich mitgetheilt wurden. Die Vorschläge zu den Bewegungen, die Dispositionen zu den Gefechten und Schlachten, gingen von mir aus. —

Ich legte sie — jederzeit bei verschlossenen Thüren — mit allen Motiven dem General Gneisenau vor, und wenn dieser meine Entwürfe genehmigt hatte, gingen wir zum Feldmarschall, dem ich die vorgeschlagenen Maaßregeln mit der Karte in der Hand abermals vorzutragen hatte. Niemand war dann zugegen, als Gneisenau, der meine Anträge durch neue und sehr scharfsinnige Gründe zu unterstützen pflegte.

Der Feldmarschall genehmigte sie, und ich besorgte hierauf die Ausfertigungen, die Correspondenzen. —

Der Feldmarschall machte nie Schwierigkeiten, wenn von Vorwärtsgehen oder von Angriffen die Rede war.

Bei rückgängigen Bewegungen, wenn er auch ihre Nothwendigkeit anerkannt hatte, übermannte ihn zuweilen sein Verdruß über eine solche Nothwendigkeit, er fand sich jedoch bald wieder.

Nach Ablauf des Feldzuges von 1813 waren Gneisenau und ich in den Grundsätzen über die höhere Kriegführung einander näher gekommen, er hatte sich an mich gewöhnt, mehr Vertrauen gewonnen und in allem, was die großen Angelegenheiten betraf, waren wir entweder einverstanden oder verständigten uns leicht.

Nicht so war es, wenn es zu den Details eines Marsches vor dem Feind, oder zu einer Disposition des Angriffs kam.

Mich reizte eine unternehmende Kriegführung, aber für das Wagen, — vor allem ohne Noth wagen, — hatte ich nie eine Begeisterung gewinnen können. Nach meiner inneren Ueberzeugung und aus Pflichtgefühl, trat ich daher Gneisenau entgegen, wenn er zu weit gehen wollte. In der Regel verlangte er zu viel von den Truppen, oft das Unmögliche.

Er hörte jedoch immer meine Gründe und gab nach, wenn mir die Zeit blieb, sie vollständig zu entwickeln, oft sogar gegen seine innere Neigung.

Auf einem Punkt jedoch konnten wir nie zu einer gründlichen Verständigung kommen. Waren seine Aufgaben an die Führer auf der einen Seite zu hoch gestellt (wie er es oft nach meiner Auseinandersetzung zugestehen mußte), so gestattete er auf der andern Seite den untergeordneten Befehlshabern einer Avantgarde, einer Division oder eines Corps, im Laufe des Gefechts ohne zeitraubende Anfragen alles zu unternehmen, was ihrem Zweck dienlich erscheine, um dem Feinde große Nachtheile beizubringen.

Ich wendete dagegen ein: daß eine solche Instruction für einen Monarchen an seinen Feldmarschall ganz zweckmäßig sein könne, jedoch einen Unterfeldherrn, der nur ein Glied einer Kette ist, zu bevollmächtigen, daß er nach dem handele, was er für richtig hält, vielleicht aber von der ganzen Armee als unrichtig bezeichnet wird, sehr gefährlich sei.

Wenn einem Kommandeur gestattet ist, seinen ihm gegenüberstehenden Feind zu vernichten, ohne weiter anzufragen und ohne zu wissen, ob die dazu nöthigen Maaßregeln in die Pläne des Oberfeldherrn passen, so fordert seine Ehre, von einer solchen Befugniß Gebrauch zu machen. Dadurch aber können Schlachten verloren gehen und Armeen in das tiefste Unglück gestürzt werden.

Wenn drei Corps, jedes von 4 Divisionen neben einander in einer Defensiv-Stellung stehen, der Gegner mit gleicher Stärke angreift und vor einem der Flügel-Corps eine Division läßt, um die beiden andern Corps mit Uebermacht zu erdrücken, so ist keine Frage, daß das Flügel-Corps mit der vor ihm stehenden Division fertig werden kann, aber die natürliche Folge ist dann, daß wenn das eine Corps zu einem leichten Sieg

mit vierfacher Uebermacht, die ihm angewiesene Stellung verläßt, die beiden andern Corps mit 8 gegen 11 erliegen.

Daher muß es Grundsatz bleiben, daß der Feldherr die ihm untergeordneten Truppen nicht — wie man zu sagen pflegt — aus der Hand giebt, daß er gewiß weiß: sie sind da, wenn er über sie disponiren will, und daß er nicht genöthigt wird, in die Thorheiten, die sie begehen können, mit hineingezogen zu werden.

Die ganze Sache liegt so klar auf der Hand, daß man es kaum errathen wird, wie eine solche Irrlehre vertheidigt werden kann. Aber Gneisenau blieb dabei, und demonstrirte:

Es verderbe eine Armee, wenn man den Grundsatz ausspreche, niemand dürfe ohne Befehl angreifen; denn daraus folge der Grundsatz:

wer ohne Befehl angreife, bleibe dafür verantwortlich.

Hinter diesen letzten Satz verkröchen sich die Faulen und die Feigen.

Das Jahr 1806 hätte uns doch wohl hinlänglich über diese falsche Theorie belehrt, daß zu allen Handlungen vor dem Feinde Befehle abgewartet werden müßten.

Friedrich II. hätte erklärt, daß er jeden Cavallerie-Offizier, der sich angreifen lasse und seinem Feinde nicht entgegen gehe, kassiren werde, und von diesem Augenblick an wäre seine Cavallerie immer siegreich gewesen.

Da ich bei der Schlacht von Belle-Alliance noch einmal auf diesen Gegenstand zurückkommen muß, so behalte ich mir dessen gründliche Behandlung bis dahin vor.

Auf diese hier auseinandergesetzte Art entstanden bei der schlesischen Armee alle Dispositionen zu den Schlachten und Märschen, vom Waffenstillstand bis zum Fall von Paris.

Nancy war die erste der guten Städte Frankreichs, in welche wir einrückten; Gneisenau hielt es für angemessen, daß dies mit einem gewissen Pomp geschehe und daß der Feldmarschall diese Gelegenheit benutze, um sein Programm zur Kenntniß von ganz Frankreich zu bringen, wozu die Zeitung von Nancy eine gute Gelegenheit bot. Der Feldmarschall war einverstanden. Am 16ten Januar, als die Avantgarde von Sacken eingerückt war, wurde der Oberst Graf Nostitz nach Nancy vorausgeschickt, um dem Maire anzukündigen, daß er den Feldmar-

schall feierlich mit einer Rede zu empfangen habe, und zwar in der altdeutschen Stadt, mit einer Rede in deutscher Sprache, wovon er das Concept einzureichen habe.

Graf Nostitz kam in der Nacht damit zurück, Gneisenau verfaßte eine Antwort, die der Feldmarschall zwar genehmigte, aber behauptete, auf dem Wege nicht auswendig lernen zu können. Nun wurde ich zum Souffleur bestellt und zu ihm in den Wagen gesetzt, um ihm die Rede einzustudiren.

Der beängstigte Maire hatte die Notablen der Stadt in dem Saal bereits versammelt, als der Feldmarschall, von seinem zahlreichen Gefolge umgeben, eintrat und die künstlich geschraubten Redensarten des Maire mit Huld anhörte. Man konnte auf der einen Seite die Angst vor Napoleon nicht verkennen, der bei einem zu viel gesagten Wort leicht eine Füsillade vornehmen konnte, auf der andern Seite imponirten unsere ehrwürdigen Kosacken, mit ihren langen und gut gespitzten Bleistiften unter dem Arm, auf ihre Intelligenz in der Aufzeichnung der Geschichte deutend.

Aber wie verklärten sich alle Gesichter, als der Feldmarschall sich mit soldatischer Derbheit gegen die rats des caves (Spottname der Beamten, welche die Keller zu controlliren hatten) aussprach, und die droits réunies für aufgehoben erklärte! Die Rede wurde gedruckt und ging mit den Postwagen, die wir überall durchließen, in alle Richtungen von ganz Frankreich ab.

Der Maire hatte einen alten Schlüssel, an dem ein Mann zu tragen hatte, als Stadtschlüssel abgeliefert. Er wurde den Souverainen durch einen eigenen Courier gesandt in der Erwartung, die Schlüssel aller übrigen bonnes villes bald nachsenden zu können.

Der dankbaren Stadt wurde zu verstehen gegeben, sie müsse den Feldmarschall durch ein Diner fetiren.

Sie fügte sich, der Feldmarschall trank auf das Wohl der guten Stadt, und alles war im vortrefflichsten Gang, die Stenographen vollauf beschäftigt — da erhob sich der General von Sacken:

> Ich ersuche Sie, meine Herren, mit mir ein Glas zu leeren auf das Wohl von Frankreich, auf den Frieden und die Freundschaft dieses schönen Landes mit allen

Völkern von Europa, die ihm freundlich die Hand bieten und erwarten, daß es auf eine würdige Art einschlägt; (die französischen Hände erhoben sich) wir sind gekommen, um Euch Glück und Freiheit zu bringen, aber Ihr werdet selbst einsehen, daß dies nur unter einer Bedingung möglich ist — Tod und Verderben dem Tyrannen, der zu lange schon die Geißel des französischen Volks, die Qual von Europa gewesen ist. Die französischen Hände hatten sich allmählich wieder gesenkt, es entstanden lange und blasse Gesichter, wir Soldaten leerten mit General von Sacken unsre Gläser und waren zu discret, um von unsern Wirthen mehr zu erwarten, als ein Niederschlagen der Augen und einige nicht compromittirende Seufzer.

In Brienne kam General Steigentesch, vom Fürsten Schwarzenberg gesandt, bei uns auf dem Schloß an, mit dem Auftrag, die vertrauliche Unterredung von Frankfurt gewissermaßen fortzusetzen. — Nichts konnte erwünschter sein, als daß der Fürst einen Mann wie Steigentesch sandte, der geistreich, gewandt und mit der Geschichte und Diplomatie bekannt, mit tüchtigen Gesinnungen ein gutes militairisches Urtheil verband.

Der Fürst Schwarzenberg hatte bemerkt, daß man in dem russischen Hauptquartier sich mit unserer Ansicht: Napoleon müsse vom Thron gestoßen werden, immer mehr und mehr befreundete, und bei dem zarten Verhältnisse der beiden Kaiser zu einander, hielt es Oestreich nicht rathsam, sich über das der Sache zu gebende militairische und politische Ende in klare und bestimmte Erörterungen einzulassen. Steigentesch sollte nun erforschen, was und wie wir uns die Sache dachten. Er sollte uns widerlegen, er sollte uns das Bessere zeigen.

Wir wußten, daß seine Fähigkeiten vom Fürst Schwarzenberg so wie vom Fürst Metternich geschätzt wurden und daß er ihr Vertrauen besaß. Steigentesch trug die östreichischen Ansichten gründlich vor, er unterstützte sie mit dem schweren Gewicht der Gefühle und durch eine gewandte Dialectik.

Wir ließen uns auf keine Widerlegung der östreichischen Politik ein, aber wir entwickelten die Vortheile und das Uebergewicht unsrer militairischen Kräfte, wir zeigten die Bedrängniß Napoleons, so wie, daß seine Vernichtung von uns abhing; wir suchten zu beweisen, daß wenn es Oestreich nicht

über sich gewinnen könne, an dieser Vernichtung Theil zu nehmen, die Alliirten sie auch ohne Oestreich ausführen könnten. Wir ermahnten an ein festes Zusammenhalten und versicherten, daß der Fürst Schwarzenberg, wenn er die Napoleon'sche Armee zertrümmern wolle, — ganz auf den Feldmarschall Blücher und auf den größten Gehorsam rechnen könne — im Gegensatz aber, — wenn er jetzt zögern wolle, so könnten wir für nichts stehen.

Daß diese übermüthige, hochfahrende Napoleon'sche Armee vor allen Dingen erst gedemüthigt und in die Verhältnisse der übrigen europäischen Soldaten zurückgebracht werden müsse, hielt Steigentesch so wie wir, nothwendig; auch wollte er nicht läugnen, daß der, nach einem jetzt zu schließenden Frieden, taubenartig sanfte Napoleon — (wie man ihn östreichischer Seite sich vorstellte) durch seine Soldaten, (wenn ihnen der Hochmuth nicht ausgetrieben werde) leicht zu neuen Kriegen verleitet werden könne, wovon ihn abzubringen, Marie Louise schwerlich vermögen werde.

Nach langen und lebhaften Unterredungen kam es uns zuletzt vor, als ob wir völlig mit einander einverstanden wären.

Steigentesch hatte während seines Aufenthalts im Blücherschen Hauptquartier alle dabei angestellten, so wie viele in der schlesischen Armee dienende Offiziere gesprochen und überall Uebereinstimmung der Ansichten gefunden. Beim Abschied sagte er uns:

> Ihr Freunde, bei Euch wird es einem alten Soldaten wohl; Ihr habt das Gefühl von Kraft und die Sicherheit, die sich daraus entwickelt.

Obgleich späterhin keiner von uns vom General Steigentesch erfahren hat, wie er sich gegen die Fürsten Schwarzenberg und Metternich über den Fürsten Blücher und dessen Hauptquartier geäußert haben mag, so hat die Folge doch bewiesen, daß der Fürst Schwarzenberg von diesem Zeitpunkt ab sich mit besonderer Achtung und Freundschaft gegen den Feldmarschall benahm, wovon er wenige Tage darauf Beweise gab.

Der General von Sacken war bei Lesmont zu dem doppelten Zweck aufgestellt, die Brücke bei Lesmont als einen der Haupt-Uebergänge über die Aube festzuhalten, und den Marschall Mortier, den wir in Troyes wußten, von den Marschäl-

len, welche sich von Châlons bis Vitry an der Marne befanden, getrennt zu erhalten.

Vor uns, längs der Aube auf der Chaussee von Lesmont über Arcis bis Merry an der Seine, befand sich nichts vom Feinde. Die große Entfernung von Troyes bis Châlons, (welche beiden Punkte durch die Marschälle besetzt waren, welche sich vom Rhein her vor uns zurückgezogen hatten,) verbunden mit der Nachricht, daß sich zwischen beiden Flügeln kein Centrum befand, daß die Uebergänge über die Aube gar nicht besetzt waren, veranlaßte folgende Betrachtungen:

1) Diese getrennten Marschälle können bei ihren geringen Kräften sich mit uns, die wir concentrirt in einer großen Tiefe mit 140,000 Mann längs der Aube an die Seine auf der Chaussee nach Paris vorrücken, in kein ernstes Gefecht einlassen, wenn sie nicht von Paris, wo Napoleon mit seinen neuen Formationen beschäftigt ist, bedeutende Verstärkungen erhalten.

2) Lassen sich die Marschälle mit uns in Gefechte ein, so beweist dies unwiderleglich, daß Napoleon mit seinen Formationen nicht fertig ist, und daher Zeit gewinnen will; denn nur dieser Grund kann ihn nöthigen, sich der Gefahr auszusetzen, daß seine Marschälle durch überlegene Kräfte erdrückt werden, ehe er eine Schlacht zu seiner Rettung wagen kann. Bedarf er aber noch einiger Zeit, um eine Schlacht zu liefern, so wird er besser thun,

3) seine Marschälle vor uns langsam bis in eine Linie zwischen der Seine und Marne, den rechten Flügel Melun, den linken La Ferté-sous-Jouarre zurückgehen zu lassen und sie dort mit allen Verstärkungen aufzunehmen, um zu einer Schlacht überzugehen.

4) Wenn Napoleon jedoch mit seinen Formationen fertig ist, und sich stark genug hält, in den Ebenen der Champagne eine Schlacht zu wagen, so bleiben ihm zu diesem Zweck drei Mittel:

   a) Napoleon führt die Verstärkungen über Nogent auf Merry, wo er seinen rechten und linken Flügel rückwärts concentriren kann;



b) er rückt an der Marne vor und vereinigt sich mit seinem linken Flügel, dem stärksten von beiden, während er den rechten an sich heranzieht.

c) Er marschirt auf Troyes und zieht den linken Flügel an sich heran.

Dieser letzte Fall erschien als der unwahrscheinlichste.

Diese Ansichten waren dem General von Steigentesch vorgelegt, der nichts dagegen zu erinnern fand und die er dem Fürsten Schwarzenberg vorzutragen hatte. Wir waren ferner darüber einig, daß vor allen Dingen erst die große Armee aus dem Aube-Thal, welches von Bar bis Trannes ein Defilée bildet, heraus sein müsse, ehe über die weiteren Operationen etwas beschlossen werden könne; General Steigentesch gab die Zeit, in welcher die große Armee diesen Marsch zurückgelegt haben könne, auf den 2ten bis 3ten Februar an. Bis dahin mußten sich Napoleons Absichten aufgeklärt haben, und wir konnten uns mit York vereinigt haben, den wir den 28sten bis 29sten in St. Dizier erwarteten.

Als am 29sten früh die Meldung einging: daß der Feind auf der Straße von St. Dizier über Mortier en Der auf Brienne vorrücke, daß die Kosacken starke Colonnen selbst gesehen hatten, zweifelte Niemand im ganzen Hauptquartier, daß es Napoleon selbst sei, der gegen uns anrücke, und daß wir die Maaßregeln zu ergreifen hatten, welche für diesen Fall vorbereitet waren. (oben 4. b.)

General Sacken wurde sofort beordert, sich bei Brienne mit dem Feldmarschall zu vereinigen. — Gleich darauf wurde ein gefangener Offizier eingebracht, der am Tage zuvor aus Vitry an den Marschall Mortier abgesendet war, um ihm den schriftlichen Befehl zu bringen, sich von Troyes über Arcis mit Napoleon zu vereinigen. So unterrichtet, traten wir auf den Schloßhof und stellten unsre Perspective auf, um Napoleons Anmarsch zu beobachten, da man von dieser Höhe über die Stadt Brienne bis nach Maiziere die ganze Ebene übersieht. Graf Pahlen, der die Avantgarde von Wittgenstein commandirte, kam von Joinville an, und ging auf die Einladung des Feldmarschalls durch die Stadt, um sich jenseit derselben mit seiner Cavallerie und einigen Jäger-Bataillons in der Ebene

gegen Maiziere so aufzustellen, daß er den Marsch des von Sacken'schen Corps deckte und verbarg. Als die feindliche Avantgarde aus Maiziere vorgerückt war, machte sie Halt, wartete das Gros ab, und man sah die gesammte Cavallerie sich rechts herausziehen und gegen Graf Pahlen formiren. Mein Vortrag ging dahin:

Napoleon will sich mit Mortier vereinigen, der heute Abend in Arcis sein kann (wenn er das Duplicat seiner Ordre erhalten hat), wenigstens von Napoleon dort erwartet wird und folglich morgen Abend die Vereinigung bewirkt haben kann.

Was wir von Napoleon hier vor uns sehen, läßt sich nicht höher als 30,000 Mann anschlagen. Wir werden ihm also an Kräften gleich sein, sobald das Corps von Sacken angekommen ist.

Da er auf morgen die Verstärkung durch Mortier erwartet, so ist es nicht wahrscheinlich, daß er uns heute angreift. Es fragt sich aber, ob wir ihn angreifen sollen, bevor er durch die Vereinigung mit Mortier uns überlegen wird?

Ein solcher Angriff von unserer Seite würde jedoch fehlerhaft sein, da wir in wenigen Tagen durch das Corps von York verstärkt sind, und die große Armee mit uns vereinigt sein wird. Endlich aber würde ein solcher Angriff ganz gegen die mit dem Fürsten Schwarzenberg genommene Verabredung sein.

Es wurde daher beschlossen:

1) Napoleons Angriff abzuwarten, nnd wenn er nicht erfolgen sollte, mit dem Corps von Olsufiew die Stadt zu halten, mit dem Corps von Sacken zwischen der Stadt und Alt-Brienne zu bivouakiren, die Cavallerie rechts auf der Straße nach Joinville,

2) den Rückzug nach Trannes zu nehmen — wenn Napoleon angreift.

Als Napoleon um 3 Uhr Nachmittag eine Kanonade begann, antwortete Olsufiew mit seinen 24 Geschützen, während Sacken durch die Stadt in seinen angewiesenen Bivouak marschirte.

Die französischen Granaten zündeten einige Häuser in Brienne, was jedoch das Defiliren des Sacken'schen Corps nicht hinderte.

Das Beobachten von der Terrasse langweilte den Feldmarschall, er setzte sich zu Tisch. Der gefangene Ordonnanz-Offizier war mitgeladen. Während beim Diner die gewöhnliche Heiterkeit herrschte, schlugen einige französische Kanonenkugeln durch das Schloß. Der Feldmarschall machte seinem Gast Entschuldigungen und trug einem Offizier seiner Stabswache auf, ihn an einen sichern Ort zur Vollendung des Diners zu geleiten. Der französische Offizier erklärte, er befinde sich in einer zu guten Gesellschaft, um sie zu verlassen.

Unter den Gästen befand sich ein Mann, der als freiwilliger Vaterlands-Vertheidiger vom Soldaten-Handwerk nicht Profession machte, und von dem Getöse der Kanonenkugeln und dem Poltern der zusammenfallenden Felder in den Wänden über unsern Köpfen so inkomodirt wurde, daß er sich entfärbte und mit dem Stuhl hin und her rückte, als ob er dem Einsturz der Decke ausweichen wollte. Da alle Augen auf den Unruhigen gerichtet waren, so rief ihm der Feldmarschall über den Tisch zu: Gehört Ihnen dies Schloß? Mir? Nein. Nun, dann können Sie ganz ruhig sein, das Schloß ist solide gebaut, die Reparaturkosten werden nicht bedeutend sein und am Ende, — Sie bezahlen sie nicht.

Als wir nach Tisch wieder auf die Terrasse des Schlosses traten, sahen wir, daß Napoleon seine ganze Cavallerie dem General Graf Pahlen folgen ließ, der, als das Corps von Sacken durch die Stadt war, langsam auf demselben Wege zurückging, so daß die französische Cavallerie sich keilförmig zwischen die Gehölze an der Chaussee nach Lesmont und die Stadt eindrängte, wo sie steile Weinberge in der Fronte vor sich hatte, während die feindliche Infanterie unbeweglich stand, mit dem linken Flügel in einer Ebene ohne alle Bedeckung.

Unsere aus 6000 Mann bestehende Cavallerie unter den Generalen Wasiltschikoff und Graf Pahlen, war in der Verlängerung der feindlichen Infanterie-Linie, in der Entfernung von etwa 1500 Schritt von derselben angekommen, was sich von der Terrasse genau übersehen ließ.

Der Feldmarschall erkannte sogleich, daß es der feindlichen Cavallerie, welche auf dem äußersten rechten Flügel in einen Sack gekrochen war, nach Zeit und Raum unmöglich wurde, dem Preis gegebenen linken Flügel der Infanterie zu Hülfe zu kommen. Einen solchen Fehler ungestraft zu lassen, konnte er nicht über sich gewinnen. Ich übernahm es, die nöthigen Befehle an die Cavallerie zu bringen. Dort angekommen, jagten wir los; leider sank bereits der Tag; wir kamen in die junge Garde und unser rechter Flügel bis an die weit rückwärts stehende Reserve auf der mit Bäumen besetzten Straße von Brienne nach Maiziere, wir eroberten zwei Batterien und der Feind gerieth in die größte Unordnung, allein, wie es bei einem Cavallerie-Gefecht zu gehen pflegt, wenn alles auseinander ist, — die Leitung hörte auf, die französischen Flüchtlinge liefen nach ihrem Centro an die Allee, und als das Gefecht bei völliger Dunkelheit von selbst endete, ohne daß ein Befehl dazu gegeben war, fand sich, daß wir nur 5 der eroberten Kanonen und wenige Gefangene zurückgebracht hatten. Während dies auf dem feindlichen linken Flügel vorging, war von dem rechten ein Bataillon bis in die Weinberge und einzelne Tirailleure davon auf das Schloß Brienne gekommen, wo sich der Feldmarschall, von seiner Stabswache (1 Compagnie) gedeckt, befand.

Diese feindlichen Tirailleure erkannten beim Schein der brennenden Stadt auf dem Schloßhofe Handpferde, auf welche sie schossen. Der Feldmarschall verließ hierauf mit seinem Gefolge und der Stabswache das Schloß, und ritt über das Feld zum Sacken'schen Corps, um den Weg durch die brennende Straße nicht zu verstopfen. —

Das war das Ereigniß, welches im großen Hauptquartier als ein Ueberfall bezeichnet wurde.

Von dem Cavallerie-Gefecht des rechten Flügels zurückkommend, fand ich den Feldmarschall beim Corps von Sacken und machte ihm die Meldung von dem Erfolg des raschen Cavallerie-Angriffs. Dies änderte seine Absicht, das Corps von Olsufiew aus der brennenden Stadt zurückzuziehen. Er rief:

„Nun darf der Kerl nicht in Brienne schlafen,"

und befahl einen Angriff durch das Corps von Sacken auf das Schloß. Dieser Angriff hatte nun zwar nicht die erwartete Folge, indeß der Zweck, daß Napoleon im Bivouak schlafen

mußte und in seinem Bülletin nicht sagen konnte, daß er Brienne mit gewaffneter Hand erobert habe, wurde vollkommen erreicht. Bei der Stellung der beiderseitigen Armeen, der großen, auf einen engen Raum zusammengedrängt im Thal der Aube, und Napoleon ihr gegenüber, um Paris zu decken, war eine Schlacht nicht allein nothwendig für die Alliirten, sondern durch alle Regeln der Kriegskunst geboten.

Sie wurde beschlossen, und dem Feldmarschall Blücher das Kommando des Centrums übertragen, wozu ihm das Kommando über die Corps von Giulay und Kronprinz von Würtemberg durch den Fürsten Schwarzenberg abgetreten war. Am 31sten Januar schien es, als ob Napoleon die Absicht habe, den Feldmarschall in seiner Stellung von Trannes anzugreifen. — Nichts hätte uns erwünschter sein können. Die Stellung auf vortheilhaften Höhen, mit einem gut an die Aube angelehnten linken Flügel, und den rechten, an unwegsamen Wäldern, wurde durch den Umstand noch ganz besonders verstärkt, daß die Höhen mit ihrem ganz aufgeweichten Lehmboden schwer zu ersteigen waren.

Wir verschoben daher den beschlossenen Angriff bis zum 1sten Februar um 12 Uhr des Mittags, in der Hoffnung, daß Napoleon uns angreifen und dadurch, ehe wir in die Offensive übergingen, etwas mürbe werden würde.

Da er jedoch um 12 Uhr noch ganz ruhig in seinem Bivouak stand, so brachen wir auf.

Ich hatte die Disposition zur Schlacht entworfen, und hatte auf des Feldmarschall Blüchers Befehl sie bei der Ankunft der Souveraine (welche beim Beginn der Schlacht gegen Mittag mit Fürst Schwarzenberg erfolgte) übergeben müssen. Der Kaiser Alexander, für den sie in's Französische übersetzt war, that mir verschiedene Fragen, war gut von der Localität unterrichtet und schien durch meine Antworten befriedigt.

Die Höhen von Trannes gestatteten eine völlige Uebersicht des Schlachtfeldes, mit Ausnahme unsers rechten Flügels.

Während der Schlacht wurde ich einigemal auf diese Höhen, wo sich die Souveraine mit den Reserven befanden, gesendet, und erstattete mündliche Rapporte an den König unsern Herrn, der mir den Auftrag gab, dem Kaiser Alexander dieselben Meldungen zu machen. Während der Schlacht hatte sich

der General Toll, General=Adjutant des Kaisers Alexander, zum Kronprinzen von Würtemberg begeben, und fand ihn, als er eben das mit 2 Bataillons angegriffene la Gibrie wieder verloren und dies dem Feldmarschall Blücher mit dem Ersuchen um Verstärkung gemeldet hatte. Der Feldmarschall sandte seinen ersten Adjutanten, Oberst Graf Nostiz, um dem Kronprinzen zu sagen:

> die Schlacht müsse in der Ebene von La Rothière entschieden werden, wo Napoleon mit seiner Hauptmacht und seinen Reserven sich befinde. Verstärkung könne er ihm nicht senden, (der Kronprinz war schon über 3000 Schritt dem Centro vor,) aber er möge La Gibrie mit 12 Bataillonen anstatt mit 2 Bataillons angreifen, sobald wir in seiner Höhe wären.

Noch ehe diese Bestellung gemacht war, kam General Toll an und rief aus der Entfernung dem Feldmarschall deutsch zu: „der Kronprinz muß Verstärkung erhalten."

Der Feldmarschall, hinter welchem der General von Gneisenau und ich hielten, sah den General Toll groß an und antwortete kein Wort. General Toll wiederholte seinen Satz mit erhöhter Stimme. General Gneisenau erwiederte endlich: „es würde hier an alles gedacht, und was Noth thue, vom Feldmarschall besorgt."

General von Toll schrie hierauf mit einer Stentor=Stimme: „wer die Höhen hat, hat die Thäler," und da er keine Antwort erhielt, so wiederholte er seinen Satz unaufhörlich. — Ich wußte, daß General von Toll weder mit dem Feldmarschall noch einem von uns persönlich näher bekannt war, und wurde daher durch dessen Benehmen so aufgeregt, daß ich ihm mit lauter Stimme zurief:

> „wer die Thäler hat, hat die Höhen, und wer in einer Schlacht die Entscheidung auf einem falschen Punkte sucht, verdient es nicht besser als geschlagen zu werden."

General von Toll wendete hierauf sein Pferd mit der größten Heftigkeit und jagte zum Kaiser, der später einen Adjutanten sandte:

> er stelle eine Division des Grenadier=Corps unter die Befehle des Feldmarschalls mit dem Wunsch, daß er

eine Brigade davon zur Verstärkung des Kronprinzen von Würtemberg absenden möge.

Hierauf wurde ich abermals geschickt, um zu verhindern, daß der Kaiser durch einen falschen Vortrag irre geleitet, die Entscheidung der Schlacht auf einem falschen Punkt suche.

Ich überzeugte den Kaiser sogleich, daß die Schlacht in der Ebene an der großen Chaussee, aber nicht auf den Höhen im dichten Wald entschieden werden müsse, allein Se. Majestät wünschten eine Entsendung zum Kronprinzen, befahlen auch daß die Reserve-Cavallerie unter Großfürst Constantin an die Befehle des Feldmarschalls übergehe und trugen mir auf, dem Feldmarschall zu sagen: die ganze Reserve, inclusive der Garden stehe zu seiner Unterstützung bereit*).

Der Feldmarschall ließ sich eine solche Nachricht nicht umsonst überbringen. Fürst Schwarzenberg, der (durch Steigentesch) seine Gesinnungen genau kannte, hatte ihm ein großes Commando übertragen, also mußte er Napoleons Vernichtung wollen.

Der Kaiser Alexander überträgt dem Feldmarschall die Disposition über die Reserven; dies wurde als eine Ermahnung angesehen, Napoleon nicht zu schonen, und wenn er mit seinen eigenen Truppen nicht ausreiche, auch die Garden mit daran zu setzen.

Leider war der Tag zu kurz, sonst hätte die Blücher'sche Absicht ein außerordentliches Resultat gegeben.

Wenn wir jedoch unsre Anstrengungen während der Nacht fortsetzten, so mußten am andern Morgen die Folgen noch größer werden. So wollte es der Feldmarschall, und ich wurde mit dem Antrag hierauf zu den Souverainen geschickt.

Ich trug ihnen auf den Höhen von Trannes kurz vor dem Einbruch der Nacht vor:

Die Schlacht sei so gut als gewonnen, wir bedürften nur noch der Wegnahme von La Rothière, zu welcher wir so eben anrückten, und welches die junge Garde

*) Ich überzeugte mich, daß diese Entsendung aus persönlicher Theilnahme an den Kronprinzen gewünscht wurde, welche auch späterhin sich durch die beschlossene Vermählung zwischen dem Kronprinzen und einer Schwester des Kaisers (was damals noch ein Geheimniß war) aufklärte.

ohne Artillerie vertheidigte, da wir von ihren Batterien 5½ von 6 erobert hatten.

Es entsteht nun die Frage: sollen wir nach dieser Wegnahme in Marsch bleiben, Brienne nehmen, dem Feind keine Ruhe lassen, und morgen früh die bei ihm während der Nacht eingetretenen Unordnungen zu seiner Vernichtung benutzen, oder sollen wir nach der Wegnahme von La Rothière unser heutiges Tagewerk beschließen, die Leute ruhen, kochen, die Pferde füttern lassen, und morgen mit dem Tage wieder anfangen.

Die beiden Souveraine waren gleicher Meinung:

den Truppen während der Nacht — nachdem ein Theil davon bereits seit Tages-Anbruch in Marsch war — Ruhe zu geben und am Morgen wieder anzufangen,

und diese Entscheidung war wohl begründet.

Der Feind hatte sich in keiner Flucht gezeigt, er würde gewiß die leicht zu vertheidigende Stadt Brienne fest gehalten haben, dann aber konnte leicht bei uns, den in so dunkler Nacht Vorrückenden, Verwirrung entstehen, und diese Gefahr vermehrte sich durch den Umstand, daß die auf dem Schlachtfeld zusammengekommenen Truppen verschiedener Armeen und Nationen, sich unter einander gar nicht kannten und wegen Verschiedenheit der Sprache nicht verstanden.

Am andern Morgen kamen die Souveraine auf das Schloß von Brienne, wo ich mit der Avantgarde eingetroffen war, und den Marsch Napoleons auf Lesmont beobachtet hatte.

Der Kaiser Alexander ließ sich von mir hierüber einen Bericht erstatten und nahm mich später in ein Zimmer allein.

Der Kaiser verlangte hier meine Ansicht über die weiteren Operationen.

Ich erwiederte: die heftigste Verfolgung des geschlagenen Napoleons und die Benutzung unsrer ungeheuren Ueberlegenheit über ihn müsse wohl unter allen Umständen das leitende Princip sein. —

Napoleon's Interesse sei jetzt, sich rückwärts zur Hauptschlacht, nicht zu nahe an Paris, zu concentriren, das unsrige, ihn an dieser Vereinigung zu verhindern.

Er habe durch seinen Uebergang über die Aube sich von Macdonald und seiner größern Cavallerie-Masse getrennt (welche

General von York vor sich hertreibe) wahrscheinlich um sich mit Mortier zu vereinigen und dagegen vielleicht Marmont auf die Vereinigung mit Macdonald verwiesen.

Die große Armee mit ihren 6 Corps befinde sich bei Brienne in der kürzesten Linie von Langres und Chaumont nach Paris, und könne mit einiger Anstrengung in 6 Tagen nach Paris marschiren.

Das mit der großen Armee vereinigte Corps von Sacken (nebst einem Detachement von Langeron) hätte seine Nachfuhren auf der Chaussee von Nancy nach Châlons, und mache einen Haupt-Bestandtheil der schlesischen Armee.

Die schlesische Armee, in Echellons zwischen der Marne und Mainz habe gewiß Macdonald, vielleicht auch noch Marmont an der Marne vor sich.

York habe den Befehl, mit seinen 20,000 Mann dreist vorzurücken und anzugreifen; er sei im Marsch auf Châlons und verlasse sich auf die ihm zugesicherte Unterstützung.

Dies mache es nothwendig, mit Sacken (das 7te der hier versammelten Corps) sofort rechts gegen die Marne abzumarschiren, die Vereinigung mit York zu bewirken, dadurch den Nachschub zu sichern und längs der Marne in gleicher Höhe mit der großen Armee, welche sich an die Seine zu halten habe, nach Paris vorzurücken.

So würde die schlesische Armee, zwischen der Nord-Armee welche sich auf Rheims dirigire und der großen Armee die Verbindung machen, und die Alliirten in der Breite von Rheims bis Troyes keilartig auf Paris vorrücken*).

---

*) Zu den Gründen, welche es nothwendig machten, daß das Corps von Sacken und ein schwacher Theil von Langeron (welche die schlesische Armee repräsentirten, da sich der Feldmarschall bei ihnen befand,) rechts an die En Echellon vorrückende schlesische Armee heranziehen mußte, gehörte ganz besonders, daß in die Front-Linie von Brienne (wo sich Sacken befand) bis Châlons, der Kronprinz von Würtemberg, der General von Wrede und der Graf Wittgenstein gerathen waren, und daß die Herstellung der Ordre de Bataille um so nothwendiger wurde, als die Communications-Linien dieser 3 Corps aus der Schweiz über Langres führten, während die schlesische Armee ihre Communicationen vom Mittelrhein (rechts und links von Mainz) über Nancy hatte, und beide Linien des Nachschubs mit einander parallel laufen mußten, aber sich nicht kreuzen durften.

Der Kaiser billigte diese Ansicht; er glaubte so wie ich, daß Napoleon von Lesmont über Arcis und Mery zurückmarschire, er billigte jedoch nicht, daß alle 6 Corps der großen Armee ihm in dieser Richtung auf dem Fuß folgen sollten, sowohl weil Napoleon ohnfehlbar die Brücke bei Lesmont abbrechen werde, als weil es besser sei, daß die Garden (welche noch bei Trannes standen) auf Bar-sur-Aube zurückgingen, um die große Chaussee von da über Troyes wieder zu gewinnen.

Ich stellte vor:

> daß dadurch zwei Marschtage rein verloren würden, und ein Stocken in alle Bewegungen kommen müsse; so wie, daß wir die Brücke bei Lesmont gar nicht bedürften, da uns die steinerne Brücke bei Dienville für die Garden zu Gebote stehe, von welcher man am linken Ufer leicht wieder in die Chaussee von Lesmont nach Mery kommen könne;

indeß der Kaiser hatte bereits bestimmt befohlen, mit allen Reserven nach Bar-sur-Aube zurückzugehen. Meine Gründe wurden durch die Aeußerung widerlegt: von Dienville führe keine Chaussee am linken Ufer der Aube, und ohne Chaussee sei bei den schlechten Wegen nicht fortzukommen. Ueberdies marschire Graf Colloredo in dieser Richtung. Ich glaubte politische Gründe zu erkennen, welche dem Kaiser von einer großen Eile bei der Verfolgung abriethen, — mir schien es, als wolle er die Zeit mit Anstand hinbringen, um Napoleon das Mittel, durch den Congreß von Chatillon seinen Frieden zu machen, nicht abzuschneiden*).

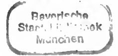
Auch schien es mir, daß meine Aeußerung:

> die schlesische Armee könne in ihrem Marsch längs der Marne mit ihrer Stärke zwischen 50 und 60,000 Mann sich in den Besitz von Paris setzen, wenn Napoleon der großen Armee eine Schlacht anbieten und sie solche anzunehmen geneigt sei.

nicht in dem Sinn des Kaisers war. Bevor ich entlassen wurde, machte ich auf die große Entfernung zwischen der Chaussee von

*) Vor dem Eintritt in das Cabinet, wo der Kaiser sich befand, hatte ich gehört, daß ein Courier mit neuen Instruktionen nach Chatillon abgegangen sei, oder sofort abgehen werde.





Châlons nach Paris und der Chaussee von Nogent nach Paris aufmerksam, und bat dringend: wenn Wrede, der Kronprinz von Würtemberg und Giulay bei Lesmont über die Aube gingen, um Napoleon auf den Fersen zu folgen, das Corps von Wittgenstein in dem Zwischenraum der Marne und Aube vorrücken zu lassen.

Der Kaiser sicherte dies zu. Graf Wittgenstein sollte am rechten Ufer der Aube marschiren, dessen Avantgarde unter Graf Pahlen zwischen der Aube und Sezanne. Auch versprach der Kaiser, daß außer diesem Corps noch der General Seslawin mit 12 Kosacken-Regimentern zwischen Blücher und Graf Pahlen eingeschoben werden solle. Ich gab für diesen General die Direction über Sezanne und La Ferté-gaucher an.

Die Disposition, welche hierauf mit dem Kommandirenden, Fürst Schwarzenberg, verabredet wurde, fiel ganz in den Sinn meines Vortrags an den Kaiser aus.

Blücher war am 4ten Februar mit 24,000 Mann in Sommesous, hatte in der Nacht dieses Tages Sezanne besetzt und dadurch Macdonald und Sebastiani unmöglich gemacht, sich ohne einen bedeutenden Umweg in der Richtung von Paris mit Napoleon zu vereinigen.

Hier ging die Nachricht ein, daß Napoleon sich nach Troyes zurückgezogen, also einen Flankenmarsch gemacht habe. Mein Vortrag an den Feldmarschall Blücher war hierauf folgender:

Napoleon ist durch diesen Marsch ganz aus dem Bereich der schlesischen Armee gerathen. Hätte er bei Mery, und darauf bei Nogent über die Seine gehen wollen, so brauchte er nicht den Umweg über Troyes zu nehmen; er kann also nur die Rückzugslinie über Sens eingeschlagen oder aber sich bei Troyes aufgestellt haben, um einige Tage Zeit zu gewinnen.

Im ersten Fall entfernt sich Napoleon immer mehr von der schlesischen Armee und ihr Auftrag wird ein doppelter:

1) die französischen Truppen an der Marne von Napoleon getrennt zu erhalten und
2) die Vereinigung der schlesischen mit der großen Armee beim Vorrücken längs der Marne für den Fall der Nothwendigkeit auf allen Punkten der Marschlinie durch einen Linksabmarsch vorzubereiten.

Im zweiten Fall werden drei Corps (Colloredo, Grenadier- und Garde-Corps) in Napoleons Fronte, und drei Corps (Kronprinz von Würtemberg, Wrede und Giulay) in seiner linken Flanke ohnweit Troyes stehen, Wittgenstein aber zwischen uns und der Aube.

Hier ist aber keine Veranlassung vorhanden, anders als der erste Fall es für die schlesische Armee vorschreibt, zu verfahren, denn an der großen Armee ist es alsdann, uns zur Vereinigung entgegen zu kommen.

Meine Ansichten wurden gebilligt.

Der 5te Februar wurde verwendet, um den sich zurückziehenden General Sebastiani von der Seine abzuhalten, bei welcher Gelegenheit wir 30 beladene Munitionswagen eroberten, welche einen sehr großen Werth für uns hatten, da das Corps von York die Park-Colonnen Nr. 1, 3 und 5 am Rhein zurückgelassen hatte, bis sie mit der noch nicht abgelieferten Munition gefüllt, nachkommen konnten, und nur die Colonne Nr. 13 mit dem Corps marschirte.

Am 6ten stellte General von York die Brücke von Châlons her, am 7ten wurde die Munition ergänzt, und am 8ten fingen die Operationen nach folgenden allgemeinen Betrachtungen wieder an.

Macdonald war auf der Poststraße von Châlons über Epernay und Château Thierry zurückgegangen. Von Epernay bis Château Thierry begleitet ein Höhenzug die Marne. Die Chaussee bleibt im Thal der Marne, Querstraßen (mit Geschütz zu passiren) giebt es gar nicht, folglich war es klar, daß Macdonald die Marne bei Château Thierry passiren mußte. Die Poststraße führt bei La Ferté-sous-Jouarre wieder an's linke Ufer und dann gegen Meaux hin, bei Trilport abermals an das rechte Ufer der Marne. — Es war wahrscheinlich, daß Macdonald über La Ferté und Trilport marschirte, wenn wir ihm nicht bei La Ferté zuvorkamen, in welchem Fall er dann auf Umwegen und chemin de traverses sich in die Straße von Soissons auf Paris werfen mußte.

Dann aber war seine Vereinigung mit Napoleon möglichst erschwert.

**Wenn es hiernach in der natürlichen Aufgabe für die schlesische Armee lag, die beiden Marschälle von Napoleon getrennt**

zu erhalten, so blieb die Frage, ob dies nach Zeit und Raum möglich war, ohne beim Vorrücken das gegebene Verhältniß zur großen Armee zu verlieren.

Man durfte annehmen, daß Troyes spätestens den 5ten oder 6ten von uns besetzt sein werde. Arcis war es bereits am 3ten oder 4ten, und da eine Linie von Rheims nach Troyes, die Orte: Epernay, Vertus und Arcis durchschneidet, so mußte am 8ten, wo unsere Operationen von Châlons und Vertus anfingen, die große Armee um 2 Tage Vorsprung gegen Paris haben.

Mein Vorschlag ging dahin:

York folgt Macdonald mit circa 18,000 Mann nach Château Thierry,

Sacken mit circa 20,000 Mann folgt der Cavalerie von Sebastiani über Montmirail nach La Ferté und schneidet daselbst Macdonald vom Uebergang ab.

Der russische General Olsufiew mit circa 4000 Mann Infanterie und 24 Geschützen, bleibt in Champeaubert und Gegend. Mit ihm werden sich am 9ten oder am 10ten die Corps von Kleist und Capezewitsch, circa 15,000 Mann stark, vereinigen.

Sezanne bleibt, bis zur Ankunft des Generals Seslawin vom General Carpow mit seinen Kosacken-Regimentern besetzt.

Dieser Vorschlag wurde genehmigt.

Da wir in den Besitz von Vitry gekommen waren, welches sich nicht im vertheidigungsfähigen Stande befand, jedoch Wall und Graben hatte, so schlug ich vor, es schleunig palisadiren zu lassen und durch die bei La Rothière eroberten Geschütze zu armiren.

Diese Vorsichtsmaaßregel wurde genehmigt und es war allerdings sehr wichtig für uns, dadurch einen Platz zu erhalten, der gegen einen Coup de main gesichert war, allein leider hatte der Ort wenig Räume zur Unterbringung von Lazarethen und Magazinen.

Die Truppen cantonnirten und wurden von ihren Wirthen verpflegt, da die Jahreszeit noch zu rauh war, um regelmäßig zu bivouakiren, und auf Requisition aus den Dörfern zu leben, womit dann zugleich das Plündern unvermeidlich geworden wäre.

Olsufiew cantonnirte am 9ten Februar in Champeaubert, Baye und Etoges hatte Sacken in Montmirail vor sich, York in Dormant zur Rechten, den General Carpow in Sezanne zur Linken, es konnte ihm also nichts begegnen und der Feind ihm nicht unerwartet auf den Hals kommen. — Der General Carpow in Sezanne gehörte zum Corps von Sacken.

Wer konnte daran denken, daß General Carpow, vom Feinde gedrängt, Sezanne verlassen und sich gerade auf Montmirail zurückziehen würde, ohne dem General Olsufiew in Baye oder dem General Blücher in Etoges die geringste Nachricht zu geben.

Im Laufe des 9ten Februars war eine Meldung vom General Carpow aus Sezanne an den General von Blücher eingegangen: daß seine Kosacken am 8ten durch einen von Villenore kommenden Feind nach Sezanne mit Uebermacht zurückgedrängt worden waren.

Kurz darauf gingen Depeschen aus Bar-sur-Seine vom 6ten Februar ein:

Vom Kaiser Alexander,

daß Wittgenstein zu schwach sei und daher Kleist unverzüglich zu ihm stoßen solle, dagegen Winzingerode mit seinem aus den Niederlanden kommenden Corps an die Befehle des Generals von Blücher gewiesen sei.

Vom Fürst Schwarzenberg,

daß er Napoleon, der sich von Troyes nach Nogent zurückgezogen habe, nicht folge, sondern es vorziehe, links auf Sens nach Fontainebleau zu marschiren.

Kleist solle in der Richtung von Nogent-sur-Seine zu Wittgenstein stoßen, der sich noch zwischen Seine und Aube befinde.

Hiermit war nun eine völlige Abänderung der Disposition von Brienne eingetreten. Die große Armee breitete ihren linken Flügel noch weiter links aus und zog die schlesische Armee durch Kleist sich nach.

Was den Feind betraf, so schloß ich aus der Meldung des Generals Carpow und aus den übrigen Nachrichten, daß Napoleon von Nogent über Villenore nach Sezanne detachirt habe, um die Straße von Sezanne nach Paris in seiner Disposition zu behalten, vielleicht, wenn seine Absicht war, bei Nogent stehen zu bleiben, die schlesische Armee, durch eine

Besetzung von Sezanne vom weiteren Vorrücken längs der Marne abzuhalten.

General von Gneisenau hielt das Vorgehen des Feindes von Villenore auf Sezanne für eine Recognoscirung ohne alle Bedeutung.

Das Hauptquartier wurde am 9ten Abends von Vertus nach Etoges verlegt.

Am Abend 8 Uhr saß der Feldmarschall Blücher mit allen seinen zum Hauptquartier gehörenden und im Schloß zu Etoges einquartierten Offizieren am Tisch, als ein russischer Offizier mit dem Ruf „der Feind ist da!" in das Zimmer stürzte. — Ein im Ort zur Deckung des Hauptquartiers einquartiertes russisches Bataillon rückte auf seinen Allarmplatz (den Ort vor sich habend) und das Hauptquartier sammelte sich dabei zu Pferde; indeß man hörte keinen Schuß und erfuhr erst später:

> feindliche Cavallerie (man hatte nur einige Escadrons polnischer Laneiers beisammen gesehen) hätten das Quartier vom General Olsufiew, Baye, überfallen und wären erst, nachdem verschiedene ihrer Angriffe abgeschlagen waren, auf den Weg von Baye nach Sezanne, wo sie hergekommen waren, wieder zurückgegangen.

Hierauf trug ich dem General von Gneisenau vor: geschlossene Escadrons von Sezanne kommend, kündigten nicht allein den Besitz von Sezanne an, sondern ihr entschlossener Angriff deute zugleich auf eine zwischen Sezanne und Baye befindliche offensive Macht.

Daher sei es nothwendig, vor allen Dingen den General Sacken von Montmirail nach Champeaubert zurückzurufen.

Diesem Vorschlag war General Gneisenau völlig entgegen, da er sich nicht überzeugen konnte, daß von Sezanne aus Gefahr drohe.

Alle meine Vorstellungen, die ich in der dunkeln Nacht zu Pferde, auf freiem Felde, ohne von einer Karte unterstützt zu sein, ihm machte, konnten nur bewirken:

> daß dem General von Sacken die bestimmte Ordre gegeben werde: in Montmirail stehen zu bleiben und den Marsch nach La Ferté-sous-Jouarre aufzugeben.

Seine Nachrichten müßten ergeben, ob etwas Bedeutendes über Sezanne gegen Champeaubert anrücke.

In diesem Fall könne er, in der Stellung von Champeaubert, zurückgehen.

General von Gneisenau schloß folgendermaßen:

„Es hängt dann eben so von ihm ab, sich von Montmirail auf Château Thierry zurückzuziehen, wo er mit York gemeinschaftlich über die Marne gehen und sich über Rheims mit Winzingerode vereinigen kann. Nimmt Sacken die Stellung von Champeaubert, so behält er den Rückzug auf Bergères frei, wo er mit Olsufiew morgen die Corps von Kleist und Capezewitsch, 15,000 Mann stark, zur Aufnahme findet; dann sind 39,000 Mann hier, 18,000 Mann bei Château Thierry. Wenn sich Sacken auf York zurückzieht, so sind 38,000 Mann bei Château Thierry vereinigt, welche selbstständig sind und vollkommene Widerstandsfähigkeit haben. Wir behalten dann hier 19,000 Mann."

War eine bestimmte Ordre an General Sacken zum Rückmarsch nach Champeaubert nicht zu erlangen, wie sie allerdings hätte vom Armee-Commando gegeben werden müssen, anstatt daß es in die Hände eines untergeordneten Generals gelegt wurde, entweder stehen zu bleiben oder zurückzukommen und dadurch über das Schicksal der Armee zu entscheiden, so ließ sich Sacken's Rückmarsch noch erwirken, wenn ein Offizier gesendet wurde, der von allen Meldungen und Verhältnissen genau unterrichtet, sie dem General von Sacken zum Behuf seines Entschlusses vortragen konnte. — Ich wählte dazu meinen Adjutanten, Lieutenant von Gerlach, der bereits viele Aufträge an den General von Sacken ausgerichtet hatte und dem der General von Sacken besonders gewogen war. Ich instruirte ihn, was er zu bestellen habe, und trug ihm auf, sich vor seinem Abreiten bei dem Feldmarschall Blücher und General Gneisenau, welche ohnweit von uns hielten, zu melden, während ich noch andere Angelegenheiten besorgte.

Die Ausführung der Ordre vom 6ten aus dem großen Hauptquartier wurde durch einen abgesendeten Feldjäger dem Fürsten Schwarzenberg angezeigt.

Außer den oben erwähnten Ordres, das Corps von Kleist betreffend, war noch ein Befehl vom 7ten Februar aus Bar-sur-Seine vom Kaiser Alexander eingegangen:

Für den Fall, daß es der schlesischen Armee gelingen sollte, bis vor Paris zu kommen, so solle sie nicht einrücken, sondern die Ankunft der Souveraine abwarten.

Combinirte man dies mit dem Entziehen des Kleist'schen Corps, so durfte man nicht zweifeln, daß der Kaiser Alexander Besorgnisse hatte, die schlesische Armee werde das Object — Paris mit zu großer Leidenschaftlichkeit verfolgen, und daß diese am sichersten gedämpft werde:

a) durch Entziehung von Truppen (denn Winzingerode konnte sich vor 2 bis 3 Wochen nicht mit der schlesischen Armee vereinigen) und

b) durch den Befehl, nicht in Paris einzurücken.

Uebrigens zeigen diese verschiedenen Befehle, wie völlig gefahrlos man im großen Hauptquartier noch am 7ten Februar die Lage der schlesischen Armee gehalten habe.

Mein Vortrag ging dahin:

Kleist soll auf höheren Befehl nach Nogent dirigirt werden. Dazu giebt es zwei Wege: — über Arcis und Mery, als ein Friedensmarsch, oder über Sezanne und Villenore als ein Kriegsmarsch, bei welchem die Kräfte dieses Corps nicht aus der Berechnung des Ganzen kommen. Das Corps von Kleist mußte am 9ten, 10ten und 11ten in Châlons eintreffen. Capczewitsch in Vitry. Beim Friedensmarsch hätten beide Corps sich kreuzen müssen.

Es schien also am zweckmäßigsten: Kleist, Capczewitsch und Olsufiew am 10ten in Sezanne zu concentriren (19,000 Mann) außer General Seslawin, der dort noch immer erwartet wurde.

Es muß bemerkt werden, daß zur Zeit dieses Beschlusses noch nichts eingegangen war, was auf einen Marsch des Feindes auf Sezanne deuten konnte.

Mein Antrag, nach welchem die schlesische Armee am 10ten Februar auf den 3 großen Straßen nach Paris gestanden hätte: auf der Poststraße mit 18,000 Mann, auf der kleinen Straße mit 20,000 Mann, auf der Straße von Sezanne nach Paris

mit 19,000 Mann (neben sich: Seslawin, Graf Pahlen und Wittgenstein) wurde genehmigt. In Sezanne mußte dann das Weitere überlegt werden, um so mehr als man dort auch auf Nachrichten von Graf Pahlen und Wittgenstein rechnen durfte.

Der Ueberfall von Baye, am 9ten des Abends, brachte um so weniger eine Abänderung der gegebenen Dispositionen hervor, als der Marsch der Corps von Kleist und Capczewitsch so angelegt war, daß man, wenn die Noth es erforderte, am 10ten beide von jedem Punkt ihres Marsches auf Fère Champenoise in's Lager von Bergères dirigiren konnte.

In der Nacht vom 9ten zum 10ten ging die Nachricht ein, daß Napoleon mit seinen Garden durch Villenore marschirt war; ferner am Vormittag des 10ten: daß Napoleon am 9ten in Sezanne geschlafen habe, so wie, daß weder Wittgenstein, noch Graf Pahlen, noch Seslawin sich am rechten Ufer der Aube befinde.

Nun wußten wir also, daß Napoleon sich am 10ten früh in Sezanne, von der großen Armee unverfolgt, mit einer bedeutenden Truppenmasse, und in seinen Projecten durch nichts gehindert, durch nichts gestört, befunden hatte.

Von 3 Dingen mußte er eines gewählt haben:

1) Angriff auf Olsufiew,
2) Angriff auf Sacken, ohne sich mit Olsufiew einzulassen, oder
3) Marsch in der Richtung von La Ferté-sous-Jouarre, um sich mit Macdonald zu vereinigen.

Der 4te Fall: Marsch von Sezanne über La Fère Champenoise in der Richtung auf die Chaussee zwischen Châlons auf Etoges, war dadurch ganz unwahrscheinlich geworden, daß sich am 9ten kein Feind zwischen Sezanne und La Fère Champenoise gezeigt hatte, sondern alles westlich gezogen war.

Mit diesen Nachrichten befand sich nun der Feldmarschall Blücher in der peinlichsten Ungewißheit. Er konnte nicht handeln, weil er dies Sacken übertragen hatte, von dem noch keine Nachricht eingegangen war.

Gegen Mittag kommt mein Adjutant zurück, und bringt mir die Nachricht:

General von Sacken habe die Vertreibung seiner Kosacken aus Sezanne für eine ganz unbedeutende Sache gehalten, und sei daher von Montmirail nach La Ferté-sous-Jouarre abmarschirt. — Auf meine Frage: wie ist dies möglich? wie kann er es wagen, so ganz entgegengesetzt von seiner Ordre zu handeln? — erfahre ich: daß mein Adjutant, als er sich vor dem Abreiten beim Feldmarschall Blücher und General Graf Gneisenau gemeldet, der letzte ihn nach seiner Instruction gefragt und dieser Instruction hinzugefügt hatte:

Sagen Sie dem General von Sacken, wenn er es übersieht, daß das Vertreiben des Generals Carpow aus Sezanne nichts ernstliches ist, so möge er in Gottes Namen den Marsch auf La Ferté verfolgen.

Mein Adjutant fügte hinzu: Dies sei allerdings ganz gegen die Instruction gewesen, welche ich ihm mündlich gegeben habe, allein da er Befehle vom Feldmarschall Blücher zu überbringen hatte, und General Graf Gneisenau in Gegenwart des Feldmarschalls diesen Zusatz befohlen, so sei ihm nichts übrig geblieben, als ihn treu auszurichten.

Es erschien mir gar nicht unwahrscheinlich, daß General Gneisenau diesen Zusatz gemacht hatte, wohl aber unbegreiflich, daß er mir diese völlige Abänderung aller verabredeten Maaßregeln verschwiegen hatte. —

Daß nach dem, was wir seit der Absendung des Lieutenants von Gerlach erfahren hatten, die von Sacken ergriffene Maaßregel fehlerhaft war, und uns in großes Unglück stürzen konnte, war nicht schwer einzusehen! Ich begab mich sogleich zum General von Gneisenau, ließ meinen Adjutanten in seiner Gegenwart wiederholen, was er mir gesagt hatte, und fragte, ob dies richtig, ob es kein Mißverständniß sei?

General von Gneisenau erwiederte: es sei richtig, er hätte diesen Auftrag meiner Instruction hinzugefügt.

Uebrigens wollte er meine Ansicht, daß dies ein großes Unglück sei, nicht theilen. Es war Mittag, — man hatte noch keinen Schuß fallen hören, Lieutenant von Gerlach war durch Champeaubert geritten, und hatte dort alles ruhig gefunden; General von Gneisenau schloß daher: Napoleon marschirt gerade auf Montmirail oder gegen La Ferté. — In beiden Fällen wird Sacken ihm auszuweichen wissen. Der Marsch des

Hauptquartiers zur Vereinigung mit den Colonnen von Kleist und Capczewitsch gegen Sezanne wurde angetreten. Auf dem Wege hörten wir Feuer bei Baye. Man tröstete sich damit, daß das Terrain waldig sei und Olsufiew die Gelegenheit geben werde (in Ermangelung aller Cavallerie) sich zu halten und ohne Verlust zurückzukommen, doch bald gingen Meldungen ein, daß Olsufiew durch große Ueberlegenheit angegriffen, ihr erlegen habe.

Wir waren in dieser wüsten Gegend bis ziemlich nahe an Fère Champenoise gekommen. Der Marsch nach Sezanne konnte nicht fortgesetzt werden; wir machten Halt. Die Truppen waren ermüdet und bedurften einiger Ruhe. Das Corps von Kleist konnte unter diesen Umständen nicht von Fère Champenoise nach Nogent dirigirt werden.

Nach der Lage der Dinge war es unerläßlich, mit beiden Corps am andern Morgen bei Bergères zu stehen und das Corps von Olsufiew zu sammeln.

Dies geschah. Wir bildeten effectiv circa 14,000 Mann, darunter 500 Pferde, und in der Richtung von Châlons eine unermeßliche Ebene hinter uns*).

Es war wahrscheinlich, daß Napoleon den Sieg über Olsufiew benutzen und uns am Vormittag angreifen würde, da er viel Cavallerie bei sich hatte, die er gegen Montmirail nicht so vortheilhaft gebrauchen konnte, als in den Ebenen der Champagne.

Es wäre mehr als tollkühn gewesen, sich ohne Cavallerie in diese Ebene zu werfen, es wurde daher beschlossen, im Fall eines Angriffs, von Bergères auf Epernay längs dem Abfall der mit Weinstöcken bepflanzten Höhen zurückzugehen, wo uns die feindliche Cavallerie nichts anhaben konnte.

Indeß wir wurden nicht angegriffen, und der Feind zeigte sich nur hinter Etoges, welcher Ort von ihm besetzt war. Napoleon hatte die Nacht vom 10ten bei Champeaubert bivouakirt. Man mußte also annehmen, daß er nach Montmirail marschirt war, von welcher Richtung her wir auch am 11ten Nachmittag bis zum Abend eine Kanonade hörten.

*) Beide Corps waren auf 17,000 Mann angeschlagen, indeß 3000 Mann noch um 4 Tagemärsche zurück.



Wäre Sacken in Montmirail stehen geblieben, anstatt nach La Ferté zu marschiren, so konnte er sich nach Biffort ziehen, mit dem General von York vereinigen, und dort mit circa 38,000 Mann Napoleons weitere Schritte ruhig abwarten, eventualiter sich bei Château Thierry über die Marne ziehen.

Die Communication des Feldmarschalls mit Sacken war unterbrochen; indeß blieb über Epernay die Verbindung mit York, durch welchen wir am 13ten Vormittags wußten, daß Sacken nach einem glücklichen Gefecht Macdonald am 10ten bei Trilport über die Marne getrieben und also völlig von Napoleon getrennt hatte.

In der Nacht vom 10ten hatte General von Sacken den Marsch Napoleons nach Champeaubert und den Marsch einer Avantgarde gegen Montmirail erfahren. Am 11ten war er gegen Montmirail zurückmarschirt, mußte aber bei Vieux-maisons sich gegen Napoleon formiren, der ihm bereits aus Montmirail entgegen kam.

So weit gingen die Nachrichten, als am 13ten circa 800 Pferde vom Corps von Kleist im Lager von Bergères eintrafen, womit das Corps, wenigstens nicht ganz ohne Cavallerie vorrücken konnte. —

Der Angriff auf Etoges, von wo Marmont delogirt und bis Fromentières verfolgt wurde, erfolgte noch an demselben Tage.

Der Feldmarschall blieb in Champeaubert, von wo am folgenden Morgen der Marsch auf Montmirail fortgesetzt wurde.

Bei Vauchamp wurde das Gefecht von Hause aus sehr heftig, und der Feind zeigte ungewohnte Kühnheit nebst vieler Cavallerie, welche ungewöhnlich dreist bis zwischen unsre Bataillonsmassen kam. Ein Kosacken-Offizier, der das Kosakken-Detachement im Hauptquartier des Feldmarschalls kommandirte, nahm einen Rittmeister von der alten Garde gefangen, der ihm sagte: daß Napoleon sich uns gegenüber befinde und einen Nachtmarsch von Château Thierry gemacht habe, wo die Corps von Sacken und York nach zweitägigem Gefecht über die Marne getrieben worden seien.

Dies war die erste Nachricht über den Ausgang der Gefechte vom 11ten und 12ten, welche übrigens durch die Aussagen mehrerer Gefangenen bestätigt wurde.

Wir waren genöthigt gewesen aufzumarschiren und uns gegen die Angriffe der Cavallerie zu vertheidigen, welche ganz gut durch die Artillerie unterstützt wurden.

Die feindliche Infanterie war noch im Marsch durch Vauchamp begriffen, und in der Verlängerung unseres rechten Flügels zeigte sich eine uns umgehende Cavallerie-Masse.

Unsere Stellung war sehr unvortheilhaft, Kleist auf dem rechten, Capczewitsch auf dem linken Flügel, die Chaussee in unserer Mitte. Unser Marsch und Angriff hatte seinen Zweck verloren; die Corps von Sacken und York waren in Sicherheit, und da wir einen überlegenen, im Vorrücken begriffenen Feind vor uns hatten, so war es Zeit uns selbst in Sicherheit zu bringen, ehe die feindliche Infanterie zum Gefecht herankam.

Der Rückzug wurde angetreten. Ich beobachtete den Marsch der feindlichen Cavallerie um unsern rechten Flügel herum, erkannte den Weg, den sie marschirte und ihre Tête, so daß ich auf meiner Karte die Entfernung abmessen konnte, welche sie bis zur Ebene zwischen Champeaubert und dem Wald von Etoges zurückzulegen hatte, denn dies war der Punkt, wo uns Gefahr drohte, wenn wir nicht früher mit der Infanterie daselbst ankamen, als die feindliche Cavallerie, welche nach meiner Schätzung aus etwa 6000 Pferden bestand.

Beim Antritt des Rückzuges beschloß der Feldmarschall nebst dem General von Gneisenau, beim General Capczewitsch zu bleiben, und ich sollte, vom rechten Flügel die Umgehung beobachtend, das Maaß der Bewegung angeben.

Wir wurden auf dem rechten Flügel gar nicht gedrängt, gar nicht ernsthaft verfolgt. Der General von Kleist marschirte so stark er konnte, um auf der Plaine bei Champeaubert früher als die feindliche Cavallerie zwischen dem Wald von Etoges und einem großen Teich, dem Durchgang von etwa 1000 Schritt Breite, den der Feind passiren mußte, anzukommen.

Ich sendete meinen Adjutanten an den russischen General Udom*) ab, um ihn aufzufordern, den Wald an diesem Durchgang zu besetzen, ich empfahl dem Feldmarschall durch mehrere hinter einander abgesendete Offiziere die größte Eile beim Rück-

*) General Udom befehligte die Ueberreste des Corps von Olsufiew von circa 1800 Mann und 15 Geschützen.



zuge, da ich sah, daß der General Capczewitsch ganz ohne Noth sich aufhielt und in zeitraubende Kanonaden einließ. Der Feldmarschall hatte so eben den General Capczewitsch wegen der Ruhe gelobt, mit welcher er sich zurückziehe, als mein erster Offizier die größte Eile empfehlend, ankam. Er wurde unfreundlich angelassen.

Der zweite und dritte wurde derb und derber ausgescholten, und auf meine wiederholten Vorstellungen, daß die Entfernung zwischen Kleist und Capczewitsch immer größer werde, ließ mir der Feldmarschall sagen:

wenn Kleist nicht so übermäßig laufe, so würde alles geschlossen bleiben.

Ehe ich noch auseinander setzen konnte, wie es durchaus nöthig sei, daß das Corps von Kleist mit dem rechten Flügel am Walde, mit dem linken an dem Teich der feindlichen Cavallerie den Zugang zu der Ebene sperre, von wo uns dann weiter hin gar nichts begegnen konnte, kam ein Befehl an den General von Kleist, auf der Stelle zu halten, und Capczewitsch abzuwarten.

General Kleist gehorchte, obgleich er bereits am Teich angekommen war und nur noch 1500 Schritt zu dem Durchgang hatte, den er besetzen wollte, und den die feindliche Cavallerie ohne Infanterie und Artillerie gar nicht forciren konnte. In dieser Zeit kam auch mein Adjutant zurück, der den General Udom nicht an dem Wald von Etoges, sondern nahe an Etoges im Rückmarsch gefunden hatte, zu welchem er durch den General Capczewitsch beordert war.

Also auch dieses so wichtige Erleichterungs-Mittel zum Rückzug entging uns.

General Kleist sendete seine Cavallerie voraus, welche die Stellung zwischen Teich und Wald einnahm (etwa 1200 Pferde); er fragte beim Feldmarschall an: ob er nicht seinen Marsch bis zum Durchgang fortsetzen dürfe, aber ehe die Antwort ankommen konnte, hatte sich die feindliche Cavallerie in vielen Treffen hinter einander formirt, trieb die Kleist'sche Cavallerie gegen Etoges bis in den Wald zurück, und befand sich hiernach bereits auf der Ebene, welche wir mit der Infanterie durchschreiten mußten, als General Capczewitsch mit seinen Têten aus Champeaubert kam.

Hier war es, wo der Feldmarschall und General Gneisenau meinen Vorschlag annahmen, unsere zahlreiche Artillerie auf der Chaussee in die Mitte zu nehmen und das Corps von Capczewitsch rechts derselben, das Corps von Kleist links, in dicht aneinander gedrängten Bataillons-Massen, im länglichen Viereck, ohne allen Aufenthalt bis zum Eingang in den Wald von Etoges fortmarschiren zu lassen. Dort angekommen, mußte nach meiner Berechnung die Dunkelheit eintreten. Ich sollte an der Queue dieses Vierecks (welche beim Rückzuge die Tête bildete), den Marsch dirigiren und das Maaß der Bewegung angeben; der Feldmarschall wollte in der Mitte bleiben. Die Chaussee von Champeaubert nach dem Walde von Etoges lief längs eines unbedeutenden Höhenzuges, den sie zur Rechten ließ und auf welchem das Corps von Capczewitsch mit 3 Bataillons an der Spitze, und einer gut bespannten russischen halben Batterie reitender Artillerie, welche der Chaussee nicht bedurfte, fort marschirte.

Hier, wo ich die Umgehung der feindlichen Cavallerie vollständig übersehen konnte, blieb ich mit den Truppen im guten Schritt, verhinderte den Artillerie-Offizier, der ein Deutscher war, die gegen uns aufmarschirte Cavallerie mit Kugeln zu beschießen, sondern wies ihn an, sich auf ein Feuer mit zweilöthigen Kartätschen vorzubereiten. Das Kleist'sche Corps, auf welches die feindliche Cavallerie senkrecht stieß, wurde unaufhörlich angegriffen, wies jedoch die anprellende feindliche Reiterei nicht allein tapfer zurück, sondern blieb so gut im Marsch, daß ich das Maaß meines Schrittes beibehalten konnte. Das Feuer an der Tête (jetzt Queue) zeigte, daß sie von Champeaubert her stark gedrängt wurde. Wir mochten bis dahin gekommen sein, wo der Weg nach Baye und Sezanne rechts abgeht, als der General Gneisenau mich aufsuchte, und die Entfernung, die wir noch bis zum Walde zurückzulegen hatten, messend, ausrief: „Unsre Anstrengungen sind vergeblich, wir kommen nicht nach Etoges, wir müssen uns rechts auf Sezanne werfen." — Das Ungünstige unsrer Lage und das taktische Verhältniß des Augenblicks konnten diese Ansicht unterstützen. Wir hatten zur Rechten Weinberge, in denen Cavallerie der Infanterie nichts anhaben konnte.

Ferner näherten wir uns der russischen leichten Garde-Cavallerie und konnten auf eine Verbindung mit ihr rechnen, sobald wir Baye erreicht hatten, bis wohin der Rückzug übrigens leichter auszuführen war, als über die Ebene bis zum Walde von Etoges. Gegen diese Bewegung sprach aber: daß wir eine, für unsere Infanterie unverhältnißmäßig große Zahl von Geschützen mit uns führten, welche auf dem chemin de traverse durchzubringen für die Kräfte unserer Bespannung bedenklich blieb.

Die Artillerie mußte übrigens nach dem Verlassen der Chaussee von der Infanterie umgeben bleiben, da der Feind sich bereits auf dem Wege nach Baye befand, ein Umstand, der die Benutzung der Weinberge für die Infanterie vereitelte, wenn man nicht das Geschütz Preis geben wollte. Endlich aber hätte die Wendung rechts einen solchen Zeitverlust herbeigeführt, daß der Feind seine aus Champeaubert defilirenden Batterien heranbringen konnte, um unser längliches Viereck mit Kartätschen zu beschießen und dies konnte nur dadurch vermieden werden, daß wir im scharfen Schritt auf dem Wege nach Etoges blieben.

Wenn aber bei einer Wendung rechts nach Sezanne wir die Gefahr nicht abwenden konnten, den vereinten Angriffen der Artillerie und Cavallerie auf dem Schlachtfelde zu erliegen, wie viel ungünstiger als das taktische Verhältniß wäre noch das strategische gewesen! — Unser Nachschub und unsere Verpflegung war auf Châlons dirigirt. General Udom und unsre vom Schlachtfeld vertriebene Cavallerie hatten sich in dieser Richtung zurückgezogen und erwarteten uns in Etoges oder im Lager von Bergères, wo sich unsre Bagage und die mitgeführten Lebensmittel befanden. Marschirten wir auf Sezanne, so konnte es immer nur in der Absicht geschehen, um den Marais de-St.-Gond herum die Verbindung mit dem General Udom und Châlons wieder zu gewinnen. Wir hatten 2 Meilen bis ins Lager bei Bergères auf einer bekannten Chaussee zurückzulegen, wo wir Stroh und Lebensmittel fanden. Sezanne war eben so weit von uns, aber niemand kannte die, als sehr grundlos beschriebene Straße. Ob wir den General von Diebitsch in der Nacht auffinden würden, und ob seine Instruktionen ihm gestatten würden, uns am fol-

genden Tage zu geleiten, war sehr problematisch. Indeß selbst angenommen, wir brachten unsre ermüdeten Truppen ohne einen Mann Cavallerie bis Sezanne, blieben dort ohne Lebensmittel, ohne Stroh und Holz liegen, so standen wir 4 Meilen vom Lager bei Bergères und 8 Meilen von Châlons.

Wenn General Udom, von dem wir völlig getrennt waren und nur über Sezanne Nachricht zubringen konnten, am andern Morgen seine Lage erkannte, so blieb ihm nichts anderes übrig, als sich bei Epernay (2 Meilen von Bergères) über die Marne oder nach Châlons (4 Meilen) zurückzuziehen. In ein Gefecht konnte er sich nicht einlassen. — Dies war eine Betrachtung, nach welcher wir es gar nicht hätten wagen können, von Sezanne nach Bergères zu marschiren, wir wurden genöthigt, unsern Marsch auf Châlons, den natürlichsten Vereinigungspunkt mit den Corps von York und Sacken, zu nehmen; dieser Marsch aber in einer Entfernung von 8 Meilen, ohne alle Cavallerie und durch eine völlige Plaine mit hungerigen und so ermüdeten Truppen, hätte uns einer schimpflichen Niederlage ausgesetzt.

General Gneisenau, dem ich diese Gründe für und gegen die Rechtsbewegung mit möglichster Kürze auseinandersetzte, prüfte sie mit aller Ruhe, und als ich ihn dringend bat:

> Lassen Sie es bei der Disposition, wir schlagen uns bestimmt zum Walde von Etoges durch, wenn wir fest zusammenhalten; ich bohre Ihnen das Loch dazu. Aber wir dürfen nicht einen Augenblick unsern Marsch verzögern, denn in einer Viertelstunde kann die reitende Artillerie des Cavallerie-Corps, welches uns umgangen hat, eintreffen, und dann droht uns die Gefahr, daß die Bataillons-Massen locker werden und die Cavallerie eindringt.

Wohlan, erwiederte Gneisenau, so lassen wir es bei der Disposition. Gehen Sie mit der Tête frisch vorwärts, ich werde dafür sorgen, daß Alles geschlossen folgt. Und so geschah es denn auch. Ein feindliches Cürassier-Regiment formirte sich zu einer Attaque auf die russischen 3 Bataillons an der Spitze. Es waren zufällig die eben erst angekommenen neu formirten Bataillone. Ihre Commandeure ließen Halt und fertig machen; sie ließen den Feind auf 60 Schritt heran,

ehe sie Feuer commandirten. Anstatt daß das erste und zweite Glied der Tête Feuer geben sollte, schoß das ganze Bataillon, und gab das Schauspiel von 3 pots-à-feu. Nichts hinderte die Cürassiere, in die Bataillons-Massen einzubrechen, denn kein Pferd, kein Mann war gefallen, aber sie waren umgekehrt. Dieser Augenblick mußte benutzt werden, um den unerfahrenen Soldaten glauben zu machen, daß sie eine Heldenthat gethan hätten. Ich rief ihnen mein Hurrah kräftig zu, und perrot und perebonschek thaten ihre Wirkung. Es wurde frisch angetreten, die Tambours schlugen Marsch und die sämmtlichen Tambours der beiden Corps folgten in diesem Schlage nach.

Nun jagte ich mit der russischen reitenden Artillerie den Cürassieren nach, um sie zu verhindern, durch das Frontemachen uns auf's Neue den Weg zu verlegen. — Der junge Offizier, den ich aufgefordert hatte, nicht eher abzuprotzen zu lassen, als bis er den Gegner mit Kartätschen erreichen könne, folgte mit verhängtem Zügel und kam, ohne alle Bedeckung dem Gegner so nahe, daß sein Eifer ihn zur Tollkühnheit fortgerissen hatte. Die Cürassiere hatten Fronte gemacht, als sie die erste Lage der zweilöthigen Kartätschen erhielten, worauf sie im schnellsten Tempo rechts ab über die Chaussee dahin jagten, wo sie hergekommen waren, und uns den Weg zum Walde völlig offen ließen, den wir auch ohne weitere Angriffe auf die Tête erreichten als es eben dunkel zu werden begann.

Dagegen hatten die andern Seiten des länglichen Vierecks, vorzüglich die dem Cavallerie-Corps zugewendete des Corps von Kleist, noch viele Cavallerie-Angriffe zu bestehen, welche von den Massen mit lobenswerther Kaltblütigkeit abgewiesen wurden; ohne, was hier die Hauptsache war, sich im Marsch aufhalten zu lassen.

Am Walde angekommen, ging meine Aufgabe dahin: die beiden, auf die schmale Chaussee beschränkten Corps, in Einer Colonne ohne Stocken weiter zu schaffen.

Es gehörte allerdings einige Zeit dazu, um das längliche Viereck in den Wald zusammen zu drücken, allein wenn die Truppen an der Queue, rechts und links an der Lisière des Waldes, und, ihn gut besetzend, die Zeit ihres Einfügens in die Colonne abwarteten, so konnte die Cavallerie ihr gar nichts mehr anhaben, und die von Champeaubert herankommende In-

fanterie mußte den Wald in der Dunkelheit angreifen, wobei der Feind keine besonderen Vortheile hatte. Da um diese Zeit noch 2 Bataillone an der Queue verloren gegangen sind, so muß dieß durch fehlerhafte Anordnungen veranlaßt worden sein.

Der Angabe gemäß, hatten diese Bataillone den Feind für Freund gehalten, was in der Dunkelheit auch unsern Gegnern begegnete, denn als der Feldmarschall am Eingang des Waldes neben seiner defilirenden Colonne hielt, fanden sich mitten in seiner Umgebung versprengte feindliche Cürassiere ein, welche jedoch bald erkannt und vertrieben wurden.

Die Truppen erhielten den Befehl, in's Lager von Bergères gerade eben so wieder einzurücken, wie sie es Tages zuvor verlassen hatten. Alles marschirte frisch und in guter Ordnung auf der Chaussee fort, die Divisionen durch kleine Intervallen getrennt. Die Division des Prinzen August war die letzte und wurde nicht auf der Chaussee verfolgt. Als sie in Etoges eintraf, was der Feldmarschall mit allen übrigen Truppen passirt hatte, fand sie den Feind aus den Seitenstraßen dringend, der so eben auf einem Richtwege von Champeaubert daselbst eingedrungen sein mußte, und es entstand ein Gefecht, was uns viel Menschen kostete, weil eine Brücke über einen sumpfigen Graben einbrach, und die Zurückgebliebenen, auf sich selbst angewiesen, sich nicht alle durch Umwege auf der andern Seite wieder einzufinden vermochten. Wir kamen um Mitternacht, mit dem General Udom und unserer Cavallerie vereinigt, im Lager von Bergères an, aus welchem wir nach einigen Stunden Ruhe nach Châlons aufbrachen, wo wir am 15ten Februar gegen Mittag eintrafen*).

*) Der englische Schriftsteller Mitschel hat eine Relation von dem für die schlesische Armee so unglücklichen 14ten Februar veröffentlicht, nachdem er alles sorgfältig studiert hatte, was sich über die Gefechte dieses Tages im Buchhandel befindet. Man darf nicht daran zweifeln, daß ihm daran gelegen war, die Wahrheit zu ergründen. Auch hatte er die Lage, und den zur That übergegangenen Willen der schlesischen Armee ganz richtig aufgefaßt. Wenn sich aber dennoch Irrthümer eingeschlichen haben (wie dieß bei den Erzählungen so verwickelter zum Theil nächtlicher Kriegsbegebenheiten unvermeidlich ist) so legt dieß den noch Lebenden die Pflicht auf, sie aufzuklären, damit keine Unrichtigkeiten auf die Nachwelt kommen.

In Châlons zeigte sich nun alles in einem andern und rosenfarbneren Licht.

---

Die schlesische Armee wäre am 14ten Februar ohne bedeutenden Verlust und vor dem Dunkelwerden in Etoges angekommen, wenn der Feldmarschall, sich in der Langsamkeit seines Rückzuges gefallend, über diesen Umstand nicht gänzlich die Verabredung vergessen hätte, daß es mir übertragen war, während des Rückzuges, und auf dem rechten Flügel, das Maaß an Zeit anzugeben.

Um den erhaltenen Auftrag auszuführen, ritt ich mit einigen Offizieren so nahe als möglich an der feindlichen Umgebung von Höhe zu Höhe, erkannte die Richtung so wie die Absicht des Marsches, und konnte die Karte und den Chronometer in der Hand die Entfernungen mit dem Zirkel abnehmen, welche die Têten noch zurückzulegen hatten, um diese Entfernung, in Zeit verwandelt, mit der Zeit zu vergleichen, welche wir bedurften, um den Wald von Etoges zu erreichen. Die reitende Artillerie des uns umgehenden feindlichen Cavallerie-Corps konnte wegen der grundlosen Wege nur Schritt fahren, ihrer Cavallerie nicht folgen, und war daher noch weit zurück.

Diese Berechnungen ergaben: daß die schlesische Armee, wenn sie im guten Schritt blieb, in Etoges sein konnte, ehe die Artillerie des Cavallerie-Corps angekommen sein konnte. Die Cavallerie (wenn sie sich in Trapp setzte) konnte allerdings auf der Ebene aufmarschirt sein, ehe wir daselbst ankamen, allein was wollte sie ohne Artillerie ausrichten.

Der General von Kleist sah unsere Lage gerade eben so an, als ich, und mißbilligte die Antworten, welche ich auf meine Meldungen erhielt um so mehr, als die Ankunft seines Corps am Wald von Etoges für das Ganze von Wichtigkeit war, während sein Zurückhalten dem Corps von Capezewitsch gar keine Vortheile brachte. Indeß, selbst nachdem General von Kleist den Befehl zu halten pünktlich befolgt, und erfahren hatte, daß Udom nicht am Walde stehe, sah er, so wie der Prinz August und ich, unsere Lage keinesweges als eine solche an, welche nicht zu einem guten Ausgang führen könne. Der Feldmarschall und General von Gneisenau hatten die Truppen zu einer hartnäckigen Vertheidigung von Champeaubert angewiesen, was sie zwar in Folge meiner Gegenvorstellungen aufgaben, was jedoch den sichersten Beweis giebt, daß auch sie unsere Lage nicht für so gefahrvoll hielten, als sie dem Schriftsteller Mitschel erschienen ist. Wenn derselbe meinen Ausruf:

„Wir müssen fest zusammen halten,"

als einen Beweis angenommen hat, daß es eine Antwort auf eine Aeußerung habe sein sollen: „wir müssen auseinander laufen, müssen uns retten, so gut wir können," oder noch mehr: „wir müssen uns ergeben," so wäre diese Voraussetzung völlig unrichtig. Ich

Von den beiden Generalen von Sacken und von York waren Nachrichten eingegangen, nach welchen sie in den beiden nächsten Tagen bei Châlons eintrafen.

Dem Intendanten der Armee war am 7ten Februar aufgegeben worden, in Châlons ein Magazin zu etabliren, wovon die schlesische Armee 14 Tage leben konnte.

Wir fanden die Infanterie- und Cavallerie-Detachements, welche zur Beitreibung der Ausschreibungen gegeben waren, und bedeutende Magazine. — An Fourage (welche vorzüglich selten war) befand sich so viel in zwei Kirchen aufgehäuft, daß die Armee damit auf 10 Tage ausreichen konnte.

Ein angekommener Transport von Schuhen deckte das Bedürfniß der Corps von Sacken und von York.

Wir hatten dadurch die Mittel, entweder unsre Verstärkungen abzuwarten, oder mit Lebensmitteln versehen, auf's neue gegen Paris vorzurücken.

Das Verlangen des Fürsten Schwarzenberg, in Gemeinschaft mit der schlesischen Armee an der Seine eine Schlacht zu liefern, bestimmte den Feldmarschall, am 19ten Februar links abzumarschiren, so daß die Corps von York und von Sacken nicht einmal zwei Tage Zeit zu ihrer Herstellung behielten.

Die Wiedervereinigung der schlesischen Armee in Châlons bildet einen natürlichen Ruhepunkt, und hiermit ist die Gelegenheit geboten, um die Kritik des Generals von Clausewitz von der Schlacht bei La Rothière bis zur Mitte Februar, gründlich zu prüfen.

---

habe eine solche feige Aeußerung nicht gehört, muß aber auch gegen die Möglichkeit protestiren, daß sie von einem Offizier der beiden Armee-Corps herrühren könne. Bei dem Geist, der die schlesische Armee beseelte, muß ich sogar bezweifeln, daß sie über die Lippen eines gemeinen Soldaten gekommen sind. Eine Marketenderin, wenn sie sich so geäußert hätte, wäre ausgeprügelt worden.

Meine Worte bezogen sich auf das bei den Gefechten beliebte Auseinanderhalten der Brigaden, was auf einer völligen Ebene und gegenüber einer so großen Masse Cavallerie der Gefahr aussetzte, daß einzelne kühne Reiter in die Brigade-Intervallen jagten und uns verleiteten, in der Hitze des Gefechts auf einander zu schießen, oder durch Anhalten die kostbare Zeit zu verlieren.

Diese Kritik findet sich im 7ten Bande seiner hinterlassenen Werke, Feldzug von 1814, der im Jahr 1835 bei Dümmler in Berlin erschienen ist.

Bereits vor dem Erscheinen dieser Werke haben sich Schriftsteller bewogen gefunden, kritische Bemerkungen über die Begebenheiten dieses Feldzugs zu veröffentlichen, aber theils auf unrichtige Facta gebaut, theils ohne Sorgfalt und Gründlichkeit zusammengestellt, theils mit so schwachem Urtheilsvermögen, daß es sich nicht der Mühe lohnte, sie zu widerlegen. — Hier aber, in der Person des Generals von Clausewitz, tritt ein Mann auf, dem es an nichts mangelt, als an der richtigen Darstellung der Begebenheiten und den Motiven des Handelns, der in dem festen Glauben steht, er habe alle feinen Fäden der Verwickelungen in seiner Hand, und dessen Tadel man oft beitreten müßte, wenn alles so gewesen wäre, wie er es sich gedacht hat.

Hier also ist eine Widerlegung an ihrem Platz.

In der Geschichts-Erzählung dieses Abschnitts von Seite 335, §. 10 ab, ist fast alles entstellt. Die Seite 339 besteht fast ganz aus Unrichtigkeiten.

Der erste und vorzügliche Tadel des Generals von Clausewitz betrifft die Trennung des Feldmarschalls Blücher vom Fürsten Schwarzenberg nach der Schlacht von La Rothière. Seite 398 heißt es:

> „Anstatt den Sieg durch Verfolgung und Zertrümmerung des feindlichen Hauptheeres zu benutzen, trennt sich Blücher und Schwarzenberg."

Seite 335 und 336 ist berechnet, daß die alliirten Truppen bei La Rothière, ohne die Garden, ohne Colloredo und Wittgenstein, (welche sich ganz in der Nähe befanden) 74,000 Mann, Napoleon aber nur 40,000 Mann stark, waren.

Da nun die Garden, Colloredo und Wittgenstein aus 60,000 Mann bestanden, folglich die alliirte Armee 134,000 Mann gegen 40,000 Mann stark war, so fragt es sich: wie diese mehr als dreifache Stärke es hätte anfangen sollen, sich ohne Verpflegung auf einer Straße hinter Napoleon herzuwälzen?

Und wenn nun 110,000 Mann hinter Napoleon blieben, 25,000 Mann sich rechts schoben, kann man dies einen Gegensatz der Verfolgung nennen?

Seite 399 wird dieser Marsch Blücher's voreilig und fehlerhaft genannt.

Seite 400, daß man durch dieses Ausweichen Blücher's von der geraden Linie abkam.

Seite 405, daß die Verbündeten nach dem Siege von La Rothière übermüthig wurden.

Seite 406, daß man sich aus Unentschlossenheit und Mangel an Einheit getheilt habe.

Wenn der Kritiker Seite 415 und 416 die Verhältnisse der vorrückenden schlesischen Armee ganz richtig auseinandersetzt, um zu beweisen, daß die Blücher'schen Truppen mit guter Oeconomie gebraucht worden sind, so ist es um so weniger erklärlich, wie er den Marsch tadeln kann, nach welchem Blücher am 4ten mit Tagesanbruch in Somme=sous, und am 5ten ebenso in Sezanne war.

Durch diese Bewegung war Macdonald entschieden von Napoleon getrennt, während die große Armee mit 7 Corps in ihrer Richtung blieb und das 8te, bei der Schlacht von La Rothière von der schlesischen Armee abwesende Corps gar nicht bedurfte, gar nicht vermissen konnte.

Der Kritiker würde ohnfehlbar anders geurtheilt haben, wenn er alle Facta gekannt hätte, wie sie hier aktenmäßig auseinander gesetzt sind.

Aber welche wunderbare falsche Vorstellung er sich von den Motiven zu der Schlacht von La Rothière machte, zeigt S. 417, wo er behauptet: Schwarzenberg habe keine Schlacht liefern wollen, sondern nur Blücher mit einem Theil seiner Kräfte eine Schlacht versuchen lassen.

Die Sache hängt folgendermaßen zusammen:

Am 29sten Januar um Mitternacht, als der Feldmarschall die brennende Stadt Brienne mit Napoleon vor sich hatte, und aus guten Gründen (Napoleon zeigte an diesem Tage wenigstens 30,000 Mann) am folgenden Tage keine Schlacht annehmen wollte, konnte der Feldmarschall in zwei verschiedenen Richtungen zurückgehen:

1) auf der Chaussee nach Joinville, woher er gekommen war und wo er den General Lanskoy fand. In dieser Richtung war am Morgen der Graf Pahlen mit der Avantgarde von Wittgenstein gekommen, dessen ganzes Corps sich wahrscheinlich bereits daselbst befand.

Am 31sten konnte daher in der Richtung von Joinville, der Feldmarschall sich mit York und Wittgenstein vereinigt haben, wo sich dann eine Streitmasse von 65,000 Mann bildete, welche der Napoleon'schen so überlegen war, daß die Alliirten nicht auszuweichen brauchten. — Das war die natürliche, die einfachste Bewegung, und zugleich die einladendste. Der Feldmarschall konnte sich aber auch

2) auf der Chaussee, welche nach Bar-sur-Aube führt, zurückziehen. Diese Chaussee bildet von Bar-sur-Aube bis Trannes ein langes Defilée, von welchem die Stellung bei Trannes die tête de pont macht.

Beim Marsch auf Joinville stand es Napoleon frei, sich in den Besitz dieses Defilées zu setzen und die große Armee in die Verlegenheit zu bringen, ihre Kräfte in unwegsamen Gegenden nicht entwickeln zu können.

Der Feldmarschall brachte daher ein Opfer, als er die Stellung bei Trannes bezog, aber er brachte es der Pflicht, und der Fürst Schwarzenberg hat dies besser erkannt als der Kritiker.

Nachdem Blücher bei Trannes stand, hing es ganz von der großen Armee ab, ob sie manövriren oder schlagen wollte.

Das erste konnte sie über Troyes, während Blücher die Stellung bei Trannes hielt; dann wurde Napoleon genöthigt, seine Stellung bei Brienne zu verlassen.

Fürst Schwarzenberg zog die Schlacht vor, und hatte Recht. Er übergab das Commando des Centrums dem Feldmarschall Blücher, der das Terrain und alle Localitäten von Brienne kannte, und das ist wiederum lobenswerth.

Die Schlacht, bei welcher wir 65 Kanonen eroberten, war also kein Versuch, sondern mit dem Vorsatz begonnen, daß wenn die engagirten 4 Corps sie nicht durchsetzen konnten, die Reserven ebenfalls gebraucht werden sollten. Daß die Reserven

nicht zum Gefecht kamen, kann Schwarzenberg nicht zum Vorwurf gemacht werden, sie standen auf dem Schlachtfeld bereit.

Daß Wittgenstein auf dem rechten Flügel uns gegen Macdonald und Sebastiani deckte, und Colloredo auf dem linken Flügel gegen Mortier, und daß diese beiden Corps dem Gefecht entgingen, mag getadelt werden — indeß hätte dann der Kritiker angeben sollen, wo er sie verwendet haben würde?

In der Fronte hatten wir mehr Truppen, als wir entwickeln konnten, und Wrede überflügelte Marmont bereits.

Der Vorwurf, daß die Alliirten nach dem Siege von La Rothière übermüthig geworden wären, trifft am allerwenigsten zu. Er paßt nicht auf die große Armee, welche demüthig genug über Bar=sur=Aube auf Troyes marschirte, und nicht auf den Feldmarschall Blücher, der sich vom 3ten Februar bis zum 8ten mit nichts anderm beschäftigte, als sich in Châlons den Rücken frei zu machen und sich aus Vitry einen Waffenplatz zu schaffen. Am 8ten Februar Morgens, als Napoleon sich noch in Nogent befand, stand der Feldmarschall in der Linie von Epernay nach Etoges, also in keiner Art einladend für Napoleon, der den Marsch gegen Sezanne doch am Tage zuvor beschlossen haben muß, da er am 9ten nach Sezanne kam. Sacken rückte aber erst am 9ten nach Montmirail, wodurch sich für Napoleon eine Aussicht auf Erfolg eröffnete.

Wenn aber Sacken zufällig den 9ten bei Etoges stehen geblieben wäre, was hätte denn der als meisterhaft gepriesene Marsch Napoleons ihm gebracht? Nichts, als verlorene Zeit. Drum wollen wir aufrichtig sein — das Glück hat ihn bei diesem Zuge begünstigt.

In der Erzählung der Begebenheiten vom 8ten Februar ab, kommen wieder eine Menge Unrichtigkeiten vor.

Seite 422, daß Blücher bestimmt habe, Sacken und York sollen sich bei Montmirail vereinigen, woran er nicht gedacht hat.

Seite 423. Blücher sei in der Richtung auf Sezanne marschirt, wo er Napoleon vermuthet, und seinen Feind auf Fère=Champenoise verfolgt habe.

Ein Stillstehen Napoleon's in Sezanne war weder vermuthet, noch befand sich zwischen Sezanne und dem Feldmarschall ein Feind.

Seite 423, 424, daß York später als Sacken in Montmirail angekommen sei; — York war gar nicht daselbst.

Seite 425, daß Blücher die Niederlage seiner Corps am 13ten Februar im Lager von Bergères erfahren habe; er erfuhr sie aber erst am 14ten während des Gefechts.

Seite 426. Napoleon kommt mit 40,000 Mann gegen Blücher, der 55,000 Mann hat. — Soll heißen: der ebenfalls 40,000 Mann, aber in 3 Theile getheilt hat, denn die nachfolgenden 15,000 Mann können nach Raum und Zeit weder zum Gefecht von Olsufiew, noch zu denen von Sacken und York herangezogen werden.

Was ist bei einer so unrichtigen Darstellung von einer auf selbige gebauten Kritik zu erwarten? Aber noch nicht genug. — Außer, daß der Kritiker viele Dinge ganz falsch weiß, — weiß er andere gar nicht. Dahin gehört: daß das Corps von Kleist zur großen Armee abgerufen, und dagegen Winzingerode dem Feldmarschall zugewiesen war.

Seite 428, nennt er den Marsch nach Fère-Champenoise eine nicht völlig durchdachte Bewegung.

Seite 429, tadelt er nochmals diese Bewegung und sagt: Blücher wollte ein Zugpflaster anwenden, wo ein Aderlaß nöthig war.

Dies beweist hinlänglich, daß der Kritiker Blücher's Motive gar nicht kannte, ihm aber frisch weg falsche untergelegt hat, welche er als solche im voraus erkannt, leicht zu tadeln hat.

Hätte er gewußt:

1) daß Kleist abgerufen war, und
2) daß Blücher im Glück wie im Unglück sich immer gleich der gehorsamste und pünktlichste von allen Unterfeldherrn war, der nie Schwierigkeiten machte, immer treu ausführte, was ihm aufgetragen war, damit sich das ihm geschenkte Vertrauen fortsetzte und er um so freier handeln konnte, wenn er allein stand, — hätte er alles das gekannt, er hätte hier, wie Seite 416 sagen müssen: daß die Truppen der schlesischen Armee mit guter Oeconomie gebraucht wurden.

Seite 430 findet sich wieder ein dem Feldmarschall Blücher angedichtetes Motiv,

am 13ten ging Blücher vor, weil er Bonaparte im Abmarsch gegen die große Armee glaubte.

Auf derselben Seite ist nun sein Vorgehen an diesem Tage getadelt, und zwar in Folge zweier völlig unrichtiger Facta,

1) daß er am 10ten den beiden Corps den Befehl geschickt habe, sich bei Montmirail zu vereinigen,
2) daß er am 13ten vor dem Abmarsch, die Niederlage seiner Corps erfahren habe.

Wenn in solchen wichtigen Punkten die Materialien falsch sind, so ist es nicht möglich, etwas anderes als verkehrte Urtheile zu fällen.

---

Kehren wir jetzt zu den weiteren Begebenheiten zurück.

Wie nach der Aufforderung des Fürsten Schwarzenberg der Feldmarschall Blücher sich den 21sten Februar mit ihm vereinigte, um eine Schlacht zu liefern, wie Blücher sich nochmals wieder von der großen Armee trennte und sich nach der Schlacht von Laon, am Tage der Affaire von Fère-Champenoise wiederum zum Marsch nach Paris mit der großen Armee vereinigte, das alles findet sich im 7ten Abschnitte zur Kriegsgeschichte der Jahre 1813 und 1814 so vorgetragen, daß es keiner Berichtigungen oder näherer Aufschlüsse bedarf, so wie denn auch der Kritiker über die Märsche, Entschlüsse rc. seinen Beifall bezeigt.

Der General von Winzingerode, der zur Zeit der Trennung des Feldmarschalls von der großen Armee (23sten Februar) in Rheims ankam, war ein kriegserfahrener Soldat, in den man das Vertrauen setzen konnte, er werde zu einem klar vorgeschriebenen Zweck die rechten Mittel ergreifen. Am 26sten Februar hatte General Winzingerode dem Feldmarschall aus Rheims gemeldet:

er werde seinem Befehl gemäß von Rheims in der Richtung von Meaux vorrücken.

Dieser Vormarsch konnte nach dem Terrain und den Straßen nicht vortheilhafter Statt finden, als von Fismes über Oulchy le Château. —

Nach der Nachricht vom 26sten aus Rheims konnte Winzingerode bequem am 1sten oder 2ten März bei Oulchy eingetroffen sein, und so erwartete es der Feldmarschall.

Aber der General von Winzingerode, anstatt den Anweisungen seines Feldherrn zu folgen, hatte sich mit dem General von Bülow vereinigt, um Soissons zu erobern, ein elendes Nest, von Czernitschew mit einigen Bataillons genommen und wieder verlassen, in welches sich Cadres und Rekruten geworfen hatten. Und dieses Nest schlossen 47,000 Mann schlagfertige Truppen ein, anstatt dazu höchstens 6000 Mann zu verwenden.

Selbst als Winzingerode durch den aus La Ferté-sous-Jouarre abgefertigten Adjutanten erfahren hatte, daß der Feldmarschall am rechten Ufer der Marne war, blieb er, ohne sich zu rühren, in dem Thal der Aisne in Cantonnirungs-Quartieren liegen.

Es war beschlossen, daß wenn der Feldmarschall die Generale von Winzingerode und Bülow mit 40,000 Mann, oder auch Winzingerode allein mit 30,000 Mann fand, er mit einigen 80,000 Mann die Schlacht gegen Napoleon, der nicht 50,000 Mann entgegenstellen konnte, annehmen und in die Offensive übergehen wollte.

Dies mußte aufgegeben werden, da keine Truppen der Nord-Armee sich bis zum 2ten März Abends in Oulchy-le Château mit der schlesischen Armee vereinigt hatten.

Der Rückzug hinter die Aisne war beschlossen; man wollte die Bagage los sein und sendete sie voraus über Fismes und Berry-au-Bac. —

Die Armee sollte sich erst gegen Mittag in Marsch setzen und zwar der Bagage nach Fismes folgen, wo sich eine starke Stellung hinter der Vêle fand, aus welcher man ohne Schwierigkeit bei Pontavaire und Berry über die Aisne gehen konnte. — General von Winzingerode schrieb in der Nacht vom 2ten auf den 3ten über die angefangenen Unterhandlungen zur Capitulation von Soissons mit einer Wichtigkeit, als ob dadurch seine Kräfte und die der davorstehenden 47,000 Mann völlig in Anspruch genommen wären.

Der Feldmarschall, der es übersah, daß, wenn Soissons bis zum 4ten des Morgens nicht in unsern Händen war, dessen

Blockade aufgehoben werden mußte, der aber die Mittel dazu gar nicht kannte, und nicht wußte, welche Uebergangsmittel Winzingerode sich bei Bailly bereitet hatte, begab sich nach Busancy. Auf dem Wege dahin ging die Meldung ein, daß Soissons capitulirt habe, und nichts mehr einen Durchmarsch hindere. In Soissons konnte man allerdings am bequemsten über die Aisne kommen, deshalb schlug ich vor, die Bagage ziehen zu lassen, den Truppen jedoch, welche sich noch auf der großen Straße von Oulchy nach Soissons befanden, ehe sie rechts von derselben abgingen, den Marsch über Soissons anzuweisen.

Dies wurde genehmigt und ersparte ihnen einen Umweg. Bei der ersten Entrevue zwischen dem Feldmarschall und seinen beiden neuen Feldherrn, war ich nicht zugegen, weiß also nicht ob tadelnde Worte gefallen sind. Nur so viel kann ich versichern, daß der Feldmarschall eine große Vorliebe für Winzingerode hatte, den er zu den vorzüglichsten europäischen Sabreurs zählte, und daß er Bülow wegen seines feurigen ritterlichen Charakters liebte.

Indeß konnte er es gar nicht vergessen, daß er um die Schlacht bei Oulchy gebracht war, da dem „Prahlhans," dem Napoleon, (so nannte er ihn, seit der Fürst Wenzel Lichtenstein ihm seine letzte Conversation mit Napoleon erzählt hatte) eine tüchtige Tracht Schläge so nothwendig wäre.

Später, als der Feldmarschall in der Stadt Soissons seine Corps bei sich vorbeimarschiren ließ und Bülow an seiner Seite stand, war ich zugegen. Unsre Leute sahen merkwürdig aus. Vom Bivouac-Rauch geschwärzte magere Gesichter, dem Luxus des Rasirmessers seit langer Zeit entfremdet, aber mit dem Ausdruck der Energie und körperlichen Kraft, in zerfetzten Mänteln, kümmerlich geflickten Hosen, unangestrichenem Lederzeug und unpolirten Waffen. Die Cavallerie auf magern ungeputzten, aber wiehernden Pferden, — alles in ächt kriegerischer Haltung.

Meine Augen wendeten sich immer unwillkührlich auf Bülow und seine Umgebungen, in deren Gesichtern ich um so mehr glaubte lesen zu können, was in ihrem Innern vorging, als ich so eben einem Truppentheil des Bülow'schen Corps begegnet war, in glänzend schöner neuer Uniform, weiß und roth-

bäckig, mit zierlich gekräuselten Locken und blinkenden Waffen. „Den Leuten wird einige Ruhe wohl thun," sagte Bülow mit großem Ernst von unsern zerlumpten Soldaten, und das mochte in seinem Innern ohngefähr heißen: also so sollen meine Leute auch bald aussehen! Von seinen Umgebungen verlautete mehr.

Der General Gneisenau, aus der Zeit, wo der Tugendbund eine Macht war, mit mehreren dieser Männer, die er als tüchtig und ehrenwerth kennen gelernt hatte, befreundet, fragte mich: ob ich den Eindruck bemerkt hätte, den unsre zerlumpten Truppen auf unsre geputzten gemacht hätten? und theilte mir lachend mit, wie einer seiner alten Freunde ihm eine Vorlesung über die Mittel, die Truppen zu schonen, gehalten habe. Dies Kapitel konnte nach meiner Meinung zu keiner Veränderung seiner Ansicht führen, da General Gneisenau sich selbst nie schonte, und selbst zu viel leistete, um wenig von andern zu fordern. — Auch ich war mit einigen solchen Phrasen regalirt worden, allein damit war es auch abgemacht, weil ich den Satz aufstellte, daß die rothbäckigen schmucken Jünglinge des Bülow'schen Corps noch viel zu thun hätten, bis sie unsern zerlumpten Soldaten der schlesischen Armee, aus denen der Wind schon alle leichte Spreu gesichtet habe, gleich kommen würden.

Am folgenden Tage hatte ich eine Unterredung anderer Art zu bestehen. — Das Zusammenschmelzen des Corps von York und von Kleist, zu einer Zeit, wo (wie jeder voraussehen konnte) der Friede nicht mehr fern war, wurde als ein betrübendes Ereigniß aufgestellt, weil dann jede Macht der Verbündeten nach dem Maaß ihrer Kräfte, welche sie zum Friedens-Congreß mitbringe, mitsprechen und aus dem Kriege Vortheil ziehen würde.

Dies gestand ich in der Theorie zu, schlug jedoch die entwickelten intellectuellen Kräfte so viel höher als die materiellen an, daß ich gerade aus den abgerissenen, an alle Entbehrungen gewöhnten, bewährten, und von ganz Europa respectirten Soldaten der schlesischen Armee, den Eindruck berechnet wissen wollte, den jede billige preußische Forderung auf die Verbündeten machen würde.

Ich fühlte mich in dieser Discussion so überlegen, daß ich sie nicht fortsetzen mochte, weil die Sache, für welche ich sprach,

rein, die meines Gegners hingegen, auf's wenigste gesagt, nicht rein war.

Die Art, wie der Feldmarschall seit der Eröffnung des Krieges gehandelt hatte, lag klar vor; er hatte sich deren nicht zu schämen. Der Zufall leitete ihn zu der Rolle eines Vorfechters, und wie er ohne Affectation dahin gekommen war, so konnte er auch ohne Affectation nicht aus seiner Rolle fallen.

Bülow hatte in 3 Schlachten ritterlich entschieden, und die Ehre der preußischen Armee eben so gut gewahrt, als die Corps der schlesischen Armee. Die Umstände hatten seinem Corps nicht so viel Entbehrungen aufgelegt, er war begünstigt, und hatte nicht nöthig gehabt, zu bivouakiren. — Wer wollte ihn deshalb tadeln! — aber ein Verdienst lag nicht darin, und ihn erhaben, über den Feldmarschall stellen wollen, weil dieser seine Truppen durch Bivouacs oder forcirte Märsche anstrengen mußte, war eine Arroganz. Mehr als dies war es aber, wenn Bülow's Umgebungen ihren ungeschlagenen Feldherrn aus dem Grunde über den Feldmarschall stellen wollten, weil dieser sich so eben hatte von Napoleon einzeln schlagen lassen und sich vor ihm zurückzog, während jener einen verfallenen schlechten Platz mit einer schwachen Garnison zum Capituliren genöthigt hatte. — Hier hörte ich denn auch zum erstenmal die Ansicht, daß es dem Feldmarschall schlecht gegangen sein würde, wenn das Corps von Bülow ihm nicht Soissons geöffnet hätte, um über die Aisne zu kommen. Diese Anmaßung wies ich auf der Stelle zurück.

Man hatte zu der Unterhandlung über die Capitulation von Soissons einen Mann gebraucht, der in dem Ruf eines sich überschätzenden Windbeutels stand, und dessen Ansicht, als ob er etwas ganz Außerordentliches gethan hätte, durch die hervorgerufene Meinung im Bülow'schen Corps unterstützt wurde, als sei er der Erretter des Feldmarschalls gewesen.

Späterhin, als Briefe von der großen Armee ankamen, ergoß sich alles in Glückwünschen, daß der Feldmarschall und die brave schlesische Armee durch die Uebergabe von Soissons so wunderbar vom Untergange gerettet worden sei.

Dem General von Gneisenau war dieses wahrhaft lächerliche Gerücht so empfindlich, daß er nach dem Ursprung forschte, und mir einige Zeit darauf sagte:

der General Bülow habe sich in einem Bericht an den König so ausgedrückt, daß man hätte annehmen müssen, der Feldmarschall wäre ohne die Capitulation von Soissons verloren gewesen.

Das waren die Mittel, welche angewendet wurden, um dem Fall von Soissons eine Wichtigkeit beizulegen, welche den Einschließungsmitteln und dem Mangel an Entgegenkommen der schlesischen Armee entsprach.

Indeß, das hätte hingehen mögen, da es ohne Einfluß auf die Gegenwart und Zukunft blieb. — Aber die alten Freunde des Generals Gneisenau nahmen seine Zeit mit großem Erfolg in Anspruch. Ich fand ihn nach jeder solchen Unterredung zerstreut, verdrießlich, ja, einige Tage darauf sah der sonst so klare Mann unsre Lage unbehaglich, kritisch und gefahrvoll an. Als ich darauf mein kleines Zettelchen aus der Tasche holte, und die aus den Tagesrapporten gezogene Combattanten-Zahl der an der Aisne vereinten Armee von mehr als 100,000 Mann mit der Stärke des uns gegenüberstehenden Napoleon verglich, ferner den Dienst in Anschlag brachte, den wir der großen Armee durch die Bewegung gegen Paris geleistet hatten, und wie jetzt Alles auf ein glückliches Ende hindeute, da trat der sonst so selbstständige Gneisenau mit den Besorgnissen vor, beim Friedens-Congreß wegen der Schwäche unsrer Armee keinen guten Frieden erhalten zu können, und zwar in derselben Gedankenfolge, fast mit denselben Worten, als ich sie von den Bülow'schen Umgebungen vernommen hatte.

Diese Ansicht von Gneisenau nachsprechen zu hören, war das, was ich am Wenigsten auf der Welt erwartet hätte. — Auch ergriff es mich tief, da ich sogleich die Folgen dieser falschen Richtung übersah, wenn es mir nicht gelang, ihn wieder in den richtigen Weg einzulenken.

Ich habe mehrfach die Erfahrung gemacht, daß nichts sich so schwer widerlegt, als ein unrichtiger Schluß in der Politik, wenn er durch ein darauf gestütztes Benehmen bereits festgewurzelt ist. — Gneisenau wollte etwas vermeiden, wozu er von vorn herein hätte annehmen müssen, daß unsre Alliirten tückisch und treulos an uns handeln würden. Dies von dem Kaiser Alexander annehmen und vor der Welt durch General Gneisenau geltend machen zu wollen, war eine Idee, die nur

aus einem intriganten oder schlecht organisirten Kopfe kommen konnte. — Ich fühlte, daß ich nicht vermochte, eine Widerlegung mit der nöthigen Ruhe und ohne Bitterkeit zu führen; ich schob daher die politische Frage ganz in den Hintergrund, und sprach lediglich gegen den Satz, den Gneisenau als Resultat abgeleitet hatte, nämlich:

> wir müssen aus dieser activen Kriegführung in eine passive übergehen. Die große Armee mag endlich auch einmal etwas thun.

Solche Worte klingen am Abend vor einer Schlacht nicht angenehm, und ich hatte vollauf zu thun, das Unvermeidliche einer Schlacht nachzuweisen, wir mochten uns activ oder passiv benehmen.

Man hatte Gneisenau die Vorstellung aufdrängen wollen, Napoleon werde uns nicht angreifen, sondern ruhig abziehen, wenn er uns in der starken Stellung von Laon finde. Greife er uns jedoch an, so sei dies ein unfehlbarer Beweis seiner großen Uebermacht, und dann empfehle die Klugheit, sich in keine Schlacht einzulassen, sondern unter dem Schutz unserer überlegenen Cavallerie das Gefecht geschickt abzubrechen. Auf solche Crocodillen-Schlüsse blieb mir nur die Erwiederung, daß ich hoffe: daß, wenn uns Napoleon angreife, wir nach alter Gewohnheit, wie in den Schlachten an der Katzbach, Leipzig und La Rothière ihm zu rechter Zeit entgegen gehen würden, damit der bei Groß-Beeren, Dennewitz, Leipzig und der Eroberung der Niederlande wohl erworbene Ruhm der Nord-Armee nicht durch das Commando der schlesischen Armee auf's Spiel gesetzt werde.

Hiermit mußte ich mich begnügen; ich dachte: kommt Zeit, kommt Rath. Meine Gegner gewannen indeß immer mehr Feld, und leider mußte ich bemerken, daß mein Verhältniß zum General von Gneisenau sich täglich mehr verschob.

Statt der sonst offnen und vertraulichen Berathungen wurden meine Anträge einsilbig und kalt, als nicht zu den politischen Verhältnissen passend, zurückgewiesen, und ich fühlte mich nicht frei von Bitterkeit, da ein fremder Einfluß dem Mann eine ganz schiefe Richtung gegeben hatte, der durch seine Stellung zum Feldmarschall Blücher und das Vertrauen, welches dessen großer Kriegsruhm den Souverainen und allen Alliir-

ten eingeflößt hatte, einen so bedeutenden Einfluß auf die Beendigung des zweijährigen Kampfes übte, der nichts anderes mehr erforderte, als eine kurze Fortsetzung der Anstrengungen, welche dem großartigen Charakter Gneisenau's so ganz entsprachen. Wenn ich in meinem Herzen tief verwundet und niedergedrückt war, so trachtete ich um so mehr dahin, in meinen Dienstpflichten unverändert zu bleiben.

Am 5ten März kam feindliche Kavallerie bis vor Corbeny, ohne daß dem Feldmarschall etwas gemeldet war. Am 6ten März als vom General Winzingerode der Anmarsch Napoleons gemeldet wurde, und der Befehl zur Versammlung der Corps auf dem Plateau zwischen der Aisne und Lette gegeben war, begab sich der Feldmarschall mit seinem Gefolge gegen den linken Flügel. Ich ritt schnell voraus. Als ich bei Craonne eintraf, war das Tirailleur-Feuer der aus 2 Bataillons bestehenden Arriergarde gerade in diesem Ort. Das Corps von Winzingerode war eine Stunde rückwärts auf dem Plateau versammelt. Dem ausdrücklichen Befehl entgegen war also die Arriergarde nicht am Uebergang bei Berry, das Corps nicht bei Craonne aufgestellt, wo sich für ein Corps eine außerordentlich starke Stellung befand, vor der Fronte eine bedeutende Ebene lag, gerade, was wir bei der großen Ueberlegenheit an Cavallerie bedurften.

Das verlorene Craonne wieder zu nehmen, war ganz unmöglich, da die Arriergarde nur aus 2 Bataillons bestand, und Winzingerode mit dem Corps viel zu weit entfernt war. — Ich benachrichtigte den Feldmarschall durch einen ihm entgegengesandten Offizier von dem Verlust von Craonne und der starken Stellung, welche Napoleon dadurch gegen uns gewonnen habe, als Folge des Ungehorsams des Generals von Winzingerode.

Ich ritt dem Feldmarschall entgegen und hielt folgenden Vortrag: General Winzingerode, anstatt sich mit seinem Corps in der ganz unüberwindlichen Stellung bei Craonne aufzustellen, seine zahlreiche Cavallerie in der Ebene vor sich, hat diese Ebene nebst Craonne Napoleon überlassen, der nun auf dem Plateau eben so fest etablirt ist, als wir. Ihn in seiner gewonnenen festen Stellung angreifen, würde sehr viel Menschen kosten und um so weniger rathsam sein, als bei diesem An-

griff keine Uebermacht helfen kann, da der Angreifende nicht mehr Menschen in's Gefecht zu bringen vermag als der sich Vertheidigende.

Da nun Napoleon ohne alle Frage selbst zum Angriff übergehen wird, indem ihn die Zeit drängt, uns aber nicht, so würde sein Angriff abzuwarten sein. Dann aber muß der größte Theil unserer nahe an 20,000 Mann starken Cavallerie, die wir auf dem Plateau nicht brauchen können, davon weggezogen werden, und da wir auf dem Plateau Stellung hinter Stellung finden, in denen nicht mehr als 10,000 Mann entwickelt werden können, und die Besetzung von zwei hinter einander liegenden Stellungen mit einer Reserve von 20,000 Mann hinreicht, den Napoleon'schen Kräften ohne Gefahr zu widerstehen, so schlage ich vor:

1) die Corps, welche im Marsch sind, sofort anzuweisen, daß sie auf dem Plateau halten und bivouakiren, wo sie gefunden werden,
2) daß ein Cavallerie-Corps von 10,000 Pferden mit 40 Geschützen reitender Artillerie gebildet wird, welches sofort links abmarschirt, über die Lette geht, und sich auf Corbeny dirigirt, von wo es Napoleon bei Tages-Anbruch in den Rücken fällt*),
3) das Corps von Bülow sogleich nach Laon, zu dessen Besetzung abmarschiren zu lassen,
4) York und Kleist mit Tagesanbruch marschfertig, und
5) die Corps von Winzingerode, von Sacken und von York zur Vertheidigung des Plateau's aufgestellt zu lassen**).

Die Genehmigung meines Vorschlags erfolgte auf der Stelle. Winzingerode, der gegen den Feldmarschall einige nichtssagende Ausflüchte vorbrachte, und in seinen Aeußerungen sich sehr bereitwillig zeigte, Napoleon zu vernichten, bewirkte dadurch, daß ihm der Feldmarschall das Commando der 10,000 zur Umgehung bestimmten Pferde übertrug. — Ich erschrak nicht wenig,

*) Dieser Vorschlag wurde gemacht um 5 Uhr Nachmittag. Um 6 Uhr wurde es dunkel. Die zurückzulegende Entfernung betrug im Raum 4 Stunden, und es war in Zeit dazu gegeben 12 Stunden.

**) Diese 3 Corps hatten eine Gesammtstärke von circa 70,000 Mann.

als ich diese Ernennung hörte, und zweifelte keinen Augenblick, daß die Sache verunglücken würde.

Mir hatte es als das einfachste, natürlichste geschienen, daß der Feldmarschall mit diesen 10,000 Pferden in eigener Person über die Lette ging, ihren Marsch auf Corbeny förderte, dann York und Kleist an das rechte Ufer der Lette auf einen solchen Punkt zog, von welchem man dem vorrückenden Napoleon in die rechte Flanke, und wenn er sich nicht daran kehrte, in den Rücken ging.

Was wäre aus Napoleon geworden, wenn er bei Bray im Gefecht mit Sacken verwickelt, durch York und Kleist über Ailles oder Vaucler umgangen, und durch das Cavallerie-Corps mit Artillerie unterstützt, genöthigt wurde, nach 3 Seiten Fronte zu machen, ohne einen andern Rückzug zu behalten, als die unwegsamen Thäler vom Plateau bis zur Aisne. An der brückenlosen Aisne und dem besetzten Soissons mußte ein solcher Rückzug immer mit einer völligen Niederlage enden.

Die Umgehung durch das Cavallerie-Corps wurde durch die Schuld des Generals von Winzingerode nicht ausgeführt. Dem Feldmarschall blieb nichts übrig, als dies den General von Sacken wissen zu lassen, und ihm den Rückzug auf Laon zu befehlen.

Zu spät kam aber dieser Befehl auf dem Plateau an. Ein äußerst blutiger Kampf hatte begonnen.

Sacken zog sich seiner Instruction gemäß von einer Stellung zur andern bis nach Froidemont. — Napoleons Heftigkeit in der Verfolgung, bei der er jedoch Sacken nichts anhaben konnte, zeigte, was für Resultate wir gehabt haben würden, wenn Winzingerode seinem Auftrag gemäß gehandelt hätte.

In einer großen Verstimmung kamen die russischen Corps bei Laon an. Der Verlust an Todten und Blessirten der Corps von Sacken und Winzingerode war bedeutend, unverhältnißmäßig groß aber an höheren Offizieren.

Die russischen Generale sahen dieses Gefecht als ganz unnütz, und die Gebliebenen als völlig zwecklos geopfert, an.

Sie sprachen den Feldmarschall nicht frei, obgleich der Fehler von einem der Ihrigen begangen war. — Der Feldmarschall hätte wissen müssen, daß der bequeme und ungehorsame Winzingerode nicht zu einem solchen Commando geeignet war.

Wenn der Ausfall des Tages auch nicht in dem Sinne der Bülow'schen Umgebung sein mochte, so hatte der Zufall gewollt, daß in ihrem Sinn die preußischen Truppen dabei gar keinen Verlust erlitten.

General Gneisenau fühlte indeß anders, und äußerte sich im Allgemeinen gegen mich. — Ich hatte eine Unterredung mit dem General von Bülow, nach welcher ich schließen mußte, daß die Ansichten des Schonens der preußischen Truppen nicht von ihm ausgingen, und daß er an der Bearbeitung des Generals von Gneisenau keinen Theil hatte. Die russischen Generale von Sacken, Graf Woronzof, Wasiltschikof und Andre sprachen mit gewohnter Offenheit, wodurch ich übersah, daß die Ansichten von dem „aus dem Gefecht halten" der preußischen Truppen, ihnen fremd und unbekannt waren. Ich suchte zu beruhigen, zu besänftigen, und indem ich es völlig abläugnete, daß irgend eine Veränderung in den Grundsätzen der schlesischen Armee-Führung eingetreten wäre, verwies ich auf die Schlacht, welche uns bevorstand und hoffentlich den Krieg beendigen werde.

Der General von Gneisenau war von seinen alten Freunden dergestalt belagert, daß es mir sehr schwer wurde, ihn allein zu sehen, was er wahrscheinlich auch vermeiden wollte, da er meine Abneigung gegen die politischen Grundsätze dieser Freunde kannte. Bis dahin hatte meine Gesundheit den großen Anstrengungen getrotzt, mit denen meine Geschäfte unvermeidlich verbunden waren. An die Unterbrechung des Schlafs war ich gewöhnt, denn selten verging eine Nacht, in der ich nicht mehrere Male geweckt worden wäre; meine natürliche Heiterkeit erhob mich über die gwöhnlichen kleinen Verdrießlichkeiten. Der Aerger seit der Ankunft in Soissons hatte aber dergestalt gewirkt, daß mich am 7ten Abends ein starkes Fieber befiel, was sich am 8ten fortsetzte. —

General Gneisenau wußte, daß ich bereits seit dem Abmarsch von Mery die Stellung von Laon sehr sorgfältig studirt und alle ihre Vortheile und Nachtheile reiflich erwogen hatte. Er selbst hatte sich mit diesem Gegenstande gar nicht beschäftigt, sondern verließ sich auf meine Studien bei der Besetzung der Stellung und der aus derselben zu ergreifenden Offensive. Daher brauchte er mich, und zwar um so nothwen-

diger, als sich in Laon kein höherer Offizier befand, der sich darauf vorbereitet hatte, aus der Stellung die möglichen Vortheile zu ziehen.

Aus Napoleons Bewegungen ließ sich schließen, daß er uns bei Laon angreifen würde.

Die Kosacken hatten einen Secretair Napoleons in der Gegend von Craonne eingefangen und nach Laon gebracht. Es war ein Deutscher, ein Hannoveraner, der bereits 1806 in's Geheim französische Aufträge an den preußischen General von Le Coq nach Hameln ausgerichtet hatte.

Besonnen in seinen Antworten, schien er es sich zur Aufgabe gestellt zu haben, Napoleons Macht und Hülfsmittel zu übertreiben, und jeden Einzelnen, der mit ihm sprach, mit affectirter deutscher Treuherzigkeit glauben zu machen, Napoleon sei mit 60—70,000 Mann zur Schlacht von Craonne marschirt, und habe zwei über Fismes kommende Marschälle mit circa 20,000 Mann hinter sich.

Ein treuherziger Deutscher, als Privat=Secretair Napoleons angestellt, war an sich ein Widerspruch. Zufällig war mir der Mann dem Namen nach als so verächtlich bekannt, daß ich in seiner jetzigen Lage mich begnügen konnte, ihm bei solchen Aeußerungen in's Gesicht zu lachen.

Dieser Lumpenkerl wurde bei Gneisenau eingeführt, und statt daß er sonst vor ihm ausgespuckt haben würde, fanden seine Aussagen bei ihm Eingang, so daß er (wie ich es später erst erfuhr) an diese Stärke Napoleons glaubte.

Ich nahm am 8ten März alle meine Kräfte zusammen, und nachdem die Aufstellung der Armee hinter der Höhe von Laon geordnet war, ging ich in einen langen Vortrag über die Details unserer Stellung und die zu ergreifenden Maaßregeln ein. Gneisenau stimmte bei, und legte einen Werth darauf, daß meine Gesundheit mir verstatten möge, die auf den folgenden Tag vorauszusehende Schlacht mitzumachen. Mein Fieber hatte am andern Morgen so weit nachgelassen, daß ich bis zum Abend, wo es heftig wiederkehrte, meinen Dienst versehen konnte.

Die Schlacht von Laon, so wie die Fehler Napoleons, und wie sie von unserer Seite benutzt wurden, sind durch mein Werk „zur Kriegsgeschichte" bekannt.

Ich bemerke nur, was hierher gehört, daß ich von dem Augenblick an, wo der Nebel sich verzog, mit meinem Fernrohr an eine alte Mauer des ruinirten Schlosses von Laon gelehnt, die 3 Zugänge beobachtete, welche Napoleon zum Marsch auf Laon zu Gebot standen.

Daß er unsern rechten Flügel angreifen oder umgehen würde, hatte ich als das Allerunwahrscheinlichste betrachtet, weil dort unsre Stellung die größte Stärke hatte. — Höchst erwünscht mußte es für uns sein, wenn das offensive Gefecht auf der Straße zwischen Laon und Rheims Statt haben konnte, weil in dieser Richtung der General Graf St. Priest in den nächsten Tagen mit 16,000 Mann ankommen mußte, oder bereits angekommen war.

Der Berg und die Stadt Laon war mit 17,000 Mann besetzt, und diese Besatzung reichte vollständig hin, um den überlegensten Gegner so lange an ihrer Wegnahme zu hindern, bis seine Angriffe in die Flanken und Rücken genommen waren.

90,000 Mann standen hinter dem Berge verdeckt, um die Vertheidigung des Berges so lange zu unterstützen, bis der Angreifer mürbe geworden war, wodann man ihn durch eine kräftige Offensive und bedeutende Uebermacht erdrücken konnte.

Das war die allgemeine durch die Localität gebotene Disposition. Nun traten aber besondere Umstände ein.

Die Garnison von Soissons hatte den Befehl, sich über La Fère an die Armee bei Laon heranzuziehen, und man konnte annehmen, daß sie am 9ten Mittag auf der Chaussee von La Fère nach Laon eintreffen werde. Dies bedingte eine Aufstellung, welche bis zum 9ten Mittag den vorgeschriebenen Marsch der Garnison von Soissons sicherte. Hiernach wurde das Corps von Winzingerode am 8ten vorwärts und zugleich parallel der Chaussee von La Fère, das Dorf Classy vor sich besetzt, aufgestellt.

Nachdem am 9ten um 10 Uhr Morgens, viel früher als erwartet, der General Rudczewitsch mit der Garnison von Soissons hinter Laon eingetroffen war, hörte der Grund auf, das Corps von Winzingerode in seiner vorgeschobenen Stellung zu belassen, und dieses Corps würde die Ordre erhalten haben, sich in die verdeckte Stellung hinter den Berg zu zie-

hen, wenn nicht ein ganz neu eingetretener Umstand etwas anderes vorgeschrieben hätte.

Der feindliche linke Flügel auf der Chaussee von Soissons wurde, nachdem der Nebel gefallen war, von uns so schwach erkannt, daß mit Bestimmtheit angenommen werden mußte, mit dieser geringen Truppenzahl kann Napoleon unmöglich einen Angriff auf die starke Stellung von Laon wagen.

Nun wußten wir zwar (gegen Mittag), daß sich eine feindliche Colonne auf der Chaussee von Rheims im Marsch auf Laon befand, jedoch konnte vernünftiger Weise nicht angenommen werden, daß zwei auf eine so große Entfernung getrennte Flügel ohne ein Centrum zu einem ernsten Angriff schreiten würden.

Meine Vermuthung ging daher dahin: daß entweder noch ein Centrum über Bruyères erscheinen werde, oder aber Napoleon sich mit Marmont zu vereinigen beabsichtigte, es sei dadurch, daß er sich rechts oder daß Marmont sich links schob. —

Im ersten Fall war das Corps von Winzingerode bei der Hand, um (mit seinem linken Flügel am Pivot Laon) Napoleon festzuhalten, oder ihm bei den Uebergängen über den Ardon-Bach, Chivy und Leully, Niederlagen beizubringen, und später bei der allgemeinen Schlacht mitzuwirken.

Ich machte den Vorschlag, den rechten Flügel noch dadurch zu verlängern, daß der ausgezeichnete General Wasiltschikof den Auftrag erhalte, mit seiner Cavallerie und zahlreicher reitender Artillerie durch Clacy um den feindlichen linken Flügel herumzugehen.

Durch diese Maaßregel blieb das Corps von Winzingerode ungeschwächt in seiner Stellung, und General Wasiltschikof unabhängig in seiner Bewegung.

Ließ Napoleon sich eine solche Umgehung gefallen, so konnte man annehmen, daß er die Absicht habe, sich rechts, Marmont entgegen kommend, zu schieben.

Jede andere Offensive der schlesischen Armee mußte ausgesetzt bleiben, bis die Absicht Napoleon's aufgeklärt war. — Mein Vorschlag wurde genehmigt. Noch ehe Wasiltschikof bis Mons-en-Laonnais gekommen war, rückten feindliche Abtheilungen auf Ardon vor und setzten sich darin fest.

Wir blieben in der Defensive, bis man mittelst Fernröhren erkannte, daß Napoleon eine Flanke gegen Wasiltschikof bildete und eine Kanonade mit ihm annahm.

Dies war der Augenblick der definitiven Disposition zur Schlacht. General Bülow erhielt den Befehl zur kräftigsten Offensive über Ardon und zur Trennung des feindlichen linken Flügels unter Napoleon, von seinem rechten Flügel unter Marmont, wobei dem General von Bülow der Gebrauch seiner Reserve-Cavallerie auf der Ebene zwischen Leully und Bruyères zu Statten kam.

Dieser Befehl hatte bei der Ausführung den vollkommensten Erfolg und bewies dadurch, daß der Feind sich auf Leully zurückzog: Napoleon habe nicht die Absicht, Marmont entgegen zu gehen.

Jetzt kam es darauf an, den Marschall Marmont mit allen disponiblen Kräften anzufallen und ihn zu vernichten.

Der Berg von Laon, mit seiner Besetzung von 17,000 Mann, wurde bei dieser Bewegung als eine sich selbst zu überlassende Festung angesehen und alle übrigen Truppen blieben zum Schlag gegen Marmont disponibel.

Es fragte sich jedoch: wo wird Marmont zu fassen sein?

Der Wind kam aus Westen, Marmont mußte (bei Fetieur angekommen) Napoleon's Kanonenfeuer gehört haben und es erschien daher wahrscheinlich, daß er von Fetieur über Parsondry auf Bruyères marschirt war. Dann konnte er beim Dunkelwerden zwischen Bruyères und Leully angekommen sein und der Schlag gegen ihn mußte in diesem Terrain-Abschnitt ausgeführt werden.

Daß der Angriff von den Corps von York und Kleist ausgeführt und von Sacken und Langeron unterstützt werden sollte, stand fest, und die Befehle, sich dazu in Bereitschaft zu setzen, wurden gegeben. Wo Marmont anzugreifen sei, mußte erst noch ermittelt werden, und der Feldmarschall sendete mich zu diesem Zweck auf den linken Flügel. Als ich bei Chausous angekommen war, fand ich zwei 12pfder Batterien des Corps von Kleist aufgefahren, und die Kanonade begann so eben mit den bei Athis aufgefahrenen Batterien von Marmont.

Es blieb mir kein Zweifel, daß sich dieses ganze feindliche Corps an der Chaussee von Rheims befand, obgleich es nicht höher als 20,000 Mann geschätzt werden konnte.

Dieses Vorrücken auf der Chaussee war für die bestehende Disposition das erwünschteste, was geschehen konnte, denn es bedurfte nichts weiter, als mit einer größeren Fronte gerade auf den ganz isolirten Marschall Marmont loszugehen.

Der Feldmarschall und der General Gneisenau hatten von ihrem Beobachtungspunkt am ruinirten Schloß von Laon durch die Kanonade bei Athis erkannt, daß Marmont sich auf der Chaussee befand und nicht von derselben gegen Bruyéres abgebogen war. Ich begegnete daher bereits dem General Graf Golz, der die Ordre zum Angriff an die Generale von York und Kleist, so wie den Befehl, als Unterstützung vorzurücken, an die Generale Langeron und Sacken brachte.

Das Kanonen-Feuer an der Chaussee von Rheims war auf der Höhe von Laon zwar gesehen aber kaum gehört worden. Es war also wahrscheinlich, daß Napoleon, der nicht dahin sehen konnte, gar nichts davon erfahren hatte.

Als die Dunkelheit einbrach, verließ der Feldmarschall seinen Beobachtungspunkt. Sein Unwohlsein nöthigte ihn, sich niederzulegen, allein nie ist ein Feldherr wohl seines Sieges sicherer gewesen, nachdem er den Befehl zum Angriff abgesendet hatte.

Marmont war in's Garn gelaufen, ob auf Befehl seines Kaisers oder aus eigener Unvorsichtigkeit, das ist bisher noch nicht ganz klar geworden.

Die Leitung dieser Defensiv-Schlacht von Seiten des Feldmarschalls ist sehr einfach, und ebenso der Angriff von der andern Seite.

Napoleon konnte aus seiner Stellung mit dem rechten Flügel an Leully, mit dem linken hinter Clacy, mit beiden Flügeln an den Ardon-Bach angelehnt, unmöglich zu einem ernstlichen Angriff des Berges von Laon übergehen, so lange das Corps von Winzingerode mit 25,000 Mann hinter Clacy stand.

Seine Angriffe sind also lediglich als Versuche anzusehen, um die feste Haltung des Feldmarschalls und des russischen Führers hinter Clacy zu prüfen.

Wenn man jedoch den Schlachtbericht durchgeht, der 29 Jahr später, 1843, in der Geschichte des Feldzugs von 1814 erschienen ist, so erhält man das Bild einer mit abwechselnden Vortheilen geführten und bis zum Schluß in ihren Resultaten völlig ungewissen Schlacht. Die Veranlassung zu diesem Eindruck wird vorzüglich dadurch gegeben, daß die partiellen Gefechte, die wichtigen, wie die unwichtigen, mit einer gleichen Feierlichkeit vorgetragen werden. Hierzu kommen noch Unrichtigkeiten.

Seite 87 heißt es, daß der Feldmarschall sich wegen seines Unwohlseins vom Kampfplatz zurückgezogen habe (um die Mittagsstunde).

Dies ist unrichtig. Nachdem ich vom linken Flügel, als es dunkel zu werden anfing, auf den Punkt zurückkam, auf welchem der Feldmarschall sich vom Morgen an befunden hatte, fand ich ihn noch auf derselben Stelle, und erst, nachdem alle Befehle für diesen Tag gegeben waren, führten wir ihn in seine Wohnung. Auf derselben Seite ist gesagt:

> daß an diesem Tage ganz andere Resultate gegen den feindlichen linken Flügel erkämpft sein würden, wenn es dem Feldmarschall möglich gewesen wäre, sich an die Spitze zu setzen.

Das ist eine harte Beschuldigung gegen die Führer, die sie um so weniger verdienen, als das Gegentheil erwiesen werden kann, nämlich: daß alle wichtigen Befehle des Feldmarschalls an diesem Tage so vortrefflich ausgeführt worden sind, als er sie in eigener Person hätte ausführen können.

Der Verfasser dieses Berichts erwähnt der Ankunft der Garnison von Soissons über La Fère bei Laon gar nicht*);

*) Er hat aus dem Schlachtbericht von Wagner fälschlich nachgeschrieben, daß diese Garnison am 7ten Abends bei Chevrigny eingetroffen sei, was nach Raum und Zeit ganz unmöglich war. Der General Graf Langeron sagt in seinem Bericht: **Le général Rudczewitsch encloua toutes les pièces trouvées a Soissons, et brûla les affûts. Le manque total de chariots le força de laisser ses blessés, qui furent pris, et soignés par les ennemis. Il marcha par Coucy, St. Gobin et Charmes (Faubourg de la Fère) et vint me rejoindre près de Laon le 9 Mars à 10 heures du matin.**



er scheint auch die Veranlassung zur Aufstellung des Corps von Winzingerode hinter Clacy gar nicht zu kennen, weder in Beziehung auf die Deckung des Marsches der Garnison von Soissons, noch in Beziehung darauf, daß Napoleon in seiner eingeklemmten Umarmung durch den Ardon-Bach festgehalten werden sollte. Daher kann man auch dem Verfasser zu Gute halten, wenn er Seite 88 sich darüber ereifert, daß die Offensiv-Bewegungen der Alliirten keinen Erfolg gehabt hätten, während der Feldmarschall es für einen befriedigenden Erfolg hielt, daß Napoleon seine eingeklammerte Stellung nicht verlassen konnte.

Nach Mitternacht traf ein Offizier vom Generalstabe von Fetieur in Laon ein, um, vom General von York gesandt, mündlich Bericht über das Gefecht abzustatten, in dessen Folge Marmont völlig auseinander gesprengt war; seine Artillerie (über 50 Geschütze) verloren hatte, und gegen Berry-au-Bac floh.

York war in der Verfolgung geblieben, um dem Gegner keine Zeit zur Zerstörung der Brücke von Berry zu lassen.

General von Gneisenau sendete mir diesen Offizier zu, der (vor meinem Bett) alle meine Fragen gründlich beantwortete, so daß ich die Disposition für den 10ten entwerfen konnte.

Ich hatte als Basis dazu angenommen: Napoleon ist nun, nachdem seine Marschälle so total geschlagen sind, nicht mehr im Stande, die beinah dreifach starke schlesische Armee, und obenein in einer so starken Stellung, als die von Laon ist, anzugreifen. — Er hat dadurch, daß wir Bruyères besetzt und ihn sorgfältig von seinen Marschällen getrennt haben, nur auf Umwegen Communication mit ihnen.

Hatte er auch das Kanonenfeuer bis zum Einbruch der Nacht (auf der Chaussee von Laon nach Rheims) gehört, so mußte ihm das Nachtgefecht (wobei kein Kanonenfeuer Statt hatte) unbekannt geblieben sein, und so ist es möglich, daß er erst nach Tages-Anbruch Nachricht von der Niederlage seiner Marschälle erhält, folglich nicht abgezogen ist.

Da ihm bei der Verfolgung auf der Chaussee nach Soissons nichts anzuhaben sein würde, so müssen wir:

1) York und Kleist die Reste der geschlagenen Marschälle verfolgen lassen und nebenbei folgende Zwecke ausführen:
   a. die Zerstörung der Brücke bei Berry-au-Bac verhindern,
   b. die Vereinigung mit dem General Graf St. Priest bewirken.

2) Was dann noch bei Laon bleibt, ist in 2 Theile zu theilen, wovon der eine, Winzingerode und Bülow, in der Stellung von Laon stehen bleibt, bis es sich ausweist, ob Napoleon abgezogen ist, in welchem Fall sie ihm folgen, und ihn zu stehendem Gefechte nöthigen; der andere Theil aber

3) Sacken und Langeron, parallel der Rückzugs-Straße Napoleons, gegen Chevrigny an der Lette marschiren, um jeden Augenblick rechts gegen ihn einschwenken zu können, wenn er abzieht, oder ihm auf dem Plateau zwischen Lette und Aisne zuvorzukommen, wenn er sich zu lange aufhält. —

Wenn nach dieser Disposition Alles zur Ausführung kommt, so ist die Armee in 3 Theile zerlegt, wovon York und Kleist circa 25,000 Mann, die beiden andern jeder circa 35,000 Mann stark sind, d. h. eben so stark, als Napoleon nach seinem Verlust bei Craonne*).

Da ich nicht mein Bett verlassen konnte, ohne mich allen Folgen einer gestörten Transpiration auszusetzen, so sendete ich meinen Adjutanten von Gerlach mit der schriftlichen Disposition und den mündlichen Erläuterungen zum General von Gneisenau, um ihm alles gründlich vorzutragen.

Der Lieutenant von Gerlach berichtete bei seiner Zurückkunft, daß der General von Gneisenau so wie der Feldmarschall mit Allem vollkommen einverstanden, die Disposition un-

*) Hier sind die 14 bis 16,000 Mann unter dem General Grafen St. Priest, welche den 12ten März mit York und Kleist vereinigt sein konnten, nicht mitgerechnet.

geändert angenommen hatten, wie es die Unterschrift des Feldmarschalls bezeugte.

Ich fertigte hierauf die Befehle aus und erhielt mit Tages-Anbruch die Nachricht: daß alle Corps bereits im Marsch zu ihrer Bestimmung wären.

Mit großer Beruhigung und in der Ueberzeugung, daß der angebrochene Tag uns große Resultate bringen würde, begab ich mich zum Feldmarschall, der ein großes Vorzimmer hatte, das ganz mit Offizieren angefüllt war. — Ich bemerkte darunter viele russische Generale, welche gekommen waren, um zum Erfolg des gestrigen Tages Glück zu wünschen, auch Neugierige, Kritiker und die Klaffer, welche sich bei jedem Hauptquartier einfinden, wenn sie von großen Begebenheiten erschreckt werden.

Als ich mich durchdrängte, bemerkte ich den General von Gneisenau am Fenster in einer Unterredung mit einem alten Freunde. Ich trat heran, mich wieder gesund zu melden; der General von Gneisenau rief mir entgegen: „es ist gut, daß Sie kommen, — die Disposition muß sogleich abgeändert werden.“ — Ich trat näher, da ich glaubte, es seien wichtige Nachrichten vom Feinde eingegangen. „Die von Ihnen entworfene Disposition ist zu kühn, und könnte uns ins Verderben bringen.“

„Alle 4 Corps, welche im Marsch sind, müssen auf der Stelle zurückgerufen werden. — Napoleon greift uns um 10 Uhr an, Bülow und Winzingerode können ihm allein nicht widerstehen, es bedarf dazu der ganzen Kräfte von Sacken und Langeron.“

Der Eindruck ist schwer zu beschreiben, den diese schwache Aeußerung aus dem Munde eines von mir so hoch geachteten Mannes auf mich machte!

Nachdem ich mit den sanftesten Worten darzustellen suchte, daß uns nichts Glücklicheres begegnen könnte, als wenn Napoleon uns angreife, und Sacken und Langeron ihn in Flanke und Rücken nähmen, und als Gneisenau auf nichts eingehen wollte, ersuchte ich ihn, aus dem Tumult des Vorzimmers in

ein anderes Zimmer zu kommen, wo wir allein wären und ich ihm ruhig alle Verhältnisse auseinander setzen könnte; — er entgegnete mir: „es sei keine Zeit zu verlieren, überdies sei der Feldmarschall krank, und er als sein Stellvertreter könne eine solche Gefahr, in welche ich die Armee versetzt hätte, nicht auf sich nehmen."

Ich fragte: ob bereits Meldungen eingegangen wären, daß Napoleon sich noch in seiner Stellung befinde?

Niemand konnte darüber Gewißheit geben, und so stellte ich die Nothwendigkeit vor, erst zu erforschen, ob unser Gegner nicht bereits in vollem Abzuge sei. Ich sah, daß diese öffentlichen Verhandlungen zwischen uns zu nichts führen konnten, ja daß man bereits in der Versammlung auf unsre Discussion aufmerksam wurde, und da meine Pferde vor dem Hause standen, so erbot ich mich, auf eine Höhe vor der Stadt zu reiten, auf welcher eine Windmühle stand, und von welcher man die Dörfer übersehen konnte, zwischen welchen Napoleon sich am vergangenen Tage gezeigt hatte.

Dies wurde bewilligt.

Der fremde Einfluß, der sich hier auf eine so unbegreifliche Weise äußerte, machte mich besorgt, daß man meine Abwesenheit benutzen könnte, um durch meine, an die Ausfertigungen gewöhnten Offiziere, die beabsichtigte Contre-Ordre ausfertigen zu lassen. Ich nahm daher alle meine Adjutanten mit.

An der Windmühle, bei welcher ich mein Fernrohr aufstellte, traf ich mit dem General Graf Woronzow zusammen, dessen Vorposten ihm gemeldet hatten, daß der Feind ihnen noch gegenüber stehe, wie am gestrigen Abend.

Woronzow war ungewiß, ob dies nicht ein Rideau sei, um den Abmarsch zu maskiren, was übrigens bei Napoleons verdeckter Aufstellung leicht war. — Zu sehen war zu dieser Zeit (es mochte 8 Uhr sein) durchaus nichts, weder Bivouakfeuer noch Truppen-Massen.

Ich ließ dies dem General Gneisenau melden und verzögerte meine Zurückkunft in der Hoffnung, daß sich bald etwas Bestimmteres angeben lassen würde.

Bei ruhiger Ueberlegung, und nochmaliger Prüfung aller Verhältnisse, konnte ich den Vorwurf, der meiner Disposition gemacht wurde, in keiner Art begründet finden; die dem General Gneisenau aufgedrungenen Ideen konnten nur aus dem politischen Grundsatz des Schonens der preußischen Truppen entstanden sein, so übel er auch hier, wo es darauf ankam, die Früchte einer gewonnenen Schlacht zu ernten, angebracht sein mochte*).

Die Art, wie der General von Gneisenau mich bei dieser Gelegenheit, nach einem so alten und festbegründeten Freundschafts-Verhältniß abermals behandelte, und gegen neue egoistische Rathgeber zurücksetzte, hatte mich tief empört, indeß ich gewann es über mich, Alles zu unterdrücken, denn ich sah wohl ein, wohin eine Uneinigkeit im Hauptquartier der schlesischen Armee, wenn sie öffentlich wurde, führen und welchen Schaden sie der guten Sache bringen mußte.

Nur das stand bei mir fest, daß ich meine Hand nicht zu Intriguen, nicht zur Contre-Ordre brauchen lassen wollte.

Bald nach 8 Uhr kam der Chef des Generalstabes vom Corps von Kleist, Oberst von Grolmann, an die Windmühle, wo er den Feldmarschall suchte, dem er eine Meldung vom General von York zu machen hatte. „Weshalb läßt man uns halten?“ fragte er. Hier erfuhr ich denn, daß gleich nach meiner Entfernung aus dem Unglücks-Vorzimmer der Befehl an alle marschirende Corps abgesendet war, da, wo die Ordre sie treffe, zu halten. Der rc. von Grolmann sah dies, so wie ich, als ein Unglück an. — Ich wußte, daß General Gneisenau viel Werth auf Grolmanns Meinung legte und forderte ihn daher auf, sich gegen ihn zu erklären und den Befehl zur Fortsetzung des Marsches herbeizuführen.

Er ritt nach Laon, konnte aber keine Abänderung bewirken**). Es zeigten sich einige Patrouillen des Feindes. Nach

*) Ich habe später erfahren, daß meine Gegner dem General Gneisenau gesagt haben: ich sei krank, und diese kühne Disposition trage alle Spuren eines Fieberanfalls.

**) Grolmann hat, wie ich später erfahren habe, in den General von Gneisenau gedrungen, wenn er die Corps von Sacken und Lange-

Uhr kam der General von Sacken an die Windmühle, entrüstet, wie ich ihn noch nie gesehen hatte:

Sie wissen, Herr General, so redete er mich feierlich an, wie ich bisher aus innerer Ueberzeugung alles respectirt habe, was von dem Feldmarschall ausging, allein seit 4 Tagen vermisse ich ganz den Geist, der hier sonst leitend war!

> Weshalb ändert man die Disposition ab, welche uns dahin geführt hätte, Napoleon den Todesstoß zu geben?

Ich entgegnete: der Marsch sei ja nur aufgeschoben, — worauf ich erfuhr, daß durch eine zweite Ordre der Rückmarsch aller 4 Corps angeordnet worden sei.

So war denn also damit die Gelegenheit vorüber und verloren gegangen, die eingeklemmte Armee Napoleons, wenn nicht gänzlich zu vernichten, doch bei seinem Rückzug mindestens seine ganze Artillerie in unsere Gewalt zu bekommen.

Napoleon entkam und das Mißvergnügen in der verbündeten Armee wurde allgemein, um so mehr, als der Graf St. Priest wenige Tage darauf eine Niederlage von derselben französischen Armee erlitt, welche nicht ungestraft hätte aus den Defiléen von Etouvelles und Chivy zurückkommen sollen.

Ich hatte mich über das, was vorging, gegen niemand geäußert, auch meine Ansicht darüber durch kein Wort verrathen, indeß wurde das gestörte Vernehmen zwischen General Gneisenau und mir bald bemerkt, und die Veranlassung dazu errathen.

Dem General von York war nicht entgangen, wie sich Alles im Hauptquartier verändert hatte, und entschlossen, nicht ein Spiel der Intriguen zu werden, verließ er unter dem Vorwand zerrütteter Gesundheit sein Corps.

---

ron zurückrufen wolle, wenigstens die Corps von York und von Kleist auf dem Plateau zwischen Lette und Aisne fort marschiren zu lassen, damit sie sich zwischen Soissons und Napoleon ihm vorlegen könnten. Auch dies wurde abgeschlagen.

Ein solcher öffentlicher Schritt konnte die nachtheiligsten Folgen hervorbringen, und es wurde daher alles aufgeboten, um den General von York zu bewegen, noch die kurze Zeit auszuhalten, die es bis zur Abschließung des Friedens dauern konnte. Der General von York gab nach.

Ich hatte denselben Entschluß des ruhigen Abwartens gefaßt, obwohl ich voraussah, daß es mit den Thaten der schlesischen Armee zu Ende war.

Am 11ten mußte marschirt werden, denn es fehlte an Fourage. Mein Vorschlag war auf einen Marsch gegen Rheims gerichtet, um uns mit General Graf St. Priest zu vereinigen, und dann auf Paris vorzurücken. Hier fand ich beim General Gneisenau den größten Widerstand.

Er verlangte Ruhe und Auseinanderlegung für die Armee, jedoch eine Ausbreitung rechts gegen La Fère, wodurch wir uns von der großen Armee entfernten. Ich stellte vor: daß diese Trennung von der großen Armee um so bedenklicher sei, als Alles, was sich jetzt rechts ausbreite, wieder links über Laon zurück müsse. Vergebens.

Endlich wurde ich aus den Aeußerungen des Generals von Gneisenau gewahr, daß die Quartiere für das Corps von Bülow schon vorläufig ohne mein Wissen jenseit der Aisne, in der fetten Gegend von Noyon (6 Meilen von Laon) verabredet waren.

Durch dieses für das Bülow'sche Corps gewählte Capua gingen 6 Tage rein verloren. Hätten wir uns, wie ich es wollte, nach Neufchatel und Rethel geschoben, so trafen wir am 12ten oder 13ten daselbst ein, konnten die Verbindung mit der großen Armee herstellen, St. Priest an uns ziehen, der Armee 3 Tage Ruhe geben, und den 17ten in Rheims oder den 18ten in Châlons sein, wo wir (nach der ganz unpassenden und verkehrten Disposition) erst am 23sten und 24sten eintrafen.

Meine Widerlegungen und Mißbilligungen halfen zu nichts.

York und Kleist rückten nach Corbeny und Craonne und konnten (wegen des allgemeinen Rechtsschiebens) die Brücke von Berry-au-Bac, welche eine Division hätte decken sollen, nur mit Vorposten besetzen. — Nachdem St. Priest am 13ten geschlagen war, mußten wir den Schimpf ertragen, daß Marmont vor unsern Augen die Brücke von Berry-au-Bac, nach Vertreibung unserer Posten, sprengte.

Täglich mahnte ich an den Wiederaufbruch und die Beendigung der Ruhe, aber ein neuer, lächerlicher Grund zum Verweilen war aufgestellt. — Beim Corps von Bülow cursirten alle Klatschgeschichten aus dem Hauptquartier des Kronprinzen von Schweden, und dieser hatte nach seiner Ankunft in Lüttich allerdings viel lächerliches Zeug gesprochen, woraus sich entnehmen ließ, daß er den Marsch über den Rhein mißbilligte, und sich immer noch einbildete, die Franzosen sollten ihn (den Kronprinzen) an Napoleons Stelle auf den Thron Frankreichs berufen.

Man hatte Gneisenau in den Kopf setzen wollen, der Kronprinz, beleidigt durch die Entziehung des Commando's der Corps von Bülow und Winzingerode, werde vorrücken, und uns mit seinen Schweden im Rücken angreifen, deshalb könne die Armee nicht vorrücken und den Centralpunkt Laon nicht verlassen. Dieß war doch etwas zu gesucht, als daß Gneisenau in Folge meiner Gegenvorstellungen es nicht hätte fallen lassen sollen.

Da wir nicht wußten, wo Napoleon seit der Affaire von Rheims geblieben war, und die Nachricht einging, daß er aus den Ardennen-Festungen Verstärkungen nach Rethel beordert habe, so war es möglich, daß er, um die Scharte von Laon auszuwetzen, alle disponiblen Truppen an sich zog, und von Rethel her in unsre Flanke fiel, wo er uns auseinander gezogen fand, und aufrollen konnte.

So wenig ich an diese Bewegung glaubte, so diente sie mir doch ganz gut, um am 15ten die Wiederzusammenberufung der Armee durchzusetzen.

Der Feldmarschall war in dieser Zeit und bis zum Einrücken in Paris sehr angegriffen. Doch konnte er sich in ge-

wohnter Art alle wichtigen Angelegenheiten vortragen lassen und die Beschlüsse unterzeichnen.

Ein Wechsel im Commando wäre sehr bedenklich gewesen; der Feldmarschall wollte auch die Armee nicht verlassen, um, sobald er sich hergestellt fühlte, das Commando gleich wieder übernehmen zu können*).

Beim Weitermarsch, und als wir die Aisne überschritten hatten, fand ich wieder die größten Schwierigkeiten. Der alte Freund war wieder da, und vermochte mündlich viel mehr als schriftlich.

Ich hatte in meiner Disposition angenommen, daß beim Marsch auf Paris, Soissons, in welchem sich höchstens 2500 bis 3000 Mann befinden konnten, nicht angegriffen, sondern am rechten Ufer der Aisne durch Kosacken, am linken Ufer durch 3000 Mann blokirt werde, welche sich auf der Chaussee von Paris verschanzen sollten.

General Gneisenau mißbilligte dies; er wollte es belagert und mit glühenden Kugeln beschossen haben.

Ich stellte diese Anstrengung als unnütz, und unsre Kräfte zersplitternd dar, da man alsdann 6000 Mann vor dem Nest lassen müsse.

Durch diesen Widerspruch von meiner Seite kam zu meiner Kenntniß, daß mit dem Corps von Bülow bereits Alles besprochen war, daß dieses Corps die Belagerungsmittel aus dem von ihm eroberten La Fère nehmen wolle, und dem aus

*) Der russische General Graf Langeron war der älteste General nach dem Feldmarschall und fürchtete sehr das Commando übernehmen zu müssen. Dies vermehrte sich noch, als er ihn besucht und abgestumpft gefunden hatte. Als er aus seinem Zimmer trat, sagte er mir: **Au nom de Dieu, transportons ce cadavre avec nous.**

Nach dem oben erwähnten Schlachtbericht, der 1843 erschien, ist die Krankheit des Feldmarschalls, Seite 127, so dargestellt, daß man auf eine, ihn unzurechnungsfähig machende Geistes-Abwesenheit schließen muß. Es ist nicht zu leugnen, daß es damals eine Parthei gab, in deren Interesse es lag, diese Meinung zu verbreiten, — was sie jedoch nicht öffentlich auszusprechen wagte, da die Aerzte und näheren Umgebungen des Feldmarschalls das Gegen-

Belgien mit 9000 Mann erwarteten General von Borstell die Belagerung übergeben werde, sobald er ankomme. — Wie soll es aber „bis dahin werden?" fragte ich.

Bis dahin muß das Corps von Bülow die Belagerung führen, war die Antwort.

Mein Kopfschütteln, meine Bemerkung: „was wird der General von Bülow zu einem Auftrag sagen, der kaum für einen Brigade-Commandeur paßt?" alles half nichts, und das ganze Corps ging zu dieser glorreichen Bestimmung ab.

Ich hatte und habe noch heute die Ueberzeugung, daß diese Intrigue dem General von Bülow fremd war, aber ich würde es nicht begreifen, wenn Bülow nicht bemerkt haben sollte, daß diese Belagerung allen unterrichteten Offizieren der alliirten Armee als ein Vorwand erscheinen mußte, um andere Zwecke zu verdecken. — Ein wohl unterrichteter höherer Offizier sagte mir, als er die Disposition gelesen hatte:

„Nun kommt Borstell nimmermehr an."

Von dem Tage ab, als das Bülow'sche Corps sich von der schlesischen Armee los gemacht hatte, war der General Gneisenau wieder der Vorige, stark und kräftig im Urtheil, energisch im Handeln. Bis zum Frieden von Paris fand zwischen uns auch nicht die geringste Meinungs-Verschiedenheit mehr statt. Ich vermied es, mit ihm über die Differenz-Punkte zu reden, obgleich er mir nicht allein Gelegenheit dazu gab, sondern es auch zu wünschen schien.

---

theil beweisen konnten. Beim Erscheinen dieses Werkes 1843 war der größte Theil dieser Zeugen verstorben. Der General-Lieutenant Graf Nostitz als der erste Adjutant des Fürsten Blücher, belehrte den Verfasser, der sich zu einer Berichtigung bereit erklärte, und sie auch in Nr. 11 des Militair-Wochenblattes vom 16ten März 1844 einrücken ließ. Diese Berichtigung sagt der Wahrheit gemäß: daß der Feldmarschall die Operationen der schlesischen Armee aus seinem Zimmer in gewohnter Art leiten konnte, jedoch nicht eine Schlacht, bei welcher er überall zu sein pflegte, wo der Kampf am heftigsten war, in gewohnter Art. — Ich setze hinzu, daß er die Operationen bis zur Schlacht von Paris wirklich geleitet hat, und sich nicht zurückhalten ließ, diese Schlacht, einen grünen Schirm vor den Augen, mitzumachen.

Von der Belagerung von Soissons hatte er durch seinen Freund Privat-Nachrichten, die er mir mittheilte, um mir einen hohen Begriff von der Wichtigkeit dieser Operation zu geben. Ich antwortete nie darauf, und der Name Soissons; so wie das Corps von Bülow, wurde von mir bis zum Einrücken in Paris nicht ausgesprochen*).

*) In Paris, nachdem der Feldmarschall Blücher wegen seiner Augen-Uebel das Commando der schlesischen Armee niedergelegt hatte, und Sr. Majestät dem russischen General Barcley den Oberbefehl über die Corps von York, von Kleist und von Bülow übertragen hatten, wozu auch die Corps: Kurprinz von Hessen und Herzog von Gotha, (vor Luxemburg und Mainz) gehörten, legte der General Gneisenau sein Amt als Chef des Generalstabes der schlesischen Armee nieder, und ich mußte mich auf Allerhöchsten Befehl als Chef des Generalstabes der preußischen und deutschen Armee-Corps in das Hauptquartier des Generals Barcley begeben, bei welchem der General von Diebitsch (nachmaliger Fürst Sabalkansky) als Chef des Generalstabes für die russische Armee angestellt war.

Wenn es mir gelang, bis zum Einrücken in Paris meine schwierige Stellung bei der schlesischen Armee so durchzuführen, wie es das Interesse des Königs und des Staates verlangten, so schien es mir von meiner Seite eben so erlaubt, als im Interesse des Staates, daß ich eine solche Stellung, als ich bei der schlesischen Armee hatte, nie wieder annähme.

# Beilage.

Der General der Infanterie, Freiherr von dem Knesebeck*), gehörte zu der Zahl der preußischen Offiziere, welche, mit allen dazu nöthigen Vorbereitungen ausgerüstet, die französische Revolution mit Sorgfalt studirt und Napoleons Waffenthaten mit Gründlichkeit verfolgt hatten, als der Krieg von 1806 ausbrach. —

Als Adjutant des Generals von Rüchel in Potsdam war er dem Könige näher bekannt geworden, und leistete am Abend der Schlacht von Auerstädt als Quartiermeister im Generalstabe dem Könige den wichtigen persönlichen Dienst, daß er ihn einer kaum zu entgehenden Gefangenschaft durch Geistesgegenwart entzog. Das Königliche Ehepaar bewahrte ihm dafür eine bis zum Lebensende fortgesetzte Dankbarkeit.

Nach dem Frieden von Tilsit zog er sich auf sein Landgut Carve ohnweit Berlin zurück; der König hatte sein Anerbieten angenommen, sofort wieder einzutreten, wenn Seine Majestät von seinen Diensten Gebrauch machen könne. Hier verfolgte er in völliger Abgeschiedenheit die öffentlichen Angelegenheiten und beschäftigte sich fast ausschließlich mit dem Gedanken:

wie das schwer gedrückte Europa aus den Händen des Welt-Eroberers zu befreien sei.

Die Partheiungen in seinem Vaterlande waren ihm nicht fremd geblieben. Er ließ sich jedoch, seinen Grundsätzen getreu, in keine geheimen Verbindungen ein, deren Zwecke und Oberen

*) Im Jahre 1848 als Feldmarschall verstorben.

er nicht kannte, bewahrte aber den festen Glauben, daß er den Untergang Napoleons noch erleben würde.

Als der Krieg von 1809 ausbrach, eilte er in's Geheim zu der östreichischen Armee; sein Zweck wurde jedoch nicht erreicht. Er mußte verwundet in seine Heimath zurückkehren, was indeß, so wie seine ganze Reise unbekannt blieb.

Als es im Jahr 1811 nicht mehr bezweifelt werden konnte, daß Napoleon die Vernichtung des russischen Reichs beschlossen hatte, war das Ereigniß eingetreten, was ꝛc. Knesebeck seit längerer Zeit als das letzte und einzige Mittel zu dem ersehnten Untergang Napoleons angesehen, und worauf er sich Jahre lang durch gründliche Studien in seiner Einsamkeit vorbereitet hatte. Er ging nach Berlin, wo ihm die politischen Ansichten fremd geworden waren, obgleich er alle Personen kannte, welche Einfluß gewonnen hatten.

Er war geachtet durch seine geleisteten Dienste und Einsichten, bekannt als ein großer Freund der russischen Armee und ein persönlicher Verehrer des Kaiser Alexander; man sah seine Ankunft als ein Zeichen an, daß er der allgemeinen Meinung beitrete: Preußen müsse alle seine Kräfte aufbieten, um in Gemeinschaft mit den sofort in Bewegung zu setzenden russischen Armeen seine verlorenen Provinzen wieder zu erobern.

Man rechnete auf seinen Beistand gegen die sogenannten französisch Gesinnten, welche den Untergang des russischen Reichs voraussahen und als das einzige Rettungsmittel für Preußen (dessen Festungen in französischen Händen waren) die Allianz mit Frankreich empfahlen.

Doch verbreitete sich das Gerücht, Knesebeck sei *gegen* die russische Allianz und empfehle die französische. Man sah, daß sein alter Freund Scharnhorst, der dem Könige seit der neuen Organisation der Armee am nächsten stand, sich von ihm fern hielt, und schloß um so mehr auf die Richtigkeit dieses Gerüchts, als Knesebeck mit der ostensiblen Sendung nach Petersburg abging, einen letzten Versuch zu machen, um den Kaiser Alexander zur Erhaltung des Friedens zu bewegen. Napoleon hatte seine Zustimmung zu dieser Sendung gegeben; Knesebeck reiste mit französischen Pässen, und wie die französische Gesandtschaft mit Sorgfalt in Berlin verbreitete, dem fran-

zösischen Ambassadeur Lauriston in Petersburg besonders empfohlen, den 9ten Februar 1812 zu Schlitten ab.

Er kam Mitte März 1812 zurück, und seine Sendung wurde als eine völlig verfehlte angesehen. — Man sagte, der Kaiser Alexander habe erklärt:

> er wünsche den Frieden aufrichtig, und könne wohl keinen bessern Beweis dafür geben, als daß er auf das Feierlichste versichere, er würde seine Grenzen nicht überschreiten, wenn er jedoch innerhalb derselben angegriffen werden sollte, sich zu vertheidigen wissen.

Wenn diese Antwort geeignet war, ganz Europa zu überzeugen, daß Rußland nicht der den Krieg suchende Theil sei, so fielen damit alle Hoffnungen und Wünsche derjenigen Preußen zusammen, welche die Allianz mit Rußland betrieben hatten. Es blieb nun keine andere Wahl für Preußen, als die französische Allianz, und für alle preußischen Offiziere, welche nicht die Waffen gegen Rußland tragen wollten, den Abschied zu nehmen. Knesebeck ging in seine Einsamkeit zurück, schwieg, selbst gegen seine vertrautesten Freunde, über diese Sendung und trat 1813 als General-Adjutant des Königs ein, wo er von Breslau aus dem Kaiser Alexander mit diplomatischen Aufträgen entgegengesendet wurde. — Dies ward als die Folge einer kurz zuvor Statt gehabten geheimen Sendung nach Wien erklärt, welche ihn vorzüglich geeignet machte, Verständnisse herbeizuführen, nicht allein zwischen Preußen und Rußland, sondern auch zwischen Oestreich und Rußland, da Oestreich sich von der Allianz mit Frankreich noch nicht losgesagt hatte. Das von ihm gestellte Hülfs-Contingent war jedoch von der französischen Armee, welche dem Rhein zueilte, getrennt, folglich kein Motiv zur Fortsetzung des Krieges mehr vorhanden, daher auch kein Hinderniß zu einer Verständigung zwischen Oestreich und Rußland. —

Diese Verhandlungen, welche zur Herstellung der Verhältnisse zwischen Rußland und Oestreich führten, hatten dem General von dem Knesebeck in Wien ein wohlverdientes Vertrauen erworben, und so begann der Krieg von 1813.

---

Im Jahre 1792 hatten das Regiment Herzog von Braunschweig, bei welchem General Knesebeck damals als Mann von 25 Jahren stand, und das Füsilier-Bataillon von Schenck, bei welchem ich als ein junger Offizier von 17½ Jahren stand, gemeinschaftliche Winterquartiere.

Knesebeck erkannte mein Streben nach Ausbildung und wurde mein wohlwollender behülflicher Freund, so wie er mir als ein Muster, als ein Ideal vorschwebte. Aus dieser Verbindung ist später, nachdem der Unterschied der Jahre sich mehr ausgeglichen hatte, eine nie unterbrochene innige Freundschaft entstanden, welche während der Kriegsjahre für den Staatsdienst gute Früchte getragen hat, da Knesebeck in seiner Stellung bei den Souverainen durch mich wußte, was uns bei der schlesischen Armee Noth that und was wir leisten konnten, so wie ich durch ihn erfuhr, was man eigentlich von Seiten der höchsten Kriegs-Leitung als Zweck im Auge hatte. —

Der Tugendbund, d. h. seine Häupter, waren seit 1812 von ꝛc. Knesebeck auf eine nicht auszugleichende Art geschieden, und zu mir hatten diese Häupter eben so wenig Vertrauen. Als jedoch General Gneisenau entdeckt hatte, daß ich, allen Partheiungen fremd, meinen Gang ruhig fortging, so wie, daß ich durch meinen Freund Knesebeck von allen wichtigen Angelegenheiten im großen Hauptquartier unterrichtet, meine geheimen Nachrichten zum Wohl der schlesischen Armee verwendete, wußte er von diesem Umstand den vortheilhaftesten Gebrauch zu machen. Er hatte gehört, daß ich bei Bautzen einem zum König zurückreitenden Flügel-Adjutanten aufgetragen hatte, dem General von dem Knesebeck von mir auszurichten:

> das Verlassen der, von 3 Seiten angegriffenen Kreckwitzer Höhen, ist nothwendig.

Er hatte erfahren, daß General von dem Knesebeck hierauf diese Maaßregel vertheidigt, ja daß der König sie vollständig gebilligt hatte, und der Kaiser durch die aufgestellten Gründe von dieser Nothwendigkeit ebenfalls überzeugt worden war, und sah daher in mir ein Mittel, sich mit den Souverainen gut zu stehen, was er um so mehr festhalten müsse, als ihm sein Lieblingswunsch abgeschlagen war, den damaligen russischen Obristen von Clausewitz in meiner Stellung bei der schlesischen Armee angestellt zu sehen. Er munterte mich daher zur vertrau-

lichen Correspondenz mit Knesebeck um so mehr auf, als er erkannte, daß ich nie die Maaßregeln der großen Armee in Schutz nahm, wenn nach meiner Ueberzeugung etwas Besseres hätte geschehen sollen oder können. So wird es erklärlich, daß der General Gneisenau, der ein persönliches Vertrauen der Souveraine nicht genoß, sich in einer würdevollen Stellung als Chef des Generalstabes der schlesischen Armee erhielt, welche ihm zu wahren der Gegenstand meiner besonderen Sorgfalt war, da ich erkannt hatte, daß Gneisenau durch viele höchst schätzenswerthe Eigenschaften der Armee von großem Nutzen, und so lange Blücher als General en Chef kommandirte, ganz unentbehrlich war.

Aber zum glücklichen Ausgang des Krieges hielt ich Knesebeck für eben so unentbehrlich, da ich Zeuge von dem großen Vertrauen gewesen war, welches die Souveraine in ihn setzten, und wovon ich die begründete Veranlassung damals noch nicht kannte. Im Jahre 1819 war ich von einer diplomatischen Mission aus den Niederlanden zurückgekehrt, wo ich den General von Phull (der 1807 unsern Dienst verlassen hatte) als russischen Gesandten fand. —

Ich hatte diesen gelehrten, interessanten, aber immer noch schroffen Mann seit der Conferenz von Erfurt 1806 nicht wieder gesehen, wurde jedoch von ihm freundlich aufgenommen, und da er nur in der Vergangenheit lebte, so las er mir bereitwillig seinen Operationsplan zur Campagne von 1812 mit allen Details vor.

Der erste Abschnitt ging bis zur Concentrirung im Lager von Drissa, die übrigen Abschnitte setzten den Rückzug auf der Straße nach Moskau fort. Mir fiel dabei die Sorgfalt auf, mit welcher die Verpflegung der zurückgehenden Armeen berechnet, zugleich aber eingeleitet war, daß der Feind bei seinem Vorrücken weder Lebensmittel noch Menschen, noch Schlachtvieh und Pferde finden sollte, eben so wenig aber die mit der Armee zurückweichende Population den Märschen und Bewegungen der Truppen hinderlich werden konnte.

Nach Phull's Zeichnungen sollten die Magazine rechts und links der Straße von Smolensk nach Moskau angelegt sein, die Straße selbst ganz frei bleiben.

In voraus gewählten Abschnitten sollte die Armee fechtend zurückgehen.

Wo sie Fronte machte, sollten die Lebensmittel von rechts und links in die Lager gebracht, und wenn der Rückzug (um sich zu keiner entscheidenden Schlacht zwingen zu lassen) fortgesetzt werden mußte, waren Maaßregeln getroffen, daß alle Bewohner mit ihrem Vieh und Lebensmitteln ihre Dörfer verließen, jedoch nicht in der Richtung, welche die Armee nahm, sondern in die Wälder rechts und links, (und zwar in einer senkrechten Linie von der Straße nach Moskau) flüchteten.

Ueber die Richtigkeit der Theorie vermochte ich keinen Zweifel aufzustellen, wohl aber über die Möglichkeit der praktischen Ausführung, da der Russe vielleicht noch mehr als alle hochcultivirten Völker an seiner Scholle hängt.

Phull behauptete, daß dieser ganze Plan gerade auf die Charakterstärke, auf die wenigen Bedürfnisse des russischen Landmannes, und daher die Möglichkeit für ihn, ein Nomaden-Leben in seinen Wäldern zu führen, berechnet sei. Bei keinem andern Volke würde sich ein solches Ansinnen durchsetzen lassen.

Phull schloß: der Kaiser habe seinen Operations-Plan vollständig genehmigt, jedoch nur den ersten Abschnitt bis in's Lager von Drissa als Disposition ausgegeben, ihm aber über alles Weitere das größte Geheimniß anbefohlen, wodurch ihm alle Mittel genommen worden wären, seinen Plan zu vertheidigen, da sein erster Abschnitt allerdings als ein Flickwerk erscheinen mußte, wenn man ihn ohne die übrigen Abschnitte als Ganzes betrachtete.

Die tumultuarischen Auftritte, durch welche der Kaiser veranlaßt worden sei, ihn von der Armee zu entfernen, hätten übrigens erwiesen, daß die höheren russischen Offiziere nicht à la hauteur gewesen wären, seinen Plan richtig aufzufassen, geschweige zu würdigen und auszuführen.

Als ich Knesebeck (ich glaube, es war nach Phull's Tode) alles dies mittheilte, erwiederte er mir: „und alles ist buchstäblich wahr." Ich hatte nicht daran gezweifelt, allein viele Offiziere, welche im Lager von Drissa gegenwärtig gewesen waren, bestritten, daß Phull weiter als bis dahin gedacht hätte, es komme daher auf einen Beweis zu Phull's Rechtfertigung an, den ich wünsche, da ich zu Phull's Wahrheitsliebe das voll-

kommenste Vertrauen habe. Knesebeck wurde sehr ernst und erwiederte:

ich könnte den Beweis geben, aber die Pflicht schließt meinen Mund.

Diese Worte waren hinreichend, um auch den meinigen über diese Materie zu schließen, denn ich billigte vollkommen, daß, wie vertraut wir uns auch stets über Personen, Verhältnisse und Staats-Maaßregeln besprochen, die wir nicht gut heißen konnten, mein edler Freund ein gegebenes Versprechen oder ein fremdes Geheimniß nicht verletzen konnte und wollte.

Anfang Mai 1844 kam die 3te Abtheilung von den Lebensbildern (von Hormeyer) in meine Hände, und ich fand darin einen von Knesebeck an seinen König erstatteten Bericht über seine Sendung nach Petersburg im Frühjahr 1812.

Die erste Frage, welche sich mir aufdrängte, war: ist dieser Bericht ächt?

Die zweite: weshalb ist er in französischer Sprache geschrieben? und wenn es kein Machwerk des als Verfälscher bereits öffentlich angeklagten Hormeyer war:

die dritte Frage: wie konnte dieser Bericht in Hormeyer's Hände kommen? Es ließ sich nichts anders denken, als durch Verrath, es sei aus dem Preußischen Staats-Archiv, oder durch Entwendung aus den Papieren des sonst so vorsichtigen Knesebeck.

Abgesehen von dem allgemeinen Interesse, welches dieser Bericht für die Geschichte Preußens hatte, deutete der Schluß an, daß man in Petersburg sehr klar erkannt habe, wie eine geringere russische Macht der größeren feindlichen nicht zu überwindende Schwierigkeiten in den Weg legen könne.

War der Bericht ächt, so ging daraus unwiderleglich hervor, daß das Cabinet von Petersburg, indem es den Entschluß gefaßt hatte, seine Grenzen **nicht** zu überschreiten, sondern abzuwarten, ob Napoleon den wichtigen Schritt thun würde, dies große Reich innerhalb seiner Grenzen mit Krieg zu überziehen, der auf eine Unterjochung abgesehen war, und zu welchem er nur so nichtige und frivole Motive aufzubringen vermochte, so mußte man auch annehmen, daß das Cabinet über einen Defensiv-Plan völlig mit sich einig war, der einen glücklichen Aus-

gang des Krieges zwar nicht sichern, aber wenigstens in Aussicht stellen konnte.

Ich habe den Gedanken nie aufgeben können, daß Napoleon in's Geheim wünschte und **wünschen mußte**, daß Preußen die von ihm angebotene Allianz zurückweisen möge, und unter der Bedingung, daß Rußland mit seinen Armeen zu Preußens Schutz bis an die Elbe vorrücke, sich mit dieser Macht alliire*).

---

Von einem Abfall Oestreichs hatte er damals nichts zu fürchten, und in diesem Fall konnte er das Schlachtfeld zu einer Hauptschlacht wählen, zwischen Elbe und Oder, Oder und Weichsel. Er konnte in dieser Schlacht mit 500,000 Mann gegen 250,000 Mann auftreten, die Operations-Linie und Verpflegung durch den Besitz der Festungen an der Elbe, Oder und Weichsel gut basirt. — Er lebte dabei auf Kosten des Preußischen Staats, den er als Strafe für den Abfall mit einem Schein von Recht züchtigen konnte, und es blieb mit Sicherheit vorauszusehen, daß der Kaiser Alexander den Frieden mit großen Opfern annehmen mußte, weil er sonst Gefahr lief, von seinem eigenen Volk dazu gezwungen zu werden, welches sich bei der Fortsetzung des Krieges fremden Interessen aufgeopfert erachtet haben würde. —

Aus diesen Gründen hielt ich es für das wahre Wohl von Preußen angemessen, die russische Allianz weder zu suchen noch anzunehmen, so wie für das Cabinet von Petersburg, in denselben Ansichten zu handeln. Mein Freund Knesebeck war 1844 auf dem Lande, wohin er nach dem Verlust seiner Gattin gegangen war. Ich glaubte, daß ihm die Hormeyer'sche Indiscretion sehr unangenehm sein würde, und hielt es für Freundes-Pflicht, ihm unterm 6ten Mai 1844 die Nachricht von

---

*) Lebensbilder, 2te Abtheilung Seite 86, Bericht des Staats-Kanzlers an seinen König vom 2. November 1811, weist alle Forderungen Napoleons nach, welche derselbe als Bedingung einer Allianz stellt. Sie sind so hart, daß man unwillkürlich zu der Voraussetzung kommt: Preußen habe sollen zu dem verzweifelten Entschluß getrieben werden, sich Rußland in die Arme zu werfen.

dem Druck seines Berichts nebst den obigen 3 Fragen zu geben, im Fall er einen Schritt gegen diese Veröffentlichung zu thun nöthig erachte. — Auf dieses Schreiben erhielt ich eine Antwort, welche ich wegen ihrer großen Wichtigkeit für die Geschichte hier wörtlich nachfolgen lasse:

Rödershoff bei Halberstadt, den 20. Mai 1844.

„Dein vertraulich liebes Schreiben, geehrter alter Freund, vom 6ten d. hat mir in meiner einsamen stillen Betrübniß um so wohler gethan, da es seit lange wieder die ersten längeren Zeilen Deiner Hand waren, die ich erhielt, und zweitens, da sie meine Gedanken ableiteten von dem Trauer-Gegenstande, der sie beschäftigte, und hinführten zu einer Epoche, als die größte Welt-Begebenheit vieler Jahrhunderte sich vorbereitete, in welche mehrmals tief einzugreifen die Bestimmung gewesen ist, die mir der Himmel auf dieser Erde hat zu Theil werden lassen, wenn auch immer im Stillen und ohne alles Geräusch.

So verhält es sich auch mit der mir zu Anfang des Jahres 1812 gewordenen Sendung, von welcher Herr Hormayer den ostensiblen Bericht, den ich damals abstattete, jetzt in der dritten Abtheilung seiner Lebensbilder wieder hat abdrucken lassen.

Ich sage wieder, — denn wenn ich nicht irre — befindet er sich schon in dem VII. Bande der Correspondance inédite, welche, wie es damals hieß, bald nach dem Frieden von Jomini herausgegeben und in den Papieren gefunden sein sollte, welche theils dem Napoleon auf der Flucht abgenommen, theils von ihm in Paris zurückgelassen wären. — Ob dies wahr, — lasse ich dahin gestellt sein.

Welche Bewandtniß es nun mit meinem Memoire hat, will ich im Freundes-Vertrauen Dir in Nachfolgendem treu berichten.

Die wörtliche Aechtheit kann ich nicht abläugnen, da ich es mit dem Brouillon verglichen habe, welches sich von meiner Hand geschrieben noch unter meinen Papieren erhalten hat. Wie es aber zur Veröffentlichung gekommen, weiß der Himmel, — mit meiner Bewilligung ist es nicht geschehen, und entwendet ist es mir auch nicht; — ich vermuthe also (wie ich schon oben angegeben), daß es unter Napoleons abgenommenen Pa-

pieren sich wirklich vorgefunden hat, wie man mir damals sagte, als ich es zuerst in der Correspondance inédite fand. Dies ist auch möglich, da ich diesen Bericht auf Wunsch des Staats-Kanzlers so schreiben mußte, daß er St. Marsan, und durch selbigen dem Napoleon mitgetheilt werden konnte; und ich mir gleich vornahm, ihm darin sein Schicksal vorherzusagen, das ihn denn auch betroffen; wenn auch nicht vorherzusehen war, daß der Himmel mit der Zucht-Ruthe seines frühen Frostes noch zu Hülfe kommen und ein solches Weltgericht halten würde. Zur Aufklärung der Sache muß ich nun aber etwas weit ausholen.

Du weißt, ich hatte 1806 den Winter-Feldzug mit den Russen und im Hauptquartier theils von Benningsen, theils von Tolstoy mehrere kleine Gefechte, besonders aber die Schlacht von Pultusk mitgemacht, und ich darf sagen, die letztere geleitet, und dadurch das Vertrauen der Heer-Führer erworben. Als nun im Frühjahr 1807 der Kaiser Alexander zur Armee kam, hatte Tolstoy, der damals General-Adjutant war, mich besonders dem Kaiser empfohlen, und ich ward nach Bartenstein zu ihm berufen. Hier war es, wo ich das großartige Herz kennen lernte, das in seiner Brust schlug, das nur das Wohl der Menschheit wollte, und es gründete sich eine Art von wechselseitigem Vertrauen unter uns, auf welches ich im Jahre 1812 meine Sendung nach Petersburg unternahm, um ihm meinen in der Einsamkeit von Carwe ausgedachten Feldzugs-Plan vorzulegen, der im Ganzen denn auch befolgt worden ist. Diese meine Ideen, wie der Krieg zu führen sei und geführt werden müsse, wenn die Freiheit Europa's bewirkt werden solle, dem Kaiser Alexander vorzutragen, war nun mein geheimer Auftrag, von dem selbst der Staats-Kanzler nie ganz in Kenntniß gekommen ist, und blos der König allein unterrichtet war.

Um nach Petersburg hinzukommen, und dort beglaubigt zu erscheinen, bedurfte es aber eines officiellen und ostensiblen Auftrages, und dieser bestand darin, daß ich noch einmal versuchen sollte, den Frieden zwischen beiden Partheien zu vermitteln, und Alles anzuwenden, daß es nicht zum Ausbruche des Krieges kommen möge. Hiervon wurde nun St. Marsan, und durch ihn Napoleon unterrichtet, und ich ging

mit französischer Bewilligung und französischen Pässen und Empfehlungen an Lauriston versehen nach Petersburg ab, froh, nur einen Vorwand zu haben, dorthin zum Kaiser Alexander zu kommen und ihm meine Ideen vorzulegen, und taub gegen alle Verwünschungen, die mir folgten, da es verlautet hatte, daß ich nicht dafür gestimmt, die Russen in unser Land bis zur Weichsel vorrücken und den Kampf auf des Vaterlandes Boden ausfechten zu lassen, welches damals die herrschende, ganz allgemeine Meinung war, um mit den Russen gegen die Franzosen sich baldigst zu vereinen. Nur der König, der mir eine Conferenz ohne weitere Zeugen gewährt hatte, in der er mich ruhig über 2 Stunden anhörte, stimmte mir bei, sagte mir aber: „Hier ist Alles andrer Meinung, und der Kaiser Alexander wird sich schöne bedanken, die Franzosen in sein Land kommen zu lassen!" — Ich erwiederte, daß bei dem großartigen Herzen, welches ich von dem Kaiser kenne, es doch wohl möglich wäre, wenn er sich überzeuge, daß nur auf diese Weise der Sieg ihm gewiß werden würde.

„So werde ich Sie hinschicken; — Sie werden aber schön ankommen, und ihm dann nur sagen, es bliebe bei unsrer alten Freundschaft, — ich könne aber jetzt nicht ändern, gegen ihn zu marschiren, alles Land sonst ja verlöre, — hoffte aber, würde sich alles bald ändern!" —

Dies war meine Instruction zur geheimen Mission, und da ich durch Scharnhorst's und Liewen's fallengelassene Worte ahnte, daß beide dahin wirkten, die Russen um so schneller nur gleich vorrücken zu lassen, um uns zum Beitritt zu zwingen, so versäumte ich keinen Augenblick, mit dem Staats-Kanzler nur die feste Abrede nehmend, auf keinen Fall Napoleon noch eine Festung mehr einzuräumen. In Königsberg fand ich bei meinem Durchfluge schon einige russische General-Stabs-Offiziere, und York eröffnete mir, er habe geheime Ordre, sich mit ihnen in Communication zu setzen; — ich bat nur so lange zu warten, bis ich wieder von Petersburg zurück käme; er antwortete, „ich verstehe, und werde laviren." —

Den Wagen auf Schlitten gesetzt, jagte ich weiter, und war den 8ten Tag nach meiner Abreise von Berlin — (damals eine ungeheure Schnelligkeit) — in Petersburg.

Dort waren nun drei Ansichten; ein Theil, wozu Bagration gehörte, wollte so weit vordringen als möglich; — Barclay de Tolly nur bis zur Weichsel; — Phull sah nichts, wie sein Lager bei Drissa; — der Kaiser endlich wollte auf russischer Grenze den Kampf annehmen, selbige aber in keinem Fall überschreiten.

Alle hielten sich mit ihren 300,000 Mann, die unter den Waffen waren, für unüberwindlich, und Keiner wollte glauben, wenn ich davon sprach, daß Napoleon wohl mit der doppelten Stärke kommen würde, ja der Kaiser wurde sehr aufgebracht, als ich ihm einmal bemerkte, 300,000 Mann schienen mir viel zu wenig. „Comment," rief er aus, „vous comptez 300,000 Russes pour rien? Vous qui avez fait la campagne avec mes troupes?"

Ich erwiederte, ich hätte gesehen, wie tapfer sie föchten, er habe aber noch zwei andere Alliirte, auf welche ich eben so rechnete. — Dies wären Raum und Zeit; — beide habe er für sich, wenn er Feld gäbe und nicht Friede machte, — und gegen diese werde und könne Napoleons Genie (für welches der Kaiser einen ungeheuren Respect hatte) so wenig, als Napoleons Uebermacht etwas ausrichten, seine Uebermacht im Gegentheil ihm nur mehr Hindernisse in den Weg legen. Von allen Mächten Europa's habe nur Rußland diese Vortheile seinem Gegner entgegenzustellen, und selbige gehörig benutzt, müßten Napoleons Untergang bewirken. Mir schiene Er (der Kaiser Alexander) also von der Vorsehung berufen, der Welt die Freiheit wiederzugeben, und aus den Fesseln zu erlösen, in welchen sie schmachte. Dies wäre ja auch eigentlich sein Ziel und sein Zweck, und so auch dies der Vorsatz des Königs meines Herrn, der seinem Herzen dazu das schwere Opfer auferlegen wolle, eine Zeitlang gegen ihn, seinen besten Freund auf Erden, zu kämpfen. — Um diesen großen Zweck zu erreichen, käme es aber gar nicht darauf an, ob 20,000 Preußen mehr gegen ihn stritten; wohl aber darauf, daß es richtig angefangen würde, den Gegner zu bekämpfen, und darüber meine Gedanken seiner Weisheit vorzulegen, hätte ich die ihm bewußte offizielle Sendung übernommen, und schicke mich der König mein Herr! — ich aber vertraue auf die großartigen

Gefühle und Gesinnungen in seiner Brust, und hoffte, er würde die Gnade haben, mich zu hören! —

Eh bien, Vous me développerez vos idées, je Vous donnerais des audiences privées.

Und so bestimmte er mir eine Stunde gegen Mitternacht, und bezeichnete mir eine geheime Thür in dem Winter-Palais, wo, wenn dort ein Kosack stehen würde, ich jeden Abend zu ihm kommen könne und der Kosack mich führen würde. Während ich nun des Morgens mit Romanzow eigentlich nichtssagende leere Gespräche über den Mann im Mond führte; — den Mittag vielfältig bei Lauriston, dem damaligen französischen Gesandten in Petersburg, zubrachte, und mir sein Mittagbrod gut schmecken ließ, — fand ich zwischen 11 und 12 des Nachts sehr oft den mir bezeichneten Kosacken, der mich zum Arbeits-Saal des Kaisers hinaufbrachte, wo Er selbst mich sowohl über die Stärke seines Heeres als über die verschiedenen Kriegs-Pläne, die ihm gemacht worden, vollständig orientirte, und mit großer Aufmerksamkeit meine Bemerkungen, Einwendungen und eigene Ideen anhörte, und mir sein gnädiges Vertrauen im allerhöchsten Grade bezeigte. — So war ich wohl ein Dutzendmal dort, und machte ihn vertraut mit den Gedanken, fechtend immer Feld zu geben, indeß die Streitkräfte nie ganz zu opfern, und die Linie nach Moskau als die Operations-Basis anzusehen, welche Napoleon gewiß wählen würde.

Dies letztere gab viele Discussionen, da damals Alexander fest glaubte, Napoleon würde Petersburg zum Ziel seiner Operationen wählen. — Als ich indeß von Ihm mich beurlaubte, sagte er, mir fest die Hand gebend:

„Dites au roi, que si je venais à Kazan, je ne ferais pas la paix."

Ich hielt die Hand lange fest; er drückte mich mit Innigkeit an seine Brust, war sehr bewegt, als ich ihm sagte, ich für meine Person würde nie gegen ihn fechten, und wenn er höre, daß ich wieder in den Dienst meines Königs getreten sei, so könne er dies als ein Zeichen ansehen, daß der König den Zeitpunkt gekommen glaube, öffentlich wieder die russische Parthei zu ergreifen.

So schied ich von Petersburg, ich glaube den 7ten März. Daß mein Vortrag einen großen Eindruck auf den Kaiser

Alexander gemacht hatte, davon hatte ich mich überzeugt; das Uebrige hoffte ich von Napoleons Vordringen selbst. Bei Riga oder Dorpat begegnete ich in einer Nacht noch Czernitschef, der von Paris gejagt kam, wo er sich, wie bekannt, vieler wichtiger Papiere bemächtigt hatte.

Die Postillone wollten Pferde wechseln, — wir erkannten uns wechselseitig an der Stimme, als ich frug, was er brächte, rief er mir zu: „la nouvelle que 600,000 hommes marchent contre nous!" — und ich bat ihn, dem Kaiser zu sagen, ob ich nicht Recht gehabt habe!

In Berlin angekommen, galt es nun, einen ostensiblen Bericht über meine offizielle Sendung zu machen, der St. Marsan und Napoleon mitgetheilt werden könne.

Ich hatte mir die Sache unterwegs überlegt, hatte schon in Petersburg daran gearbeitet, und fand, daß ich — da der offizielle Zweck der Sendung doch eigentlich war, beide Theile vom Kriege abzuhalten, sehr gut alle Schwierigkeiten eines Krieges mit Rußland, die der Angreifer vorfinden würde, als Warnung, und zu meiner Genugthuung gewissermaßen als Prophezeihung hineinlegen könne; — und so ist entstanden, was Du im Hormayer gelesen hast. — Als der Staats-Kanzler St. Marsan den Bericht mitgetheilt hatte, war dieser ganz entzückt davon, bat mich, zu ihm zu kommen, und sagte mir, wenn etwas im Stande sein könne, Napoleon von diesem Kriege abzuhalten, so würde es meine am Ende gemachte militairische Bemerkung sein. Der Bericht selbst sei für Napoleon zu lang. Die Bemerkung am Ende würde er ihm aber gleich per Courier zuschicken; und es ist mir, als habe ich auf Wunsch des Kanzlers darauf noch gleich denselben Vormittag meine Bemerkung noch durch eine kurze Hinzufügung verstärkt, wie das größte Genie die Schwierigkeiten nicht überwinden könne, die Raum und Zeit dem Angreifer entgegenstellten, der in Rußland eindringen wolle, — und es ist möglich, daß dies in dem Bericht steht, den St. Marsan abgeschickt, und dieser es ist, der in Napoleons Papieren gefunden, und in der Correspondance inédite abgedruckt ist. Da ich die letztere nicht bei der Hand habe, so kann ich darüber nichts Gewisses sagen. In meinen Papieren finde ich ihn nur so, wie er im Hormayer steht, und ist mein Brouillon, was ich Dir gelegentlich einmal

zeigen kann, auch französisch entworfen; wie ich denn bei meinen politischen Sendungen überhaupt mich öfter der französischen Sprache bedient habe, wenn ich ihrer auch nicht mächtig bin und es nur sehr fehlerhaft schreibe. Die Präcision des Ausdrucks aber, die das Französische hat, und die Annehmlichkeit, die Worte des Gesprächs — wenn es französisch gewesen — wörtlich wieder zu geben, hat mich mehrmals dazu bestimmt.

Bei dem ostensiblen Bericht der Petersburger Sendung war ich aber um so mehr dazu veranlaßt, da er für Franzosen bestimmt war.

---

Hier, mein lieber, alter Freund, hast Du nun, was mir von jener Sendung so für den Augenblick in das Gedächtniß gekommen ist, mit der Schwatzhaftigkeit des Alters erzählt, in vertraulicher Eröffnung. Mündlich einmal mehr. Mein Leben naht sich seinem Ende. Mein eigentliches Wirken und was ich gethan in der Welt und wohl mein zu nennen berechtigt bin, ist tief begraben und Niemandem bekannt. Es ist also wohl verzeihlich, wenn sich im 77sten Jahre das Herz so bei Gelegenheit einem Freunde eröffnet, — und Du wirst davon keinen Mißbrauch machen! —

Und da ich nun einmal im Zuge bin, zu plaudern, so muß ich Dir doch noch hinzufügen, welche große Genugthuung mir über diesen in Rede seienden Bericht durch Napoleon selbst geworden ist.

Als ich im Jahre 1814 St. Marsan in Paris wiedersah, sagte er mir, er wolle mir doch eine Sache mittheilen, die mir Freude machen würde, und erzählte mir nun Folgendes:

Als er im Frühjahr 1813, nachdem wir uns gegen Frankreich erklärt hatten, von Breslau weggegangen sei, habe er Napoleon in Mainz getroffen und ihn dort nur auf flüchtige Augenblicke gesehen und seinen Rapport abgestattet. Nun solle ich einmal rathen, welches eine der ersten Fragen gewesen sei, die Napoleon an ihn gerichtet? — Er habe ihn gefragt, ob St. Marsan sich wohl noch eines Berichts erinnere, den er ihm im vorigen Jahre vor Ausbruch des russischen Krieges von einem preußischen Offizier geschickt habe und wie derselbe hieße?

St. Marsan habe ihm darauf meinen Namen genannt, und Napoleon gleich hintereinander geäußert:

„Cet homme a très bien jugé les affaires et la situation des choses; il ne faut pas le perdre de vue. Est-ce qu'il est employé?"

St. Marsan habe ihm darauf gesagt, er glaube wohl, denn er habe mich in Breslau gesehen, (wohin ich nämlich schon wieder von einer geheimen Mission nach Wien zurückgekehrt, und zwei Tage vor St. Marsan's Abreise angekommen war, um gleich wieder von dort zum Kaiser Alexander abzugehen, den ich in Plocks traf; von meiner Wiener Mission wußte aber St. Marsan nichts) — Napoleon habe nun ein etwas nachdenkliches „hem" gemacht, und mit ihm über den russischen Feldzug gesprochen.

Daß Napoleon ein Jahr nachher, als nun Alles so eingetroffen war, wie ich es voraus gesagt hatte, noch an jenen Bericht gedacht hat, ist nun allerdings merkwürdig genug, und mir die größte Genugthuung gewesen, die ich darüber erhalten konnte.

Treu und der strengsten Wahrheit gemäß, habe ich Dir, geehrter lieber Freund, nun Alles erzählt; und Du wirst daraus ersehen, daß ich über die Publication jenes Berichts, an welcher ich übrigens ganz unschuldig bin, und diese Stunde nicht weiß, wie und auf welche Weise solche zum Druck gekommen, ganz ruhig sein kann, da der gedruckte Bericht nicht der Privat-Bericht meines geheimen Auftrages ist, von welchem ich Dich übrigens oben vertraulich auch nun in Kenntniß gesetzt habe.

Das Zartgefühl, welches der König bei dieser Gelegenheit mir so höchst gnädig wieder bewiesen hat, hat mich tief gerührt. Ein Freund kann gegen einen Freund sich nicht liebevoller benehmen! — Hast Du Gelegenheit, so statte meinen innigsten Dank darüber ab.

---

Doch genug, schon zu lang ist dieses Schreiben geworden, und schon nur zu viel habe ich Dich von meiner Person darin unterhalten, daß ich fürchten muß, langweilig geworden zu sein.

Halte es dem Alter zu gute, und bleibe, wie seit so langen Jahren, mein Freund, wie ich der Deine.

v. d. Knesebeck."

Zu diesem Schreiben habe ich zu bemerken, daß in spätern Unterredungen mein Freund mir zugestand, wie eine Lücke in der Weltgeschichte bleibe, wenn die Motive des Kaisers Alexander und unsers Königs, zur Abänderung von Allem, was aktenmäßig auf die Nachwelt übergehe, verborgen blieben.

Doch wollte er nicht mit dem Schein persönlicher Anmaßung diese Welt verlassen, und überließ mir, nach seinem Tode der Geschichte zu geben, was ihr gehört.

Man kann die Ansicht aufstellen, ich hätte in diesem Schreiben mehr gegeben, ich hätte neben dem gereiften Urtheil und dem klaren Verstande eines der größten Strategen ein reich ausgestattetes Gemüth entfaltet, und darauf muß ich erwiedern: daß es mit vollem Bewußtsein geschehen ist.

Wer durch edle Naturen, wer durch große Gedanken nicht begeistert werden kann, möge als eine ohnfehlbare Rechen-Maschine Staunen erregen, aber Vertrauen einflößen ist nur dem vorbehalten, bei dem der Verstand und das Gemüth sich im richtigen Gleichgewicht erhalten.

---

Zur Beurtheilung des Schreibens vom 20sten Mai 1844 hat Hormayer durch den oben erwähnten Bericht des Staats-Kanzlers vom 2. November 1810 die Materialien geliefert. — Dieser Bericht entwickelt die Verhältnisse, wie sie an diesem Tage bestanden. Der Brief meines verewigten Freundes weist nach, wie sie in der Mitte des Monats März bei seiner Rückkunft von Petersburg sich gestaltet hatten.

# Aus meinem Leben.

Zweiter Theil.

Dritter Abschnitt. Vom ersten Pariser Frieden bis zum Congreß von Aachen.

Vierter Abschnitt. Sendung nach Constantinopel und St. Petersburg, 1829 und 1830.

## Dritter Abschnitt.

Vom ersten Frieden von Paris 1814 bis zum zweiten Frieden 1815. — Nachtrag. Der Congreß von Aachen und dessen Folgen.

---

Nach dem Frieden von Paris (1814) erfüllten der Kaiser von Rußland und der König von Preußen ihr, dem Prinzen-Regenten gegebenes Versprechen, einen Besuch in England zu machen. — Blücher nahm die dazu an ihn ergangene Einladung an. Er wußte, daß er der Mann des englischen Volks war, und daß seine Reden (worin die Vaterlandsliebe und Befreiung von dem Druck eines Tyrannen den Hauptstoff machten), beim großen Haufen immer einen günstigen Eingang fanden; auch hatte er sich daran gewöhnt, bei größeren Versammlungen öffentlich zu sprechen, und hielt seine Reden mit so viel Ausdruck, daß sie ihre Wirkung nicht verfehlten.

Wie es vorausgesehen werden konnte, fand er auch großen Beifall in England. Graf Gneisenau und ich, waren, als zum Feldmarschall gehörend, mit eingeladen worden, ich konnte indeß an eine solche Begleitung nicht denken, da ich den Rückmarsch der Armee zu besorgen hatte, und bei dem General Graf Kleist von Nollendorff, der das Commando einer Armee übernahm, welche am Niederrhein bleiben sollte, als Chef des Generalstabes angestellt worden war.

Die altdeutschen Grenzen gegen Frankreich, wie sie vor der Revolution bestanden, wurden hergestellt; der Bereich der Armee des Oberrheins unter Fürst Schwarzenberg erstreckte sich nach genommener Verabredung von den südlichen Grenzen

Deutschlands bis an den Main und am linken Rheinufer bis zur Mosel. Diese Abgrenzung sollte nur so lange dauern, bis der Congreß die Angelegenheiten Deutschlands geordnet haben würde. Die Festung Mainz sollte als der Verbindungs-Punkt der Armee des Ober- und des Niederrheins, von Oestreich und Preußen gemeinschaftlich besetzt werden.

Nach dieser Verabredung mußte von beiden Mächten ein Gouverneur und ein Commandant von Mainz ernannt und eine Instruction für die Garnison gegeben werden, welche die Rechte und Pflichten abgrenzte. — In Ermangelung der zu einer solchen Instruction gehörigen Lokal-Kenntnisse, wurde verabredet, daß solche nicht in Paris, sondern an Ort und Stelle vom östreichischen General Frimont und General Kleist entworfen werden solle.

General Kleist mußte sein Hauptquartier in Aachen nehmen, wo bereits der Sitz des General-Gouvernements vom Niederrhein aufgeschlagen war, denn der König hatte ihm zugleich gemeinschaftlich mit dem Präsidenten Sack die Verwaltung der Provinz übertragen.

Diese letzte Anstellung war dem General von Kleist dergestalt zuwider, daß er sich davon los zu machen suchte, was ihm jedoch nicht gelang, da der Staatskanzler ihm erwiederte: es hinge von ihm ab, von diesen Geschäften des General-Gouvernements so viel zu übernehmen, als seine vom Commando der Armee ihm übrige Zeit erlaubte.

Die im Hauptquartier des Armee-Commando's angestellten Offiziere und Beamten begaben sich von Paris gerade nach Aachen, während der General von Kleist mit mir und einigen Adjutanten über Luxemburg nach Mainz reiste, wo zwischen ihm und dem General Frimont die Convention über die Besetzung von Mainz abgeschlossen wurde, welche späterhin von dem deutschen Bunde als zweckmäßig angenommen, noch heute in ihren wesentlichen Punkten besteht, und sich auch bewährt hat. — Frimont und Kleist fürchteten beide dieses Geschäft außerordentlich und sahen die größten Schwierigkeiten dabei voraus.

Ich war auf diesem Punkt ihr gemeinschaftlicher Vertrauter, und strebte dahin, das Geschäft durch eine vorbereitende Besprechung zu erleichtern.

General Frimont war ein tapferer Soldat, ein Mann von Character, der alle Verhältnisse klug durchschaute, daneben aber conciliant und durch angenehme Formen unterstützt.

Gerade so war auch General Kleist. Noch ehe die Stunde zur Conferenz herannahte, übersah ich bereits, daß gar keine Differenz vorkommen werde, obgleich beide mit Herzklopfen sich an den grünen Tisch setzten.

Ich hatte den Vortrag und die Protokollführung übernommen; nach einigen Stunden war das Geschäft abgethan, und meine beiden Feldherrn so hocherfreut über den glücklichen Ausgang, daß sie sich untereinander umarmten und einen Freundschaftsbund schlossen, der auch für das Leben vorgehalten hat.

Der Fürst Schwarzenberg sagte mir nach einer in Paris abgehaltenen Conferenz über die Eigenschaften der östreichischen und preußischen Offiziere, welche in Mainz zusammen commandiren sollten, „vor allen Dingen: pas trop de zèle!"

Der General Kleist, der neben seinen oben angedeuteten Eigenschaften ein edler und sehr gemüthlicher Mann war, kannte mich sehr wenig, da wir seit 1806, wo er vortragender Adjutant des Königs war, keine Dienstberührungen gehabt hatten. —

Er hatte große Geschäftskenntniß und Gewandtheit in der Behandlung verwickelter Angelegenheiten; indeß es fehlte ihm oft an der nöthigen Ruhe bei den Ermittelungen, welche den Entscheidungen vorangehen mußten.

Dem Feldmarschall Blücher ließ er als Soldat Gerechtigkeit widerfahren, indeß sagte ihm sein Umgang nicht zu. Dem Mann von feinen Sitten mißfiel die derbe, oft rohe Außenseite nebst den leichtfertigen Gesprächen des Feldmarschalls, welche ihn stets in Verlegenheit setzten, oft erröthen machten.

Den General Gneisenau fand er zu scharf, zu eckig und absprechend, um sich ihm, als einem jüngern General, zu nähern. Mit diesen Ansichten hielt er das ganze Hauptquartier des Feldmarschalls von sich entfernt, und ich, der ich da mitten inne gestanden hatte, ohne mich zu äußern, gehörte zu denen, welche er vermeiden wollte.

Meine Anstellung als Chef des Generalstabes war ihm daher nicht angenehm, und seine Zurückhaltung machte es mir bemerkbar. Ich that ganz einfach meinen Dienst. Als er sah,

daß ich nicht Taback rauchte, nicht spielte, und die zweideutigen Reden nicht liebte, daß ich nicht absprechend, sondern gehorsam war, trat er mir näher, und hat mich bis zum Ende seines Lebens seiner Freundschaft nicht unwerth gehalten. — Die gelungene Unterhandlung mit Frimont machte den Anfang dieser neuen Epoche, in welcher mir in allen Dienstangelegenheiten das volle Vertrauen wurde.

In Aachen angekommen, fand sich General Kleist noch weniger geneigt, an der Civil-Administration Theil zu nehmen, als es in Paris der Fall war. Der Präsident Sack stand in dem Ruf eines ehrlichen, aber sehr groben und aufgeblasenen Mannes. In Aachen bewährte er diesen Ruf, ließ überdies seinem Nepotismus freien Lauf und zeigte wenig Talent zur höheren Administration. — Kleist, der außer den preußischen Armee-Corps, noch das sächsische und kurhessische Contingent unter seinen Befehlen hatte, war durch dieses Commando reichlich beschäftigt. Er hatte eine, von den Souverainen genehmigte Instruction über die Aufstellung seiner Armee-Corps, nach welcher eines derselben unter der Bedingung der Marschfertigkeit im Armee-Verbande nach Marburg und Gegend verlegt werden konnte. —

Dies erschien als ein Wink, das kurhessische Truppen-Corps dahin zu legen, wodurch dessen Verpflegung (im eigenen Lande) sehr erleichtert wurde. Der Kurfürst hatte das Commando dieses Contingents (eines Corps von 12—14,000 Mann) bei dessen Aufstellung 1814 seinem Herrn Sohn dem Kurprinzen übergeben, der damit Luxemburg blokirt und späterhin es besetzt hatte.

General Kleist wies Se. Hoheit den Kurprinzen zum Marsch nach Marburg, und die dort zu nehmenden Kantonirungen an, und indem er die damit verknüpften Bedingungen eröffnete, setzte er auseinander, wie er dem Corps vorzugsweise diese Stellung angewiesen habe, um die Verpflegung zu erleichtern und die Einwohner fremder Einquartierung zu überheben.

Der Kurfürst fand die Aufmerksamkeit des Generals Kleist nicht an der rechten Stelle, nahm seinem Herrn Sohn das Commando, setzte das Corps auf den Friedens-Etat, und ließ es auseinander gehen. Die Gegenvorstellungen des Kurprin-

zen waren fruchtlos, und so wurde der Vorgang von ihm dem General Kleist angezeigt, dem die ganze Sache wahrhaft zu Herzen ging. Er war in seiner Gemüthlichkeit auf dem Punkt, dem Kurfürsten zu schreiben, und sich den größten Grobheiten auszusetzen. Meine Bemerkung, daß er mit dem Kurfürsten gar nichts zu thun habe, und daß man mit ihm nur diplomatisch verhandeln könne, wozu er nicht autorisirt sei, brachten endlich Alles in das richtige Gleis.

Das sächsische Corps, das in Coblenz stand, wurde an die Stelle des hessischen dahin beordert, wo nach der Instruction ein Corps stehen sollte, nach Marburg und Gegend, und ein preußischer Stabs-Offizier des Generalstabes nach Cassel gesendet, um mit dem Ministerio Quartiere und Verpflegung zu reguliren. Der Kurfürst wollte die Nachricht nicht glauben, ließ den Stabs-Offizier kommen, und versuchte ihm zu imponiren, indem er sich als preußischer General ankündigte, der diese Würde schon bekleidet hatte, als der General von Kleist kaum Major gewesen sei. — Er behauptete, es gehöre zur Souverainetät, daß eigne Truppen im Inlande von niemand Befehle empfangen dürften, als von ihrem Souverain. Indeß, als es sich auswies, daß der Stabs-Offizier mit keinen Vollmachten versehen war, das abzuwenden, was der Kurfürst in seinem Zorn eine Execution genannt hatte, als der Kurfürst von ihm erfuhr, daß der General Kleist nur höheren Ordres folge, daß die Frage, ob Se. Hoheit befugt waren, sich aus einer Allianz beliebig zurückzuziehen und ihre Truppen auseinander gehen zu lassen, nur von denselben Souverainen entschieden werden konnte, welche noch kürzlich so behülflich gewesen waren, Ihro Hoheit wieder auf den Thron zu setzen, da sah der alte Herr wohl ein, daß er sich übereilt und in schlimme Händel verwickelt hatte.

Sein Hang zu einer übermäßigen Sparsamkeit hatte ihn gegen den Rath seiner Minister zu dem schroffen und unpolitischen Schritt des Entlassens seiner Truppen vermocht, ein Schritt, der übrigens auch nach den von Paris an ihn ergangenen diplomatischen Mittheilungen gar nicht zu rechtfertigen war. —

Ehe das sächsische Corps — nachdem der Kurfürst seinen Mißgriff wieder gut gemacht hatte — aus seinen Cantoni-

rungen in Hessen wieder nach Coblenz zurückmarschirte, ereignete sich eine andere Begebenheit, welche später bedeutende Folgen gehabt hat, und daher hierher gehört.

Der König von Sachsen war nach der Schlacht von Leipzig als Gefangener nach Friedrichsfelde gebracht worden, und es war klar, daß mit Sachsen eine politische Veränderung vorgehen mußte. Die Anhänger des Königs von Sachsen glaubten bei der Milde der Souveraine diese Veränderung ganz unbedeutend zu machen, wenn sie dem Wiener Congreß Bittschriften vorlegten, in welchen die getreuen sächsischen Unterthanen baten, ihnen ihren König zu belassen.

Es lag in dem Plan, sich auch von den Truppentheilen solche Bittschriften zu verschaffen, und zwar von den Offizier-Corps Regimenterweise.

Die Zeit der Cantonirung in Hessen wurde benutzt, um durch Emissaire, welche von Ort zu Ort reisten und die Offiziere einzeln bearbeiteten, solche Addressen zu bewirken. — Diese geheimnißvoll getriebene Sache wurde dem General Thilmann bekannt, der das Corps als russischer General-Lieutenant kommandirte, die Adressen einforderte, und dem General Kleist zum weiteren Beschluß einsendete. — Diese Adressen waren ganz eigen, mystisch, diplomatisch, und so abgefaßt, daß sie nicht als eine unschuldige Sache nach Wien abgesendet werden konnten.

General von Kleist sendete mich nach Coblenz, um mit sämmtlichen Offizier-Corps einzeln über diese Adresse zu reden.

Ich sagte ihnen: sie hätten ihrem Könige bis zur Schlacht von Leipzig mit Ergebenheit gedient. Bei dieser Schlacht sei jedoch die sächsische Armee zu uns übergegangen, und habe sich von der Politik des Königs, und dem Gehorsam gegen ihn losgesagt.

Sie habe aber dadurch bewirkt, daß ihr Vaterland nicht feindlich, sondern als alliirt behandelt worden sei.

Anstatt nun ruhig die Entscheidung über Sachsen abzuwarten, trete das Offizier-Corps auf, und verlange, von politischen Gründen unterstützt, den König zurück, den es vor 10 Monaten wegen seiner politischen Richtung verlassen habe.

Das scheine, (auf's wenigste) nicht consequent.

Die Souveraine hätten die sächsische Armee als Deutsche aufgefordert, ihnen in dem Krieg gegen Napoleon beizustehen; sie hätten dem Ruf gefolgt, hätten den König, der dem Ruf nicht folgen wollte, verlassen, und dadurch den Souverainen die Pflicht auferlegt, für ihre und Sachsens Zukunft zu sorgen, — jetzt aber wollten sie sich wieder von uns lossagen und sich ihrem gefangenen König in die Arme werfen.

Was das heißen solle?

Ich erkannte bald, daß diese geheim getriebene Adressen-Angelegenheit (wie das bei geheimen Verbindungen immer der Fall ist) die confusesten Ideen erzeugt hatte, aus denen die Leute nicht herauskommen konnten.

Die Consequenten waren übrigens so eingeschüchtert, daß keiner wagte, sich klar auszusprechen, — als ob ihnen ein Dolch drohte, wenn sie sich nicht für eine Wiedereinsetzung des Königs erklärten.

Von diesen Offizieren trat übrigens 8 Monat später, nachdem es ihnen zur Wahl gestellt war, die Hälfte in preußischen Dienst über. Diese Bemerkung wird hinreichen, um über die Entstehung dieser Adressen zu urtheilen.

Bei den Bewohnern des linken Rheinufers fanden wir eine stumpfe Gleichgültigkeit gegen Deutschland, gegen seine Sprache und Sitten vorherrschend. Alle Interessen hatten sich nach Frankreich gewendet. Die Handels-Verhältnisse mit Deutschland waren fast völlig abgebrochen, wozu die Douanen-Linie am Rhein und die Erschwerung seines Ueberganges mitwirkten.

Zwischen Mainz und Wesel gab es keine Ponton-Brücke. Die französische Regierung hatte die Provinz sorgfältig von Deutschland getrennt, um sie desto sicherer und schneller in französische Departements umzuwandeln.

Die Angestellten so wie die Aspiranten bedurften der französischen Sprache und Sitten; es war also kein Wunder, daß Alles, von den Moden bis zu den häuslichen Gewohnheiten, aus Paris geholt wurde.

Die deutsche Sprache war darüber fast ganz zu Grunde gegangen. Man fand im Jahre 1814 wenig Eingeborne am linken Rheinufer, welche in deutscher Sprache correct schrieben oder sprachen. Deutsche Werke, die seit dem Revolutions-

Kriege erschienen waren, welche Epoche sie auch gemacht haben mochten, kannte niemand.

Das waren die Früchte des kaum 20jährigen französischen Besitzes.

Noch eine Fortsetzung von 10 Jahren, und es wäre ganz und für ewige Zeiten um den deutschen Sinn geschehen gewesen.

Nachdem die Dislocation geordnet, die Verpflegung gesichert war, und folglich der Generalstab und das Ingenieur-Corps bei den Truppen keine stehenden Geschäfte hatten, gab ich den Ingenieur-Offizieren auf, ein Befestigungs-System von Mainz bis Nimwegen gegen Frankreich zu entwerfen, den Offizieren des Generalstabes übertrug ich Recognoscirungen in den uns unbekannten Gegenden des linken Rheinufers, deren Schicksal auf dem Congreß von Wien entschieden werden sollte.

Wir hatten am Rhein die Festungen Mainz und Wesel besetzt. Coblenz mit dem Ehrenbreitstein lag in Trümmern, und Düsseldorf war geschleift. Cöln hatte Mauern und Graben, war aber nicht haltbar.

Wesel und Düsseldorf waren durch die Lage der Städte am rechten Ufer, recht eigentlich französische, Cöln, Coblenz und Mainz durch ihre Lage am linken Rheinufer, deutsche Befestigungspunkte. — Napoleon hatte früher viel auf die Befestigung von Jülich verwendet; als er jedoch Wesel acquirirte, ließ er Jülich verfallen. — Vom Rhein als Basis gegen Frankreich lag Jülich in der zweiten Linie, Luxemburg und Saarlouis in der ersten.

Die Entfernung der vordern Linie zur zweiten war groß, und wenn wir uns für die Befestigung von Cöln entschieden hatten, so war eine Verbindungs-Chaussee von da, quer durch die Eifel, und wenn wir uns für die Befestigung von Coblenz und Namur entschieden hatten, eine Verbindungsstraße zwischen diesen beiden Befestigungen höchst zweckmäßig und erwünscht.

Da, wo die beiden neuen Chausseen durch die Eifel sich kreuzten, ließ ich eine Feste mit großen Räumen zu Magazinen projectiren.

Der Ehrenbreitstein war durch die französischen Offiziere sehr liederlich gesprengt, sie hatten hier wie überall mit der Hälfte des dazu erhaltenen Pulvers gesprengt, und die andere

Hälfte zu ihrem Nutzen verkauft; ich veranlaßte die Untersuchung der alten Fundamente. Sie waren noch gut erhalten.

Nun entschied ich mich für die Befestigung von Coblenz mit der Widerherstellung des Ehrenbreitsteins und der Befestigung von Cöln nebst der Feste in der Eifel.

Die Zeichnungen und Anschläge wurden gemacht, und ich sendete Alles nach Wien.

Der würtembergische General Vahrenbühler hatte das Project zur Vertheidigung des südlichen Deutschlands gegen Frankreich, von der Schweizer-Grenze bis Mainz entworfen und nach Wien eingereicht. Man besaß also beim Congreß die Ansichten über die Stärke oder Schwäche der deutschen Grenzen gegen Frankreich, noch ehe man die Grenzländer vertheilt hatte.

Der tägliche kleine Dienst des Generalstabes war während der drei letzten Feldzüge etwas lose geworden, ich strebte darnach ihn zu vervollkommnen, ich ließ zu diesem Zweck junge Offiziere während des Sommers aufnehmen, etablirte für den Winter ein Zeichnenbüreau, und ließ die Recognoscirungen ordnen.

Dies wurde uns nützlich, als im März 1815 Napoleon wieder in Frankreich erschien, und wir auf's Neue gegen ihn marschiren mußten, denn viele dieser Offiziere konnten zur Dienstleistung im Generalstab gebraucht werden.

Der Wiener Congreß zog sich auf eine höchst unangenehme Weise in die Länge. Vor Allem waren die Verhandlungen über die Theilung von Sachsen sehr unangenehm geworden, und für Preußen war es angemessen, in dieser Angelegenheit die größte Ruhe und Mäßigung zu zeigen. Alle diejenigen, welche Gelegenheit hatten, das preußische Benehmen in Wien zu beobachten, bezeugen, daß es das richtige Maaß gehalten habe. —

Den Vortrag beim commandirenden General über Alles, was die sächsischen Truppen betraf, hatte ich selbst übernommen. Als die Theilungslinie feststand, wurden Listen gefertigt, aus denen zu ersehen war, welche Soldaten des Corps dem Königreich Sachsen verblieben, und welche ihre Heimath in dem Theil hatten, der an Preußen überging. — Hiernach sollte die Theilung der Unteroffiziere und Soldaten Statt finden.

In Betreff der Offiziere hatte der König von Preußen erklärt, daß er jeden sächsischen Offizier in seine Dienste aufzunehmen bereit sei, der diesen Wunsch ausspreche, und dieses Anerbieten war darauf gegründet, daß Offiziere, welche durch die Rückkehr des Königs von Sachsen in die Nothwendigkeit gerathen konnten, aus der Armee zu treten, eine Stellung in der preußischen Armee fanden; gleichviel in welchem der beiden Theile von Sachsen sie geboren waren.

Bei der Bekanntmachung dieser Maaßregel war vorausgesetzt, daß das sächsische Corps zusammen bleiben sollte, bis der König von Sachsen seinen Frieden unterzeichnet, und tractatmäßig den von ihm scheidenden Theil seiner Armee seines Eides entlassen hatte.

Viele der höheren und Subaltern-Offiziere der sächsischen Armee gaben mir ihre Erklärung, in den preußischen Dienst zu treten, mit dem Ersuchen ab: solche geheim zu halten, um mit den exaltirten sächsischen Köpfen nicht in unangenehme Reibungen zu kommen, andre, welche noch ängstlicher oder vorsichtiger waren, baten: daß man sie mit jeder Erklärung verschonen möge, bis die Entbindung von Seiten des Königs von Sachsen erfolgt sei, und die Trennung der sächsischen Armee factisch erfolge.

Diese Wünsche schienen mir und meinem kommandirenden General billig, wurden auch so in den Berichten dargestellt, und die Vollziehung durch den König von Sachsen ruhig erwartet.

Als jedoch Napoleon wieder auftrat, nahm Alles eine andere Gestalt an. Unbekannt mit dem, was zu dieser Zeit in Wien geschah, beschränkte ich mich auf das, was bei dem sächsischen Contingent vorging, in welchem es eine Sachsen- und eine Preußen-Partei gab, wovon die erste die handelnde und renomirende, die letztere aber die ruhig abwartende war.

Die erste hatte eine sichere Correspondenz mit den Umgebungen des Königs von Sachsen, und erhielt von daher ihre bestimmten Weisungen. Meine Stellung als der Vortragende machte es mir nicht schwer, zu erfahren, was man für Ansichten im Gefolge des Königs von Sachsen hatte, der von seinem Lande und den Regierungs-Geschäften entfernt, in der Gefangenschaft lebte. Nach diesen Ansichten wurde die Theilung des

Landes als ein großes Unglück und als eine schreiende Ungerechtigkeit angesehen.

Man glaubte auf Oestreichs Widerspruch und auf Napoleons Mitwirken rechnen zu dürfen, wenn das Glück wolle, daß er sich wieder auf seinem Thron befestige.

Es wurde daher empfohlen: auf das Fortbestehen eines guten sächsischen Geistes zu halten, denn der König werde Alles in die Länge zu ziehen wissen, und sicherlich keine Abtretung unterschreiben, so lange Napoleons Glücksstern nicht abermals untergegangen sei.

Die sächsischen Truppen sollten nur beharrlich sein und sich einer Theilung mit Energie widersetzen.

So stand es, als 1815 der Feldmarschall Blücher mit dem General Grafen von Gneisenau bei der Armee angekommen war, und das Commando übernommen hatte. Die bearbeiteten sächsischen Truppen fingen an, sehr unruhig zu werden.

Der Feldmarschall, um jeden Schein von Besorgniß zu vermeiden, concentrirte das ganze sächsische Corps um Lüttich und legte 4 Bataillons davon in die Stadt (wo er sein Hauptquartier genommen hatte) ohne einen Mann preußische Truppen bei sich zu haben.

Wenn hier die Nachricht von der Entbindung des Eides, Seitens des Königs von Sachsen, ankam, so wäre die Theilung ruhig vor sich gegangen, so aber kam von Wien die Nachricht, daß — da dieser Akt von dem König von Sachsen immer aufgeschoben und nicht zu erlangen war, — die Theilung unverzüglich vorgenommen werden solle.

Es war allerdings die höchste Zeit, dem ungewissen Zustand ein Ende zu machen, denn der Krieg war seinem Ausbruch nahe, — aber die Ausführung dieses Befehls hatte große Schwierigkeiten, da zwar die Unteroffiziere und Gemeinen, wovon ungefähr die Hälfte des ganzen Corps zum preußischen Antheil gehörten, leicht herausgezogen werden konnten, jedoch es dann zur Frage kam, wer diese unorganisirte Mannschaft kommandiren sollte, da die Offiziere sich nicht definitiv erklären konnten.

Der Feldmarschall berief die sächsischen Generale, um mit ihnen zu berathen, und Alles so sanft als möglich einzuleiten, doch ehe es zur Ausführung kommen konnte, war es bekannt

geworden, daß die Theilung ohne die Einwilligung des Königs von Sachsen vor sich gehen sollte, und dies schien denjenigen, welche die altsächsische Parthei leiteten, der richtige Augenblick zum Widerstand.

Das zu diesem Zweck bearbeitete Garde-Bataillon kam in Masse — ohne Offiziere — vor die Wohnung des Feldmarschalls, um dem König von Sachsen ein Vivat zu bringen.

Einige sächsische Offiziere vermochten jedoch die unbewaffneten Mannschaften, wieder in ihre Quartiere zurückzugehen.

Der Feldmarschall ließ das Bataillon sofort ausrücken, und wies ihm Quartiere in Namur mitten zwischen dem 2ten preußischen Armee-Corps an.

Einige Stunden darauf erschienen jedoch die andern 3 Bataillons mit Säbeln bewaffnet und wildem Geschrei vor der Wohnung des Feldmarschalls, so daß das Hausthor geschlossen werden mußte. — Die Fenster des Hauses, und namentlich des Zimmers, in welchem der Feldmarschall sich befand, wurden durch Steine eingeworfen.

Mir war bekannt, daß das Haus noch einen Ausgang in eine andere Straße hatte; ich eilte durch diesen mit einigen Offizieren des Generalstabes zur nahen Hauptwacht, und forderte den wachthabenden sächsischen Capitain auf, mir zur Wiederherstellung der Ordnung zu folgen. Dies geschah. Die Meuterer wichen einen Augenblick zurück, ermuthigten sich aber durch ein wildes Geschrei wieder und drängten mit gezogenen Säbeln die Wache nach und nach zurück.

Alle Ermahnungen waren vergeblich, denn das wilde Gebrüll erlaubte niemand, sein eigenes Wort zu hören. Ich versuchte es nebst einigen preußischen Offizieren die Vordrängenden zurückzuhalten, aber man griff uns mit Säbelhieben an, wovon einer mich schwer verwundet hätte, wenn er nicht durch den halben Mond meines Epauletts aufgefangen worden wäre.

Hiernach ließ sich übersehen, was dem Feldmarschall bevorstand, wenn die Meuterer bis zu ihm gedrungen wären.

Ich zog die Wache bis in's Haus zurück, ließ das Thor verrammeln und führte den Feldmarschall durch den hintern Ausgang, wo unsere Pferde bereit standen; seine Suite ritt mit ihm ruhig aus der Stadt.

Der Feldmarschall hatte sich bereits einige Tage zuvor auf den folgenden Morgen ein Rendezvous mit dem Herzog von Wellington auf dem halben Wege zwischen Lüttich und Brüssel gegeben.

Als wir davon zurückkamen, befanden sich bereits die dahin beorderten preußischen Truppen in der Stadt. Die 3 sächsischen Bataillons hatten ihren Offizieren den Gehorsam aufgekündigt, sie von der Fronte weggejagt und waren, mit selbst aus ihrer Mitte gewählten Führern, unter dem Geschrei: „der Garde nach" abmarschirt. Am andern Tage zeigte es sich, daß diese Bataillons sich in Dörfern in der Richtung von Hannut einquartirt hatten. Sie wurden von preußischen Truppen umringt, und so wie das Garde-Bataillon in Namur entwaffnet.

Ich hatte von verschiedenen der durch die verwilderten Soldaten weggetriebenen Offiziere erfahren, daß nur wenige bekannte schlechte Subjecte die Meuterei geleitet hätten. Ich ließ mir das Verzeichniß geben. Von 3 verschiedenen Seiten ging dasselbe mit 7 gleichen Namen ein.

Der Feldmarschall, General Graf Gneisenau und General Grolmann waren für das Decimiren dieser Bataillone. Diese Maaßregel erschien mir zu hart, weil dann vielleicht kein einziger Verführer betroffen wurde, sondern nur Verführte. Ich schlug vor, statt des großen Blutvergießens die durch Meuterei entehrte Fahne öffentlich zu verbrennen und die Bataillons aufzufordern, ihre Rädelsführer auszuliefern unter Bedrohung des Decimirens. Der Feldmarschall gab meinem Vorschlag nach. Die 3 Bataillone lieferten 7 Rädelsführer aus, welche gleich nach der Entwaffnung vor der Fronte der Meuterer erschossen wurden; 6 davon standen auf den mir eingereichten Verzeichnissen.

Wir hatten daher auf doppelte Art den Trost, daß keine Unschuldige bestraft worden waren.

Der übrige Theil der sächsischen Armee blieb der Meuterei völlig fremd, und wartete in Ergebung das Ende der Theilung ab.

Der Feldmarschall verlegte sein Hauptquartier nach Namur, und hier war es, wo ich auf meine an den König gerichtete Bitte, mich für diesen Feldzug in der Linie anzustellen,

beschieden wurde, daß mein Wunsch in der Folge berücksichtigt werden sollte, daß ich jedoch für jetzt mich in das englische Hauptquartier zu begeben habe, um die Verbindung zwischen dem Herzog von Wellington und Feldmarschall Blücher zu unterhalten.

So wenig diese Anstellung meinen Wünschen entsprach, so wenig ich glauben konnte, in dieser Lage bedeutende Dienste leisten zu können, so willig fügte ich mich, obgleich ich in meinen frühern Studien der englischen Sprache nicht über den Vicar of Wackefield und Thomsons Jahreszeiten hinausgekommen war. Der General von Gneisenau warnte mich bei meinem Abgange, mit dem Herzog von Wellington sehr auf meiner Huth zu sein, denn dieser ausgezeichnete Führer sei durch seine Verhältnisse in Indien und die Verhandlungen mit den hinterlistigen Nabobs an die Falschheit gewöhnt worden, und habe es darin zuletzt zu einer solchen Meisterschaft gebracht, daß selbst die Nabobs von ihm überlistet worden wären.

Ich löste in Brüssel den General von Roeder ab, der dem Himmel dankte, aus diesem Hauptquartier zu kommen, wo er sich fast täglich beleidigt fand. Er ging aber in seiner Verdrießlichkeit viel zu weit. Bald war ein Engländer mit dem Hut auf dem Kopf in sein Zimmer getreten, bald hatte ein anderer, der ihn nicht verstand, ein gedehntes He? gefragt und dann wieder war sein Rang nicht beachtet worden. — Ich ließ mir vom General von Roeder Alles gründlich erzählen, und dies ist mir von großem Nutzen gewesen, weil es mir auf's Neue so recht klar machte, wie ungerecht es ist, wenn jemand sich mitten in einer fremden Nation befindet, seine Forderungen auf mitgebrachte Ideen zu gründen, anstatt die Sitten und Gebräuche derer zu studiren, mit denen er leben muß.

Mein Bestreben, mich mit dem Herzog von Wellington und den Offizieren der englischen Armee gut zu stellen, blieb nicht ohne Erfolg.

Ich wurde durch den Umstand begünstigt, daß man wußte, daß ich seit der Eröffnung des Krieges von 1813 im Generalstab des Feldmarschall Blücher gedient hatte. Dies bewirkte mir ein freundliches Entgegenkommen, da der Feldmarschall Blücher bei der ganzen englischen Armee in großem Ansehen stand. Es kommt nicht selten vor, daß die bei den kommandi-

renden Generalen angestellten Offiziere fremder Mächte die Haupt-Intrigants der Hauptquartiere sind. Gegen einen solchen Verdacht war ich durch meine Stellung geschützt. In meiner Bestimmung:

die Verbindung zwischen rc. Wellington und rc. Blücher zu erhalten,

lag ganz natürlich das Bestreben, dem Herzog von Wellington Alles möglichst zu erleichtern, was er zur Einigkeit und einer kräftigen Armeeführung mit Blücher zu verabreden hatte. — Der Herzog erkannte bald, daß ich ihm in allen Dingen, welche bei solchen Gelegenheiten zur Sprache kamen, sie mochten nun die preußische Armee oder die Verhältnisse zwischen beiden betreffen, die reine Wahrheit sagte, und daß er mir mit Vertrauen entgegen kommen konnte.

Dagegen hatte ich erkannt, daß der Herzog in der Armee, welche er kommandirte, eine ohngleich größere Gewalt ausübte, als der Fürst Blücher in der ihm untergebenen. Die englischen Dienst-Vorschriften gestatteten ihm eine Amts-Suspension aller Offiziere und damit zugleich Zurücksendung nach England. Der Herzog hatte während des Krieges in Spanien von diesem Recht Gebrauch gemacht, wo sich Ungehorsam unter den höheren Offizieren zeigte. Sir Robert Wilson hatte das erfahren.

Unter allen Generalen, vom Corpsbefehlshaber bis zum Brigade-Commandeur, befand sich keiner bei der activen Armee, der als renitent bekannt gewesen wäre.

Den Feldherrn wegen seiner Operation zu critisiren oder controlliren, war in der Armee nicht Sitte. Die Disciplin wurde streng gehandhabt, jeder kannte seine Rechte und Pflichten. Der Herzog war im Dienst sehr kurz und bestimmt. — Er gestattete Anfragen, wies jedoch die unnöthigen zurück. Seine Gegner haben ihm vorgeworfen: er habe eine Neigung zu Uebergriffen in die Wirkungskreise anderer. Diese Beschuldigung widerspricht meinen gemachten Erfahrungen.

Sein Military Secretary und sein General-Quartiermeister waren Offiziere, die sich bewährt hatten, seine Adjutanten und Gallopins waren junge Männer aus den ersten Lord-Familien von England, die es sich zur Ehre rechneten, ihrem Vaterlande und England's größtem Feldherrn zugleich alle Kräfte des Wil-

lens und der Intelligenz zu widmen. Im Besitz der ausgezeichnetsten Pferde von England war es unter diesen Adjutanten als eine Ehrensache angenommen, daß, wenn der Herzog bei einer Versendung zu Pferde hinzufügte schleunig, 3 deutsche Meilen in einer Stunde und 1 Meile in achtzehn Minuten zurückgelegt sein mußten.

Der Herzog richtete Fragen an mich, aus denen hervorging, er wolle wissen, worauf er von Seiten des Fürsten Blücher mit Sicherheit zu rechnen habe.

Der Herzog hatte den englischen Obrist Hardinge*) in's Hauptquartier des Fürsten Blücher entsendet, einen Mann, der sich durch ehrenwerthe Eigenschaften und die angenehmsten Formen als Offizier wie als Diplomat empfahl. Er war in den letzten Jahren von seinem Gouvernement in der Diplomatie verwendet worden. — Wie dieser Obrist seine Stellung im preußischen Hauptquartier ansah, und welche Instructionen er darüber vom Herzog erhalten hatte, blieb mir natürlich völlig fremd, doch trat ich ihm bei unsern Unterredungen mit aller Offenheit entgegen, und bemerkte bald, daß er durch seinen Vorgänger im Feldzug vom Jahr 1814, Sir Hudson Lowe, sehr gut über die Persönlichkeiten im Hauptquartier unterrichtet war. Er kannte die Eigenheiten der Generale Gneisenau und Grolman, mit denen er vorzüglich zu verhandeln hatte. Er war unbesorgt über Differenzen in Beziehung auf die Grundsätze der höheren Kriegführung, da der unternehmende Wellington ganz damit übereinstimmte, doch fürchtete er ihre vielfach hervorbrechende Lebhaftigkeit. Aus Allem ging hervor, daß er nichts mehr wünschte, als die größte Einigkeit zwischen Blücher und dem von ihm hochverehrten Wellington zu erhalten. Dem Herzog blieb es allerdings freigestellt, ob er seine Fragen, seine Antworten und Vorschläge durch mich an den Fürsten bringen wollte oder durch Hardinge; indeß war ich dazu ganz anders ausgerüstet, als Hardinge. Ich hatte 4 Adjutanten nebst Büreau und Ordonnanzen, disponirte über Feldjäger, Feldpost und so viel berittene Offiziere, als ich bedurfte, und war noch in der Stellung als General-Quartiermeister der preußischen Armee im Blücher'schen Hauptquartier durch den Gene-

*) 1845 — 1848 General-Gouverneur in Ostindien.

ral von Grolmann vertreten. Es war daher wohl zu erwarten, daß der Herzog mich als Vermittler wählen würde, allein für das Bedürfniß der Einheit der Operationen einer combinirten Armee von mehr als 200,000 Mann, war damit noch wenig geschehen. Der Herzog hatte sich gewöhnt, alle strategischen Operationen seiner Armee allein zu leiten, und in Defensiv-Schlachten den Augenblick zur Offensive aus seinem Central-Beobachtungs-Punkt anzugeben. So ließen sich die Geschäfte in Spanien führen, wo der Herzog Generalissimus der englischen, spanischen und portugiesischen Armeen war, und dennoch mußte er erfahren, daß die Spanier ihm nur gehorchten, so weit sie es für gut fanden, ohne zu beachten, daß die gehorsamen Engländer und Portugiesen völligen Niederlagen ausgesetzt wurden.

Der Herzog mußte mehr, als irgend Jemand in Europa den Werth eines Befehls anerkennen, der aus einem Guß kommend, die großen Operationen und Schlachten leitet.

Er mußte einsehen, daß der Geschäftsgang, an den er sich gewöhnt hatte, nicht in derselben Art fortgesetzt werden konnte. Ich hatte Gelegenheit gefunden, durch Gespräche über seine spanischen Feldzüge und über die Jahre 1813—1814 den Herzog zu überzeugen, daß ich für ein verbündetes Heer, ohne Einheit in den verabredeten Maaßregeln, jeden fortdauernden Sieg für unmöglich halte. An die vielfachen offiziellen Unterredungen über unsere Heeres-Ausrüstung, Verpflegung durch Requisition, Lagerung ohne Zelte u. s. w., um die Rayons abzugrenzen, aus welchen beide Armeen ihre Subsistenz-Mittel zu beziehen hätten, knüpfte ich absichtlich Betrachtungen über die starken Seiten unserer Armee an, ohne die schwachen zu verbergen oder die starken Seiten der englischen Armee zu verschweigen.

Wir finden, so sagte ich ihm, bei unserer Infanterie nicht die Körperkraft noch Ausdauer, wie bei der Ihrigen. Unsere größere Masse ist zu jung und unerfahren. Wir können nicht darauf rechnen, ein Gefecht vom Morgen bis zum Abend hartnäckig fortzuführen, wir müssen unsere Stärke nicht allein in der Defensive, sondern zugleich in einer blutigen, aber nicht lange andauernden Offensive suchen. — Spät am Abend angreifen, so daß das Gefecht beim Sinken des Tages am hef-

tigsten ist. Eine Oeconomie der Kräfte ist unsern Leuten völlig fremd. Sie verwenden unter Anführung unserer Offiziere in einer Stunde, woran sie vier Stunden zu zehren gehabt hätten. Sie nöthigen dadurch den Gegner zu ganz ungewohnten Anstrengungen, und zu einer Zeit, in welcher die Nacht verhindert, Heldenthaten so wie Pflichterfüllung gehörig zu bewundern. Gelingt es, am Abend irgendwo einzubohren, so daß der Gegner sich rückwärts concentriren muß, so wird sich die Stärke unserer Armee in ihrem Glanzpunkt zeigen, ihr Gegner ist verloren.

Sie können darauf rechnen, daß, wenn der Fürst seine Zustimmung zu einer gemeinschaftlichen Operation gegeben hat, sein Wort gelöst wird, und wenn die ganze preußische Armee darüber aufgerieben werden sollte, aber erwarten Sie von uns nicht mehr, als wir zu leisten vermögen; wir werden Ihnen stets mit dem entgegen kommen, was wir können; der Fürst wird vollständig befriedigt sein, wenn Sie dasselbe thun. Daß der Herzog sich bei dieser delikaten Materie schweigsam verhielt, war mir nicht unerwartet. Ich hätte in seiner Stelle dasselbe gethan, und den bereits angekündigten Antrag auf eine Verabredung,

> wie es gehalten werden solle, wenn der Feind uns nicht in den Niederlanden angreife, sondern seine Kräfte gegen die große Armee wende, und, wo wir ihm eine Schlacht liefern wollten, wenn er die niederländische Grenze überschreite,

ganz ruhig abgewartet.

So geschah es auch. Ich hatte diese verschiedenen Fälle wie gewöhnlich dienstlich und in deutscher Sprache für den Feldmarschall Blücher bearbeitet, und seine Beistimmung und seine Zusage erhalten, nach meinen Vorschlägen zu handeln, wenn der Herzog sich in derselben Art erkläre. Der Herzog nahm einen mündlichen Vortrag in französischer Sprache mit der Karte in der Hand an. Er fand meine Anträge ganz nach seinen Grundsätzen und genehmigte Alles.

Mit diesem Geschäftsgang war ich vollkommen zufrieden gestellt in allen den Fällen, in denen die Zeit zur Einholung der beiderseitigen Genehmigung blieb. Bei Gefahr im Verzug konnte dies jedoch nicht ausreichen; es konnte nur Einheit in

die Armee=Führung kommen, wenn ich sicher war, die alleinige Mittelsperson zwischen der preußischen Armee und dem englischen Ober=Feldherrn zu sein, und mir die Vollmacht ertheilt wurde, wo es nöthig war, im Namen des Fürsten Blücher Anträge zu machen oder zu bewilligen. Der General Gneisenau, gegen den ich diese Ansichten mündlich aussprach, wußte, daß ich der Würde des preußischen Ober=Feldherrn nichts vergeben, und eben so wenig dem Vorwurf Raum geben würde, es hätte von unserer Seite mehr geschehen können, billigte meine Ansicht, und der Fürst ertheilte mir die nöthige Vollmacht. Sie entsprach der Stellung, welche mir der König gegeben hatte, und es bedurfte daher nichts anders, als die nöthigen Anweisungen an die höheren preußischen Generale, meinen Aufforderungen Folge zu leisten.

Alles Uebrige mußte der Fürst meinem Takt und einer Verantwortlichkeit überlassen, von der ich mich loszusagen nicht die entfernteste Absicht hatte.

Mit diesem Schritt war Alles geschehen, was sich thun ließ, um Einheit in die Operationen und Schlachten zu bringen, welche uns bevorstanden, und da ich um diese Zeit die englische Armee in ihren innern Zuständen bereits näher kennen gelernt hatte, so wohnte mir die innere Ueberzeugung bei, daß wenn das Glück uns bei einer Schlacht dahin begünstigte, daß die englische Armee defensiv und mit ihr zugleich die preußische Armee offensiv fechten könne, wir einen glänzenden Sieg über Napoleon davontragen würden.

Der Herzog von Wellington theilte mir Alles, was ich zu wissen bedurfte, mündlich mit, und da es auch alle geheimen Nachrichten von Paris einschloß, so sah ich diese Mittheilungen als vertrauliche an, und beobachtete darüber ein Schweigen gegen alle militairischen Gesandten im Hauptquartier, von denen der russische General Pozzo di Borgo die bedeutendste Stellung einnahm, da der Herzog auf seine diplomatischen Ansichten einen Werth zu legen schien, den dieser geltend zu machen strebte.

Nach dieser Darstellung des Geschäftsganges, wie er sich allmählig ausgebildet hatte, folgen wir jetzt den Begebenheiten.

Der Feldmarschall Blücher hatte von seinem Vorgänger im Commando, General von Kleist, die Veranlassung zu ver=

drießlichen Verhältnissen mit den niederländischen Behörden geerbt.

Als die Nachricht von der Landung Napoleons im Haag eingegangen war, forderte der König der Niederlande, durch die Umstände bedrängt, den General von Kleist auf, mit der preußischen Armee bis an die Maas vorzurücken.

General von Kleist erwiederte, daß er mit dem besten Willen dieser Aufforderung nicht Folge leisten könne, da die Verpflegung der preußischen Truppen außerhalb dem Gouvernement Nieder-Rhein nicht gesichert sei, und er kein Geld zu seiner Disposition habe, um an der Maas durch Ankäufe und aus Magazinen zu leben.

Der König, dem daran gelegen war, alle Schwierigkeiten möglichst schnell zu beseitigen, übernahm es, für die Verpflegung zu sorgen und später mit dem preußischen Gouvernement abzurechnen.

Der General Graf Kleist rückte hierauf, ganz den Wünschen des Königs der Niederlande gemäß, an die Maas vor, als jedoch die englischen Truppen in bedeutender Anzahl sich ausschifften und zur Deckung von Brüssel angekommen waren, als dadurch sehr zweifelhaft wurde, ob Napoleon sich gegen die Niederlande oder gegen die große Armee wenden würde, die sich am Oberrhein versammelte, so entstand der Wunsch beim niederländischen Cabinet, die Auslagen dieser Verpflegung von sich abzuwälzen, und es wurde dem Feldmarschall Blücher angesonnen, wieder in die preußischen Provinzen am Niederrhein zurückzugehen, oder seine Bedürfnisse, wie es die Engländer thaten, gleich baar zu bezahlen. — Das letzte war nicht möglich, und der erste Schritt war nicht mehr Sache der preußischen Armee, sondern eine allgemeine Angelegenheit der Verbündeten geworden.

Der Herzog von Wellington hatte früher den Wunsch geäußert, daß, wenn Napoleon gegen die Niederlande vorrücke, die beiden Armeen, die preußische und die englische, sich ihm dergestalt entgegenstellen möchten, daß Brüssel erst, wenn Napoleon eine Schlacht gewinne, in seine Hände kommen könne. — Dies war allen Interessen gemäß, und der Feldmarschall war hierzu bis Namur und an die Sambre vorgerückt.

Ich berechnete nach Zeit und Raum, daß, wenn der Feldmarschall genöthigt werde, bis Aachen zurückzugehen, diese Vereinigung beider Armeen zwischen der französischen Grenze und Brüssel aufgegeben werden müsse, und nur in der Linie von Brüssel nach Lüttich Statt finden könne.

Dann aber hätte sowohl die Rückzugs-Linie der englischen Armee auf Antwerpen, als die Rückzugslinie der preußischen Armee gegen den Rhein sehr spitzige Winkel mit der Basis erhalten, wenn überhaupt sie noch ausführbar waren.

Der Herzog von Wellington fand meine Berechnungen mit ihren Folgen richtig, und wurde der Vermittler beim König der Niederlande, der sich der Nothwendigkeit fügte, die Lieferungen für die preußische Armee als Vorschuß fortzusetzen.

Der Herzog von Wellington, durch mich unterrichtet, daß die Espionage des Fürsten Blücher schlecht organisirt war, glaubte sich auf diesem Punkt sehr sicher, und daß er Alles sofort erfahren würde, was in Paris auf einen Marsch gegen die Niederlande deute. — In dieser Zuversicht war die Dislocation der englisch-niederländisch-hannöverschen Armee angelegt, und die Stunde berechnet, in welcher sie — vom Augenblick der Absendung der Cavallerie-Ordonnanzen aus Brüssel — auf dem einen oder dem andern der drei verschiedenen Rendezvous versammelt sein konnte. —

Die Rechnungen selbst waren mir nicht bekannt, sie waren jedoch, wie es sich später auswies, in der Voraussetzung geführt, daß die Befehle zur Zusammenziehung am Tage, und nicht in der Nacht gegeben und ausgeführt wurden. Nur zu oft kommt bei den Berechnungen dieses Versehen vor.

In dunkler Nacht können die Ordonnanzen auf Nebenwegen nicht scharf reiten, sie finden in den Cantonnirungen Alles in tiefem Schlaf, und eine Verspätung der Ankunft auf dem Rendezvous ist die unabwendbare Folge einer auf die Zeit des Tages und nicht der Nacht gegründeten Berechnung.

Als es wahrscheinlich wurde, daß Napoleon einen Angriff gegen die Niederlande beabsichtige, hatte ich solche Maaßregeln getroffen, daß ich jeden Angriff auf die preußische Armee in der möglichst kurzen Zeit erfahren mußte.

Bereits am 14. Juni wußte ich durch Mittheilungen vom General von Zieten aus Charleroy, daß die ganze französische

Armee sich vor seinen Vorposten concentrire, und daß ihr Angriff wahrscheinlich auf ihn gerichtet sein werde.

Der Herzog von Wellington, der sonst täglich Nachrichten aus Paris erhielt, von wo bis dahin die Diligenzen ungehindert nach Brüssel gingen, hatte, als ich ihm die Nachrichten vom General von Zieten mittheilte, nichts von Paris erhalten, denn die Diligenzen waren nicht über die Grenze gelassen, und seine Kundschafter hatten noch nicht die Mittel gefunden, auf Umwegen zu ihm zu gelangen.

Es schien ihm nicht wahrscheinlich, daß die ganze französische Armee über Charleroy vorbrechen werde, und vor Allem erwartete er eine Colonne auf der Haupt-Chaussee über Mons (wo seine Vorposten standen) nach Brüssel.

Man mußte voraussetzen, daß Napoleon wußte, wo die beiden Armeen in ihren Cantonnirungen aneinander grenzten, und so lag es allerdings in den Umständen, zu glauben, daß Napoleon eine starke Avantgarde in zwei Colonnen vortreiben werde, wovon die eine auf den rechten Flügel des Feldmarschall Blücher, die andere auf den linken des Herzogs von Wellington stieße, um dadurch diese mit schwachen Fäden zusammengefügte Naht auseinander zu treiben und sich vorzubehalten, dann auf die eine oder die andere der beiden Armeen zu fallen.

---

Die militairischen Maaßregeln, welche General Kleist in Folge Napoleons Landung ergriff, sind bis hierher völlig übergangen worden, um sie in einem ununterbrochenen Zusammenhang vorzutragen, der die Einleitung zum Feldzug vom Jahr 1815 bildet.

Als die Nachricht von Napoleons Landung im Hauptquartier Aachen einging, mußte der kommandirende General der Rhein-Armee sich fragen:

> Wird das französische Volk Ludwig XVIII. treu bleiben, oder zu Napoleon übergehen?

Von der französischen Armee ist das letzte anzunehmen. Die am Niederrhein versammelten Cadres einer Armee von 100,000 Mann waren die Hauptmasse, welche innerhalb der Grenze von Deutschland gegen Frankreich zu Gebote stand.

Die Engländer in Belgien und die Süddeutschen sammt den Oestreichern waren sehr schwach. General Kleist war für einen solchen Fall und Abfall ohne alle Instruction. Da es jedoch klar zu Tage lag, daß bei seinem Eintreten schleunigst entschiedene Maaßregeln ergriffen werden mußten, so war er auch sofort bereit, sie auf eigene Verantwortlichkeit auszuführen.

Zur Lösung der, für Kleist so wichtigen, oben gestellten Frage sendete ich meinen dazu vorzugsweise geeigneten Adjutanten von Gerlach mit der Instruction, eine zuverlässige Antwort zu bringen, nach Paris. Gerlach wartete Napoleons Einzug in Paris ab, und brachte die Nachricht zurück: Alles jauchzt ihm entgegen und verlangt die Wiedereroberung des linken Rheinufers. Hierauf ließ Kleist Jülich und Wesel zur Armirung vorbereiten, Cöln und Coblenz sturmfrei machen, zwischen Cöln und Deutz eine Brücke aus gemietheten Schiffen schlagen, Magazine anlegen, eine Fremden-Polizei einführen u. s. w.

Der König der Niederlande sendete einen Flügel-Adjutanten, um Kleist aufzufordern, in Gemeinschaft mit seinem Sohn, dem Prinzen von Oranien, der die englisch-niederländische Armee in Belgien kommandirte, für den Fall, daß Napoleon einfallen sollte, zu Hülfe zu kommen und eine Schlacht zu liefern. Daß die auf die Rhein-Provinz basirte, noch aus Cadres bestehende Rhein-Armee, sich jenseit der Maas ohne weitere Bedingungen als Hülfstruppen abhängig machen sollte, war an sich bedenklich. Dazu kam, daß Belgien durch Sprache, Sitten und Gewohnheiten seit so langen Jahren französisch, nur durch Zwang holländisch war, ja, daß die Truppen, welche mit dem Frieden 1814 übergeben waren, als alte Kriegsgefährten an dem Kaiser hingen und noch heute seine Uniform mit holländischer Cocarde trugen. — Indeß, Kleist konnte nicht ablehnen, er mußte dem alliirten Souverain gegenüber sogar guten Willen zeigen.

In den zu diesem Zweck angeordneten Conferenzen zwischen mir und Sir Hudson Lowe, Chef des Generalstabes beim Prinzen von Oranien, legte ich meinem tapfern Freund und Collegen eine Karte von Belgien vor, auf welcher ein fingerbreit rother Strich von Marchienne an der Sambre, längs der Dyle über Wavre bis Löwen gezogen war. Hier haben Sie, so deducirte ich mit deutschem Pedantismus nach dem gegebe-

nen Subject und Object die von der Natur vorgezeichnete strategische Demarcations-Linie, ein westliches (englisches), ein östliches (preußisches) Fach. Mein Zweck wurde vollkommen erreicht. Wir kamen keinen Schritt weiter, und als Wellington eintraf, wurde Alles zu den Akten genommen.

Die Truppen der Rhein-Armee waren, wie man zu sagen pflegt, gut aus dem Winter gekommen; die Rekruten gut ausgebildet, Alles gut genährt, gesund, in der besten Disciplin, gut bekleidet und kriegslustig. In demselben Zustande befanden sich alle in der letzten Zeit auf preußischen Fuß gesetzten Truppen; die in Linien-Bataillone verwandelten Frei-Corps, die russisch-deutsche Legion, die bergischen Regimenter und die noch ungetheilten Sachsen.

Die einbeorderte Landwehr kam schleunig ein. Die Besetzung der höheren Stellen vom Brigade-Commandeur aufwärts, traf von Wien ein.

Als sich beim Congreß in Wien die unabweisbare Nothwendigkeit herausgestellt hatte, das Napoleon wieder zugefallene Frankreich ein zweites Mal mit einem europäischen Krieg zu überziehen, an welchem diesmal auch England einen bedeutenden Antheil nehmen konnte, glaubte man von preußischer Seite eine Armee von 100,000 Mann dazu in Bereitschaft setzen zu müssen, wovon 3 Armee-Corps, 75,000 Mann, zum Marsch auf Paris, und 25,000 Mann, als 4tes Corps, zur Reserve in den neu erworbenen Rhein-Provinzen. Die Commando's bei der neu zu bildenden Armee mußten vertheilt, und dazu die Erfahrungen aus den Jahren 1813 und 1814 benutzt werden.

Hier aber zeigten sich große Schwierigkeiten. Es war in ganz Europa kein Geheimniß geblieben, daß der alte Fürst Blücher, der die Siebziger überschritten hatte, von der Kriegsführung gar nichts verstand, ja so wenig, daß wenn ihm ein Plan zur Genehmigung vorgelegt wurde, selbst wenn er eine unbedeutende Operation betraf, er sich kein klares Bild davon machen und kein Urtheil darüber fällen konnte, ob er gut oder schlecht war.

Dieser Umstand bedingte, daß ein Mann an seine Seite gestellt wurde, zu dem er Vertrauen hatte und dem die Neigung und das Geschick beiwohnte, es zum allgemeinen Wohl zu benutzen. Als einen solchen hatte sich Gneisenau während

zwei Feldzügen bewährt, und da Blücher durch diese beiden Feldzüge gerade seinen europäischen Ruf erlangt hatte, so war kein Grund vorhanden, ihm das Commando über die preußische Armee nicht eben so, wie in den beiden vergangenen Jahren, zu übergeben.

Allein, je mehr es bekannt geworden war, daß Gneisenau die Armee commandirte, und Blücher nur in der Schlacht als der Tapferste, bei Anstrengungen als der Unermüdlichste, das Beispiel gab und durch feurige Anreden zu begeistern verstand, je mehr brach die Unzufriedenheit der 4 Generale hervor, welche 1814 Armee-Corps geführt hatten und älter in ihren Patenten waren, als Gneisenau.

Graf Tauentzien hatte Wittenberg mit Sturm genommen, York bei Wartenburg gesiegt, Bülow bei Dennewitz, Kleist bei Culm, sie hatten europäische Namen, sie waren als tapfre unverweisliche Offiziere bekannt, sie konnten, sie durften nicht verletzt werden. In wiefern diese Männer Recht hatten, empfindlich zu sein, soll hier nicht untersucht werden, genug, es war so, und sie hatten die Stimme der ganzen Armee für sich, daß es eine Ehrensache sei, sich von einem Jüngern im Patent nicht befehligen zu lassen. In allen Armeen, in denen das Anciennetäts-Avancement die Regel ist, findet sich dieselbe Idee.

Es darf jedoch auch hier nicht übergangen werden, daß zwischen diesen Generalen und Gneisenau eine gegenseitige Abneigung aus den Jahren 1811 und 1812 bestand, welche die Generale von dem Knesebeck, Borstell mit den meisten höheren Offizieren der Armee theilten. Gneisenau, Boyen, Grolmann wurden als die thätigsten Mitglieder des Tugendbundes bezeichnet, der sehr antiroyalistischer Tendenzen beschuldigt war. Gneisenau, der seine Gegner genau kannte, hatte das System angenommen, ihnen offen und mit großer Energie entgegen zu treten. Führte ihn der Dienst in ihre Nähe, so war er kalt abgeschlossen, und man erkannte die Absicht abzustoßen, was ihm denn auch reichlich erwiedert wurde.

Das Alles war in Wien bekannt. Der Kriegsminister, der dem Könige die Vorschläge vorzulegen hatte, war der vertraute Freund Gneisenau's, hatte jedoch ein anderes System angenommen, sich einen Einfluß zu sichern. Er trat seinen

Gegnern mit der größten Unbefangenheit entgegen, und es gelang ihm, viele glauben zu machen, daß sie sich seines Vertrauens zu erfreuen hätten.

Der König, der schroffe Formen nicht liebte, hatte von Boyen die Meinung, daß er seiner Person und seinen Ansichten über Staats- und Armee-Angelegenheiten völlig ergeben sei, wodurch er und seine Freunde Gneisenau und Grolmann einen mächtigen Einfluß gewannen, obgleich der König gegen diese Freunde als Folge ihrer eingenommenen Stellung eine Abneigung hatte, die er sie fühlen ließ. Blücher war von ihm genau gekannt und 1815 in der Anstellung als Feldmarschall der preußischen Armee für ganz unentbehrlich gehalten. Unter diesen Umständen, und nach dem, was Gneisenau geleistet hatte, war es eben so unmöglich, ihn von der Stellung als Chef des Generalstabes auszuschließen, welche er bereits während zwei Feldzügen bekleidet hatte. Die vier oben genannten älteren Generale konnten sich nicht weigern, unter Blücher zu dienen, und der Uebelstand war gehoben, wenn der König bestimmte:

> Im Fall eine Vertretung des Feldmarschalls nothwendig wird, erfolgt sie durch den ältesten der Corpsführer.

Bei Blüchers Alter konnte dieser Fall leicht und oft eintreten, und bei dem System, welches Gneisenau so consequent entwikkelt hatte, war dann eine unglaubliche Verwirrung beim Oberbefehl vorauszusehen.

Man beschloß daher, die drei ersten Corps unter die Befehle von Zieten, Borstell und Thielmann (alle drei jünger als Gneisenau) zu setzen, und das vierte, als Reserve in die Rhein-Provinzen bestimmt, von dem man nicht glaubte, daß es zum Fechten kommen werde, unter Bülow. Tauentzien, York und Kleist erhielten andere ehrenvolle Bestimmungen, welche, wenn sie auch nicht vollständig befriedigten, doch zu keiner Beschwerde Veranlassung geben konnten.

Die Generale Graf Tauentzien und York blieben als Commandirende im Innern des Landes (in den alten Provinzen), General Kleist von Nollendorff erhielt den Oberbefehl über das zweite deutsche Armee-Corps, welches sich in Trier versammelte.

Noch ehe der Krieg zum Ausbruch kam, gab die Revolte der Sachsen bei Lüttich die Veranlassung zu einer Widersetz-

lichkeit des commandirenden Generals des 2ten Armee-Corps von Borstell, der sein Quartier in Namur hatte. Dort erhielt er den Befehl, das sächsische Garde-Bataillon, welches in Lüttich revoltirt hatte, zu desarmiren und darauf seine Fahne öffentlich zu verbrennen.

General von Borstell, seinen Auftrag ganz einseitig auffassend, hielt den Meuterern lange Reden, Strafpredigten, endete damit, ihnen Alles zu verzeihen, und meldete dies dem Feldmarschall nach Lüttich, der diese Maaßregel als eine bereits vollzogene Genugthuung für alle treu gebliebenen Sachsen verkündet hatte.

Der Fürst mäßigte seinen Zorn über diesen Ungehorsam, und ertheilte dem General von Borstell auf seine Meldung den gemessensten Befehl: das Bataillon zu versammeln, zu entwaffnen und die Fahne zu verbrennen. General von Borstell erwiederte schriftlich: er könne nach seinem Gewissen und seiner Verantwortlichkeit gegen den König den Befehl nicht ausführen.

Der Fürst suspendirte hierauf den General von Borstell von seinem Commando, übertrug es dem ältesten General des Corps, General von Pirch II., interimistisch, so wie die Verbrennung der Fahne, und zeigte dem König den Vorfall an. General von Borstell wurde von einem Kriegsgericht zur Festung verurtheilt, und General von Pirch behielt das Commando über das 2te Armee-Corps.

## Ausbruch der Feindseligkeiten den 15. Juni.

Als am 15ten Juni der General von Zieten vor Charleroy angegriffen und dadurch der Krieg eröffnet war, sendete er einen Offizier an mich ab, der um 3 Uhr in Brüssel eintraf.

Der Herzog von Wellington, dem ich es sofort mittheilte, hatte keine Nachrichten von seinen Vorposten bei Mons. Ich that ihm die Frage:

> Ob und wo er seine Armee zusammenziehen werde, da der Feldmarschall Blücher sich in Folge dieser Nachricht bei Ligny concentriren werde, oder bereits diese Stellung bezogen habe.

Der Herzog erwiederte mir hierauf:

Wenn Alles so ist, wie es der General von Zieten ansieht, so concentrire ich mich auf meinem linken Flügel, dem Corps des Prinzen von Oranien, und stehe dann à portée, mich in Gemeinschaft mit der preußischen Armee zu schlagen. Kommt jedoch ein Theil des Feindes über Mons, so muß ich mich mehr nach meinem Centrum zusammenziehen. Dies ist der Grund, weshalb ich durchaus erst die Meldung von Mons abwarten muß, ehe ich das Rendezvous bestimme. — Da jedoch der Aufbruch der Truppen gewiß, und nur das Rendezvous noch ungewiß ist, so werde ich Alles beordern, sich bereit zu halten, auch das in Reserve stehende Braunschweig'sche Corps und eine leichte Cavallerie-Brigade sofort in Marsch gegen Quatre-bras setzen.

Die Befehle dazu wurden um 6—7 Uhr expedirt.

Später ging dieselbe Nachricht von der Eröffnung der Feindseligkeiten, welche von Charleroy nach Namur gegangen war, von dort zum zweiten Male bei mir ein. Der Feldmarschall benachrichtigte mich von seiner Concentrirung bei Sombref, und beauftragte mich, ihm schleunig Nachricht von der Concentrirung der Wellington'schen Armee zu geben.

Ich theilte dies sofort dem Herzog mit, der mit den Anordnungen des Feldmarschall Blücher ganz einverstanden war. Der Herzog konnte sich jedoch nicht entschließen, seine Concentrirungen zu bestimmen, ehe er die erwartete Nachricht von Mons habe. Er versprach mir, wenn diese eingehe, sofortige Nachricht. Er hielt seine Adjutanten und Schreiber im Geschäftslokale zurück.

Ich begab mich nach 10 Uhr nach Haus, erstattete meinen Bericht, so daß ich nur am Schluß die Rendezvous-Plätze zu nennen hatte, und ließ eine Courier-Chaise vor meiner Thür halten.

Gegen Mitternacht trat der Herzog von Wellington in mein Zimmer und sagte mir:

ich habe die Meldung vom General Dörnberg aus Mons, daß Napoleon sich mit allen seinen Kräften gegen Charleroy gewendet hat, und daß ihm nichts

mehr vom Feinde gegenübersteht; daher sind die Ordres zur Concentration meiner Armee bei Nivelles und Quatre-bras bereits abgegangen.

Die hier befindlichen zahlreichen Freunde Napoleons (da man gegen Abend vor den Thoren von Brüssel das Kanonenfeuer deutlich hören konnte) machen lange Hälse, die Gutgesinnten müssen beruhigt werden, lassen Sie uns daher noch auf den Ball zur Herzogin von Richmond gehen, von wo wir darauf um 5 Uhr von hier nach Quatre-bras zu den versammelten Truppen abreiten.

So geschah es; der Herzog zeigte sich auf dem Ball (wo die Honoratioren von ganz Brüssel versammelt waren) sehr heiter, blieb bis 3 Uhr, und um 5 Uhr waren wir zu Pferde. Wir überholten die marschirenden Truppen und waren um 11 Uhr bei Quatre-bras, wo der Feind seine Vorposten den Truppen der Division Perponcher gegenübergestellt hatte. Da der Feind sich ruhig verhielt, mir aber indeß die Nachricht zugekommen war, die preußische Armee versammle sich bei Ligny, so meinte der Herzog, es sei am besten, zum Feldmarschall zu reiten und mit ihm mündlich zu verabreden, welche Maaßregeln zu einer entscheidenden Schlacht mit vereinten Kräften zu nehmen seien. Dies wurde sogleich ausgeführt, und der Herzog sagte mir unterwegs:

wenn, wie es scheint, das, was vom Feinde bei Frasnes, Quatre-bras gegenüber, steht, nur unbedeutend ist, und die englische Armee maskiren soll, so kann ich meine ganzen Kräfte zur Unterstützung des Feldmarschalls verwenden, und Alles, was er als gemeinschaftliche Operation wünscht, werde ich gern ausführen.

Ich hatte die feste Ueberzeugung, daß das, was der Herzog äußerte, sein unverhohlner fester Wille sei; allein ich kannte das Mißtrauen des General von Gneisenau gegen den Herzog und war im Voraus besorgt, daß dies auf die uns bevorstehenden Verabredungen von Einfluß sein werde.

In meiner Stellung als Mittelsperson zwischen beiden Feldmarschällen lag vorzüglich die Verabredung aller gemeinschaftlichen Operationen. — Sie zerfielen von selbst in die offensiven (einen Marsch gegen Paris) und die defensiven (die

Vertheidigung der Niederlande) für den Fall, daß Napoleon hinlängliche Kräfte zu ihrem Angriff, vor dem Vorrücken der Verbündeten vom Ober- und Mittel-Rhein zusammenbringen konnte. Für die Offensive war schriftlich niedergelegt, daß die englische Armee auf der Linie von Antwerpen über Brüssel nach Mons, die preußische Armee von Lüttich, Huy und Namur bis Marchiennes an der Sambre vorrücken, von dort aber parallel auf nebeneinander laufenden Straßen marschiren würden.

Die Belagerungen von 2 Festungen (von jeder Armee eine) wurden in Antwerpen und Wesel vorbereitet. Der Monat Juli war als die Zeit der Offensive angenommen.

Wenn Napoleon einen Angriff nicht vor Mitte Juni unternehmen konnte, so war anzunehmen, daß die beiden verbündeten Armeen seinen Kräften um ein Bedeutendes überlegen sein würden, oder, daß die Armee, welche er ihnen entgegenführte, zum Theil aus zusammengerafftem Gesindel bestehen werde.

Einen Angriff im Thal der Maas hatten die Verbündeten nicht zu besorgen; die unfruchtbaren Waldgegenden, die Unwegsamkeit des Landes und der Aufwand an Zeit, den ein Eindringen von dieser Seite erfordern würde, ließen Napoleon keine Wahl. Er mußte die fruchtbaren Ebenen von Belgien zu seinem Kriegstheater nehmen, und der Erfolg hing davon ab, ob es ihm gelingen werde, die beiden verbündeten Armeen jede einzeln zu schlagen.

Dies zu vermeiden, war, was alle Regeln empfahlen, und die Vereinigung der englischen und preußischen Armeen zu einer Defensiv-Schlacht, aus welcher in die Offensive übergegangen werden konnte, war durch die Verhältnisse und Localität so deutlich vorgezeichnet, daß darüber gar kein Zweifel aufkommen konnte.

Stand die englische Armee bei Gosselies, die Verbindungs- und Rückzugslinie über Brüssel nach Antwerpen hinter sich, die preußische Armee bei Ligny, die Verbindungs- und Rückzugslinie, die Römerstraße nach der Maas hinter sich, so waren sie in ihrer Fronte durch die Sambre völlig unangreifbar. Wurde aber Napoleon genöthigt, einen der beiden Flügel anzugreifen, so konnte er auch nicht hindern, daß der andere Flügel mit ge-

sicherter Rückzugslinie ihm vorwärts entgegenschwenkte und von der Sambre abschnitt.

Nördlich der Chaussee von Sombref nach Quatre-bras, also im Rücken dieses Versammlungslagers, wurde die Dyle in einer tiefliegenden und wasserreichen Niederung gebildet, ziemlich senkrecht auf die Sambre nach Löwen abgeführt, und in ihrer ersten Hälfte von 5 Lieues bis Wavre für größere Truppen-Abtheilungen mit Artillerie ganz unpracticabel, diente dieses Hinderniß dazu, die strategische Aufstellung beider verbündeten Heere zu verstärken.

Hiernach war für die preußische Armee als Versammlungs-Punkt vorgeschrieben: zwischen Sombref und Charleroy, und für die englische Armee in letzter Instanz zwischen Gosselies und Marchienne.

Die Haupt-Verbindungs- und Handelsstraße von der Hauptstadt Paris zur Hauptstadt Brüssel läuft über Mons. Die Cantonirungen der englischen Armee mußten daher dergestalt angelegt sein, daß diese sich zwischen Brüssel und Mons versammeln konnte, daß es ihr jedoch frei stand, sich auf ihrem linken Flügel mit der preußischen Armee zu vereinigen. Dies berücksichtigend, hatte der Herzog von Wellington an der Grenze bei Mons leichte Cavallerie, auf dem halben Wege nach Brüssel das Corps de bataille, in Brüssel selbst nebst Umgegend die Reserve. Das Hauptquartier gehörte in den Sitz der Regierung, die Hauptstadt von Belgien. Der Herzog ist einer unrichtigen Anlage seiner Cantonirungen beschuldigt worden. Dieser Vorwurf entbehrt jeden Grundes; aber es ist richtig, daß seine Armee später auf dem Rendezvous eintraf, als er es beabsichtigt hatte und erwartete. Seine Hauptmassen standen in der Gegend von Nivelles, und wenn er am 14. Juni sein Hauptquartier dorthin verlegte, so hatte er am 15ten des Morgens Nachrichten von Mons, er hörte um 9 Uhr das Kanonenfeuer beim General von Zieten. — Waren bereits am 14ten die Reserven bis Genappe herangezogen, so konnten am 15ten Abends sämmtliche Corps der englischen Armee innerhalb des Dreiecks Frasnes, Quatre-bras, Nivelles bivouakiren, und am 16ten Morgens die englische Armee in der Offensive bei Gosselies sein.

So hing es also von dem kleinen, unbedeutenden Umstand ab, daß der Herzog am 14ten Brüssel verließ, und Napoleon wäre am 16ten Juni in die caudinischen Gabeln gefallen!

Der Herzog von Wellington traf den Feldmarschall an der Windmühle von Bry. Seine Armee-Corps wurden gerade in ihre Aufstellung gewiesen, während einige Offiziere das Vorrücken Napoleons von der tombe de Ligny aus beobachteten. Der Herzog übersah die getroffenen Maaßregeln und schien damit zufrieden. Als die Spitzen der Napoleon'schen Angriffs-Colonnen sich auf St. Amand in Bewegung zeigten, fragte der Herzog den Feldmarschall und den General von Gneisenau: „que voulez-vous que je fasse?" — Mit wenigen Worten hatte ich bereits dem General von Gneisenau gesagt: daß der Herzog die besten Absichten habe, den Feldmarschall zu unterstützen, und daß er Alles thun werde, was man wünsche, wenn man ihm nur nicht ansinne, seine Armee zu theilen, was gegen seine Grundsätze sei. Es wären bei Quatre-bras noch wenig Truppen angekommen, und die englische Reserve (welche dahin dirigirt sei) könne vor 4 Uhr Nachmittag nicht eintreffen; mir scheine es daher wichtig, daß die Wellington'schen Truppen sich vorwärts, etwa jenseits Frasnes, concentrirten, von da in gerader Linie gegen den preußischen rechten Flügel (Wagnelé) vorrückten, und dort im rechten Winkel mit der preußischen Stellung ankommend, Napoleons linken Flügel sofort umfaßten.

General von Gneisenau hatte dazu den Kopf geschüttelt, aber ich wußte nicht, was er gegen meinen Vorschlag einzuwenden hatte.

Jetzt auf die Frage des Herzogs von Wellington erwiederte der General Gneisenau: das Wünschenswertheste für die preußische Armee sei:

> wenn der Herzog mit seiner Armee, sobald sie bei Quatre-bras versammelt sei, links auf der Chaussee nach Namur abmarschire und sich als Reserve der preußischen Armee hinter derselben bei Bry aufstelle.

Dieser Vorschlag war auf die Voraussetzungen gegründet:

1) daß die Armee von Wellington in wenigen Stunden bei Quatre-bras versammelt sein könne,

2) daß der Feind gar nichts gegen sie detachire, so daß sie sowohl Quatre-bras verlassen, als mit Sicherheit auf der Chaussee im Angesicht des Feindes marschiren könne, so wie endlich:

3) daß die englische Armee früher als Reserve der preußischen Armee ankommen könne, als die Schlacht durch Napoleon bei Ligny entschieden sei.

Alle drei Voraussetzungen waren jedoch unrichtig, denn

ad 1. Wie konnte der rechte Flügel der englischen Armee, und deren Reserve-Cavallerie von Grammont (nach der Zeit, wo sie die Ordre erhalten hatten, sich bei Nivelles zu concentriren) vor Einbruch der Nacht bei Quatre-bras sein? — Ein Marsch von da bis Ligny (1¼ Meile weiter) mit der ganzen Wellington'schen Armee war also am 16ten ganz unmöglich.

ad 2. Hatte ich eine Abtheilung französischer Truppen mit eignen Augen bei Frasnes gesehen; es war aber unmöglich, ihre Stärke zu beurtheilen. Ueberhaupt fand ich die Aufstellung bei Quatre-bras über alle Maaßen schlecht. Wer sie besetzt, hat zwei nicht unbedeutende Wälder rechts und links vor der Fronte, der Horizont ist durch die Höhen von Frasnes beschränkt und die tactische Stellung ist vor der Chaussee, von Quatre-bras nach Namur, dahinter oder auf derselben gleich unvollkommen.

ad 3. Wenn der Feldmarschall Blücher darauf rechnen konnte, daß die Armee von Wellington um 6 Uhr Abends als Reserve (zum Vorrücken bereit) hinter seiner Linie bei Bry stand, so stellte er sich die Aufgabe: 5 Stunden lang die Angriffe Napoleons auszuhalten. — Dann mußte aber die englische Armee um 4 Uhr von Quatre-bras abmarschiren, und General Gneisenau wußte durch mich, daß zu dieser Zeit kaum die Reserve nach einem Marsch von 5—6 Meilen bei Quatre-bras angekommen sein konnte.

Dieser Vorschlag war also keineswegs günstig für die preußische Armee, da er auf Unmöglichkeiten basirt war, er konnte

aber auch von dem englischen Feldherrn, der die niederländischen Truppen unter seinen Befehlen hatte, gar nicht angenommen werden, weil er bei einem Links-Abmarsch von Quatrebras die beiden vom Feinde her auf Brüssel führenden Chausseen hätte aufgeben und die Hauptstadt Belgiens Preis geben müssen, während in seinen Instructionen gerade das Gegentheil lag.

Der Herzog von Wellington sah in seine Karte und antwortete kein Wort.

Ich sah, wie ihm der Vorschlag mißfiel, und machte daher folgende Bemerkungen:

Nach diesem Vorschlag würde die englische Armee, bis sie versammelt wäre, bei Quatre-bras in völliger Unthätigkeit 12,000 Schritt von der preußischen entfernt stehen müssen, ohne ihr auf das entfernteste nützen zu können.

Wenn jedoch die englische Armee bis dahin vorrücke, wo die Römerstraße die Chaussee von Quatrebras nach Charleroy durchschneidet (1½ Stunden), so stehe sie nicht mehr als 6000 Schritt vom preußischen rechten Flügel, würde, wenn sie links aufmarschire, völlig mit dem Feldmarschall Blücher zusammen stoßen und ein günstiges Terrain zum Fechten und Manövriren haben.

Das Corps des Prinzen von Oranien habe von Nivelles wenig weiter an den angegebenen Durchschnittspunkt zu marschiren, als nach Quatre-bras, und der rechte Flügel von Ath stehe dem ersten sogar näher.

Auf diese Art vermied ich die falschen Berechnungen des Herzogs über die Zeit der Versammlung seiner Armee, sowie die unrichtigen Rechnungen des Generals von Gneisenau über die Ankunft der englischen Armee bei Bry öffentlich zu erwähnen, und der Herzog ergriff meinen Vorschlag mit Lebhaftigkeit, indem er sagte: je culbuterai ce qu'il y a devant moi à Frasnes, me dirigeant sur Gosselies.

General Gneisenau widerlegte Alles, was für diese Bewegung gesagt, durch die wenigen Worte: sie ist zu weitläuftig und unsicher, der Marsch von Quatre-bras gegen Bry dagegen

sicher und entscheidend. Der Herzog erklärte: Wohlan! ich werde kommen, sofern ich nicht selbst angegriffen werde.

Nach unserer Zurückkunft bei Quatres-bras fanden wir den Marschall Ney in vollem Angriff, der auf die von uns besetzte Ferme Germioncourt begonnen hatte. Der Feind mit seinen zwei Armee-Corps entwickelte eine so große Ueberlegenheit über die Division Perponcher, daß es klar vorlag, ohne ganz besonders eintretende Ereignisse war Quatre-bras nicht zu halten. Es war jedoch von dem Augenblick an, als die Gebäude auf diesem Straßenknoten in Feindes Hände fielen, nicht allein alle Verbindung mit der preußischen Armee völlig unterbrochen, sondern auch ganz in derselben Art die Verbindung mit dem Gros, dem Corps de Bataille der englischen Armee, welches im Marsch von Braine le Comte auf Quatre-bras, während die Reserve von Genappe im Marsch auf Quatre-bras war.

Der Division Perponcher wäre dann kein anderer Rückzug als auf die Reserve geblieben. Der Herzog suchte seinem Gegner durch eine feste Haltung zu imponiren, und gewann so viel Zeit, daß Picton bei Quatre-bras ankommen und auf der Chaussee aufmarschiren konnte.

Indeß auch jetzt war Wellington mit seinen beiden Divisionen kaum halb so stark als der Marschall Ney, und hatte in der nächsten Zeit keine andere Verstärkung, als durch das Braunschweig'sche Corps von etwa 8000 Mann zu erwarten.

Der Herzog faßte in diesem hochwichtigen Augenblick einen Entschluß, der eines großen Feldherrn würdig war. Er ließ mit seinem linken Flügel das bereits verlorene Dorf Pernimont angreifen, und ging dem Marschall Ney mit Allem, was er hatte, entgegen.

Der Marschall, der seinen rechten Flügel an Pernimont gelehnt, sein Centrum bei der Ferme und seinen linken Flügel am Walde hatte, drang mit drei tiefen und dicht aufgedrängten Colonnen tambour battant vor.

Die Schwäche der entgegenkommenden englischen Armee wurde der französischen durch das hohe Getreide verborgen; zwei Neunpfünder-Batterien beschossen die rechte Flügel-Colonne wirksam. Auf deren Unordnung folgte eine Pause; die Ver-

stärkungen kamen von zwei Seiten an, der vollständige Sieg blieb in den Händen des Herzogs.

Die erste Nachricht, welche ich dem Fürsten von Quatrebras nach der Rückkunft von der Windmühle gab, konnte keinen Zweifel darüber lassen, daß der Herzog nicht zur Hülfe kommen konnte, jedoch bei einer tapfern Gegenwehr den großen Dienst leistete, 30,000 Mann des Feindes (gerade die Uebermacht Napoleons über die preußische Armee) festzuhalten und zu beschäftigen. Ich zeigte später den großartigen Entschluß des Herzogs an. Ich gab von dem glücklichen Fortgang Nachricht. Ich ließ dies wiederholt von 5 Uhr ab dem Feldmarschall Blücher mündlich durch Adjutanten und schriftlich durch Ordonnanzen melden.

Als es bereits dunkel war, wurde mir in Gegenwart des Herzogs von Wellington angezeigt: es sei ein preußischer Offizier auf der Chaussee von Sombref gekommen, als eben ein französisches Detachement Infanterie den linken Flügel der Stellung bei Quatre-bras überflügelt habe. Hier, auf der Chaussee wäre der preußische Offizier vom Pferde geschossen worden; später von den Nassauischen Truppen gefunden, habe er ausgesagt, einen Auftrag an mich erhalten zu haben. — Diese ganze Sache war etwas confus, ist nie aufgeklärt worden, und ich erwähne sie hier nur deshalb, weil es sich später ermittelte, daß dieser Offizier mit der Nachricht von dem Rückzug des Feldmarschalls an mich abgesendet war, wovon ich keine Kenntniß bekam.

Ehe der Tag völlig sank, war der vor der englischen Armee stehende Feind überall gegen Frasnes zurückgedrängt, hielt aber noch die Ferme Germioncourt vor dem Centrum des Herzogs besetzt. Der Herzog sagte mir, die beiden verbündeten Armeen würden doch nun jedenfalls am andern Morgen die Offensive ergreifen, und somit wäre es die Frage: ob es nicht am besten sei, die Ferme sogleich, noch zum Schluß des Tages wegzunehmen, oder dies auf den andern Morgen zu verschieben? Ich erklärte mich für die sofortige Wegnahme, da der Feind sich eingeschüchtert zeigte, wir aber im guten Zuge waren. — Am andern Morgen würde ihre Wegnahme viel Menschen gekostet haben.

Der Herzog theilte meine Ansicht, befahl den Angriff und wir bekamen die Ferme ohne Verlust.

Während der Nacht war nichts an mich eingegangen, was ich auf den Umstand schob, daß der Feind unsre Verbindung auf der Chaussee unsicher gemacht hatte. Bei Tagesanbruch sendete ich meine Adjutanten aus, um auf einem Nebenwege die Verbindung mit der preußischen Armee zu suchen.

Es kam darauf an, zu wissen: ob der Feldmarschall im Stande sei, die Offensive zu ergreifen, was der Herzog von Wellington nun konnte, da seine ganze Armee, bis auf das Corps des Prinzen Friedrich der Niederlande, versammelt war.

Der General-Quartiermeister der englischen Armee war zu eben dem Zweck, den ich meinen Adjutanten aufgetragen hatte, ausgeritten, und kam mit der Nachricht zurück, daß der Feldmarschall Blücher das Schlachtfeld von Ligny verlassen habe. Es unterlag dies keinem Zweifel, da der General-Quartiermeister Oberst Delancy den General von Zieten gesprochen hatte, der die Arriergarde machte. Wir waren beide, der Herzog und ich, sehr von dieser Nachricht überrascht. Der Herzog sah mich an, als ob er fragen wollte:

> ob ich die Sache gewußt und aus guten Gründen ihm verschwiegen habe?

Als ich aber ganz natürlich ausrief: das ist wahrscheinlich die Nachricht, welche der heruntergeschossene Offizier mir bringen sollte; und hierauf: „nun können Sie aber hier nicht stehen bleiben, Mylord,“ ging er gleich wieder wie gewöhnlich mit mir auf die zu nehmende Maaßregel ein.

Da wir nichts weiter von der preußischen Armee wußten, als die Richtung des Rückzuges auf Wavre, ferner, daß Bülow mit seinem Corps nicht zur Schlacht angekommen war und daß Napoleon nicht verfolgt hatte, so argumentirte ich: die Sache könne nicht so ganz schlimm stehen; der Herzog müsse bis auf einen Punkt zurückgehen, welcher mit Wavre in einer Höhe läge, dann würden wir Nachricht von dem Zustand der Blücher'schen Armee haben, und früher ließe sich nichts beschließen. Dies war ganz die Ansicht des Herzogs. Er hatte die Stellung von Mont-St.-Jean gewählt; indeß entstand die Frage: ob er seine vom gestrigen Marsch ermüdeten Leute auf der Stelle aufbrechen oder zuvor noch abkochen lassen sollte. Das

letzte wünschte er, fürchtete aber dadurch in sehr heftige Arriergarden-Gefechte verwickelt zu werden. Ich konnte diese Besorgnisse nicht theilen. Der Feind war am 16ten (Tages zuvor) erst mit dem Dunkelwerden in's Bivouac gekommen, und in solchen Fällen war es bei seinen Kriegen in Deutschland immer seine Gewohnheit, erst abkochen zu lassen und am andern Morgen um 10 Uhr aufzubrechen. — Die englische Cavallerie, welche zum Theil erst am Morgen bei Quatre-bras angekommen war, mußte jedenfalls erst futtern, und konnte dann nebst der sämmtlichen reitenden Artillerie die Arriergarde machen, wozu das Terrain sich eignete.

Der Herzog von Wellington ließ seine Leute kochen, auf die Gefahr eines heftigen Arriergarden-Gefechts. Um 9 Uhr kam ein Offizier aus Wavre mit mündlichen Aufträgen an mich an, als ich gerade neben dem Herzog auf der Erde saß.

Ich wußte, daß dieser Offizier französisch und englisch sprach, ich deutete ihm daher mit der Hand an, daß er dem Herzog sagen möge, was er mir zu bestellen habe. — Dies geschah; der Herzog that einige Fragen, erhielt vernünftige und zufriedenstellende Antworten und wurde dadurch veranlaßt, mir zu erklären: er wolle eine Schlacht in der Stellung von Mont-St.-Jean annehmen, wenn der Feldmarschall ihm, sei es auch nur mit einem Corps, zu Hülfe zu kommen geneigt sei.

Wohin dies führte, und wie wir vom Schlachtfeld von Quatre-bras in der Stellung von Mont-St.-Jean ankamen, und wie der Feldmarschall Blücher antwortete: er werde mit Allem, was er habe, ihm zu Hülfe kommen, nehme ich als bekannt an. Es ist dies in der Geschichte des Feldzugs zu finden, welche ich 1817 bei Cotta in Stuttgart herausgab.

Am 18ten Juni untersuchte der Herzog von Wellington sehr früh alle Details seiner Stellung.

Ich beritt mit ihm die Umgebungen, die Ferme von Hougomont und die Fronte der Linie, dann aber eilte ich nach dem linken Flügel über Papelotte und Frischermont auf das Plateau, dessen Zugänglichkeit ich untersuchte, bis mich eine französische, von Planchenoi kommende Patrouille vertrieb. Durch das, was ich gesehen hatte, war ich überzeugt worden, daß ein kühnes Vorrücken des Feldmarschalls Blücher über St. Lambert auf das Plateau zu den größten Resultaten führen müsse,

da der Feind diese seine rechte Flanke gar nicht zu beachten schien, wahrscheinlich, weil Napoleon annahm, er habe die Blücher'sche Armee bei Ligny vernichtet. — Ich schrieb meine Ansicht über den Marsch der preußischen Armee in Form einer Disposition für das Benehmen der beiden alliirten Armeen nach drei verschiedenen Fällen auf ein Pergament-Blatt, und las es dem Herzog von Wellington vor. „Vollkommen einverstanden," rief er mir zu, und dieser Beistimmung erwähnend, sendete ich einen Adjutanten an den Feldmarschall ab, mit dem mündlichen Zusatz: daß wenn zwei Corps der preußischen Armee sich in den Besitz des Plateau gesetzt hätten, nach meiner Ansicht die Schlacht strategisch entschieden sei.

Ich hatte kurz vor Absenduug meines Adjutanten die Nachricht erhalten, daß General von Bülow mit dem vierten Corps in der Richtung auf die englische Armee in Marsch gesetzt sei, daher trug ich meinem Adjutanten auf, wenn er dem General von Bülow begegne, ihn das Blatt für den Feldmarschall lesen zu lassen, damit, wenn ich ihn später wissen lasse, welcher Fall eingetreten sei, er sogleich verstehe, was dies zu bedeuten habe.

Der Feldmarschall genehmigte die von mir entworfene Disposition vollständig. General von Bülow (dem mein Adjutant begegnete) hatte bereits seinen Marsch, wie ich ihn vorgeschlagen hatte, eingeleitet, als er vom Feldmarschall den offiziellen Befehl dazu erhielt und von mir fast gleichzeitig die Nachricht, daß der Fall eingetreten sei, nach welchem er über St. Lambert und Lasne auf das Plateau rücken sollte.

Die Schlacht begann mit so großer Heftigkeit, daß ich besorgt wurde, es könnte Napoleon gelingen, die englische Armee auf irgend einem Punkt überzurennen und aus ihrer Stellung zu drängen, ehe die preußische Armee zu ihrer Unterstützung auf dem Plateau angekommen war. Ich wünschte deshalb die Beschleunigung des preußischen Marsches und sprach mit dem Herzog (nachdem die Schlacht bereits begonnen hatte) über die Stärke und Schwäche seiner Schlachtlinie.

Für das Centrum und seinen linken Flügel unbesorgt, hielt ich seinen rechten Flügel für den schwächsten Punkt, vorzüglich aber Hougomont bei einem ernsten feindlichen Angriff nicht zu halten.

Dies bestritt der Herzog, da er das alte Schloß in Vertheidigungsstand gesetzt, und die lange, gegen das Schlachtfeld gewendete Gartenmauer hatte creneliren lassen, und, setzte er hinzu, ich habe Macdonald hineingeworfen, einen Offizier, auf den er vorzüglich rechnete. — Wie aber, erwiederte ich ihm, wenn der Feind auf der Chaussee von Nivelles vorgeht, wo der Garten von Hougomont keine Mauer, sondern nur einen ganz leichten nicht zu vertheidigenden Zaun hat, folglich Alles, ausgenommen das Haus, aufgegeben werden muß? Das Haus aber, ohne den Garten, hindert den Angriff auf den rechten englischen Flügel durchaus nicht. — Ich begab mich mit dem Herzog dahin; er verkürzte seinen rechten Flügel, (der bis Braine la Leud ausgedehnt war) stellte eine Batterie auf, welche die Chaussee von Nivelles gut bestrich, und Infanterie dahinter, welche den Zugang des Gartens von dieser Seite durch Offensivbewegungen decken konnte.

Wenn nun Napoleon den rechten Flügel der englischen Armee auf Braine la Leud umgehen wollte, so konnte Wellington diesen ganzen Flügel rechts rückwärts schwenken lassen, und sobald die preußische Armee angekommen war, mit ihr zugleich die Offensive vom linken Flügel ergreifen*).

*) Der Herzog von Wellington war von Quatre-bras in 3 Colonnen, auf 3 Chausseen zurückgegangen, und stand den 17ten Abends Prinz Friedrich der Niederlande bei Hall, Lord Hill bei Braine la Leud und Prinz von Oranien nebst der Reserve bei Mont-St.-Jean.

Diese Anordnung war nothwendig, da Napoleon diese 3 Chausseen zu seinem Vorrücken auf Brüssel zu Gebot standen. Napoleon hatte am 17ten von Quatre-bras über Genappe bis Rosomme verfolgt und gedrängt; auf den beiden andern Chausseen hatte sich kein Mann des Feindes gezeigt.

Am 18ten früh 9 Uhr war die Offensiv-Schlacht bereits vollständig von Napoleon eingeleitet, wobei jedoch die Chaussee von Nivelles durch seinen linken Flügel nicht überschritten wurde. Diese Umstände gestatteten: den Prinzen Friedrich an die Armee heranzuziehen, was ohnfehlbar geschehen sein würde, wenn nicht ganz neue Verhältnisse eingetreten wären. Der Herzog hatte sich 24 Stunden früher verbindlich gemacht, eine Schlacht bei Mont-St.-Jean anzunehmen, wenn Blücher ihn in dieser Stellung mit 25,000 Mann (1 Corps) verstärken könne. Dies zugesagt, ordnet der Herzog seine Vertheidigungsmittel an, als er unerwartet vernimmt, daß außer dem zugesagten Corps, Blücher mit Allem, was er hat, bereits im

Nachdem diese Maaßregeln auf dem rechten Flügel getroffen waren, begann ein ernster Angriff auf dem linken Flügel.

Dies war wegen der Verbindung mit der preußischen Armee der gefährlichste Punkt, und da ich dort am nützlichsten sein konnte, um die mit dem Schlachtfeld ganz unbekannten preußischen Colonnen bei ihrer Ankunft zu dirigiren, so wünschte der Herzog, ich möge mich dahin begeben, und zugleich dafür sorgen, daß sein linker Flügel in völliger Harmonie mit der preußischen Armee handle. In diesem Sinn wies er seine Generale des linken Flügels an mich.

Ich kam in demselben Augenblick auf dem linken Flügel an, als der Angriff des ersten feindlichen Corps durch den General Picton, der bei dieser Gelegenheit blieb, abgeschlagen war.

Die zunächst der Chaussee vorgerückte feindliche Infanterie-Masse wurde von einer englischen Cavallerie-Brigade angefallen, ehe sie den flachen Grund, der sich von der Haye-Sainte nach Papelotte zieht, erreicht hatte. Die übrigen feindlichen Infanterie-Massen waren dadurch in den Rückzug gerathen und jenseit des flachen Grundes dergestalt auseinander gekommen, daß sie um so weniger einem Cavallerie-Angriff Widerstand zu leisten vermochten, als sie weder durch Cavallerie noch Artillerie unterstützt wurden.

Auf unserm linken Flügel hielten 2 englische Cavallerie-Brigaden, jede von 3 Regimentern; ich forderte beide Brigade-Commandeure auf, in die zerstreute Infanterie einzubrechen, mit der Bemerkung, daß es ihnen nicht fehlen könne, mindestens 3000 Mann Gefangene zurückzubringen. Beide stimmten mit mir darin völlig überein, indeß beide zuckten mit den Achseln und antworteten: leider dürfen wir nicht! Der Herzog

---

Marsch ist, um über Planchenois in Napoleons rechte Flanke und Rücken einzubrechen. Drangen 3 Corps der preußischen Armee über das unbeachtete Plateau bis Rosomme vor, was nicht unwahrscheinlich war, so wurde Napoleon von seiner Rückzugslinie über Genappe abgedrängt, und es war leicht möglich, daß er auch die Rückzugslinie auf der Chaussee nach Nivelles verlor. In diesem Fall konnte der Prinz Friedrich mit seinen 18,000 Mann (die man in der Stellung von Mont-St.-Jean für überflüssig erachten konnte) die wichtigsten Dienste leisten.

von Wellington halte auf diesem Punkt sehr strenge an den Vorschriften*).

*) Späterhin hatte ich Gelegenheit, den Herzog nach diesen Vorschriften zu fragen, was um so unbefangener geschehen konnte, als die beiden Brigade-Generale zu den ausgezeichnetsten Offizieren gehörten und mit ihren Brigaden an demselben Tage noch Ausgezeichnetes geleistet hatten. Der Herzog antwortete mir: die beiden Generale haben Ihnen eine völlig richtige Antwort gegeben, denn wenn sie ohne meine Erlaubniß einen solchen Angriff gemacht und den allergrößten Erfolg gehabt hätten, so mußte ich sie unter ein Kriegsgericht stellen, da bei uns ein- für allemal feststeht, daß ein General, der sich in einer angewiesenen Stellung befindet, die unumschränkte Vollmacht hat, innerhalb derselben zu thun, was er für gut findet, nämlich: wenn der Feind ihn angreift, sich stehenden Fußes vertheidigen oder dem Feind aus verdeckter Aufstellung entgegengehen und in beiden Fällen ihn verfolgen, aber nie weiter, als bis an das Hinderniß, hinter welchem ihm die Stellung angewiesen ist; mit einem Wort: das Hinderniß vor seiner Fronte ist, bis zum Eingang höherer Befehle, seine nie zu überschreitende Grenze.

Diese mir bis dahin unbekannten Vorschriften mußte ich als Regel höchst zweckgemäß erkennen, ich hatte sie in meinen Discussionen mit Gneisenau selbst aufgestellt und vertheidigt, allein es schien mir doch beachtenswerth, daß, wenn die Vorschrift für die Infanterie und Artillerie unbedingt als richtig anerkannt werden muß, für die Cavallerie jedoch die besondere Vorschrift Statt finden müsse, daß eine Ebene jenseits des Hindernisses zu der Ausdehnung ihrer Bewegungen hinzuzurechnen ist.

Der Herzog erwiederte, daß der Fall, den ich vor Augen habe, den feststehenden Grundsatz weder alteriren noch modifiziren könne. Es komme vor allen Dingen darauf an, daß ein in einer defensiven Stellung sich befindender General in keinem Augenblick des Gefechts die freie Disposition über alle ihm untergebenen Truppen verliere. Er habe in den Schlachten von Vimiera, von Talavera, Busacs, Salamanca sich angreifen lassen, in der Absicht, dem Feind, sobald er eine Blöße gebe, mit Uebermacht entgegen zu gehen, und dadurch Stockung in seiner Disposition oder eine theilweise Niederlage herbeizuführen, welche eine spätere und allgemeine Niederlage in Aussicht stelle. Zu diesem Zweck gehöre:

1) daß der Commandirende auf einem hohen Punkt seiner Stellung mit dem Fernrohr in der Hand, durch Selbstbeobachtung und die empfangenen Meldungen die Disposition seines Gegners ergründe und die Mittel auffinde, die Zusammenwirkung seiner Kräfte zu verhindern, aber ganz besonders

Vom linken Flügel sendete ich ununterbrochen Offiziere ab, um den Feldmarschall Blücher in der genauesten Kenntniß von den Ereignissen der Schlacht zu erhalten.

Nach 3 Uhr wurde die Lage des Herzogs bedenklich, wenn die Beihülfe der preußischen Armee nicht bald eintrat.

Es wurde auf meine Berichte beschlossen, nicht die Ankunft des ganzen Corps von Bülow auf dem Plateau abzuwarten,

---

2) daß die Truppenführer sich in denselben Augenblicken, wo sie ihre neuen Befehle erhielten, in Marsch setzten. Das könnten sie aber nicht, wenn sie in eignen, dem commandirenden General unbekannten Unternehmungen begriffen wären.

Wenn nun in dem Fall, von welchem ich rede, angenommen werden könne, daß die 6 Cavallerie-Regimenter des linken Flügels 6000 Mann Gefangene gemacht hätten, und nach einer halben Stunde wieder auf ihrem Platz sein konnten, so bleibt dies letzte immer sehr zweifelhaft. Wenn die Cavallerie einmal auseinander ist, so kann Niemand im Voraus sagen, wohin das führt. Der Reiz der Verfolgung ist so groß, daß keine Trompeten-Signale ihr Einhalt zu thun vermögen. Ferner, wenn Cavallerie-Regimenter auseinander sind, und jeder Reiter einige Gefangene vor sich hertreibt, deren gefüllte Taschen und Tornister er als sein Eigenthum anzusehen berechtigt ist, so vergeht eine lange Zeit, bis ein solches Regiment wieder schlagfertig aufmarschirt steht.

Hat man aber bei den glücklichsten Erfolgen die Zeit nicht in der Gewalt, um wie viel weniger wird dies der Fall sein, wenn unerwartete und unberechenbare Schwierigkeiten bei der Verfolgung eintreten, z. B. wenn es dem Feind gelingt, sich wieder zu ordnen und zu vertheidigen, wenn geschlossene Cavallerie zu seiner Unterstützung herbeieilt; wer kann da berechnen, daß in einer bestimmten Zeit die Verfolgungs-Episode abgethan ist, wer kann voraussagen, daß nicht ein schweres Gefecht von längerer Dauer herbeigeführt wird, während welchem die eigene Armee gelähmt bleibt? Wer wollte sich solchen Zufällen aussetzen, und zu welchem Zweck?

Um ein paar tausend Gefangene zu machen, was vielleicht bei der Entscheidung der Schlacht völlig gleichgültig sein kann?

Und wenn sie gemacht sind, so haben die Truppen ihre erste Frische verloren, und werden im schweren Gefecht nicht mehr dasselbe leisten, als sie ohne dieses Zwischenspiel geleistet haben würden.

Ich mußte die Gründe des Herzogs als schlagend anerkennen, und überzeugte mich bald, daß ich in den unaufhörlichen Discussionen über diesen Gegenstand, bei welchem ich meinen Zweck nicht durchsetzen konnte, bereits mürbe geworden war, und laxere Ideen angenommen hatte, als die strenge, aber correcte Schule es gestattet. —

sondern aus dem Walde vorzurücken, sobald die beiden 12pfündigen Batterien angekommen sein würden.

Um 4 Uhr begann der Feldmarschall seine Kanonade, so wie das Vorrücken gegen Planchenois, und gegen 6 Uhr erfolgte der letzte verzweifelte Angriff Napoleons. Ich konnte aus meinem Standpunkt bei Papelotte das Vorrücken der feindlichen Reserven von Belle-Alliance gegen das Centrum des Herzogs von Wellington übersehen, und da bereits die Avantgarde des ersten Corps (General von Zieten) auf der nächsten Höhe an der Stellung erschien, so forderte ich die Generale Vandeleur und Vivien auf, mit ihren 6 englischen Cavallerie-Regimentern vom linken Flügel sofort dem bedrängten Centrum zu Hülfe zu eilen. Sie wurden wegen Ankunft des preußischen Corps auf dem linken Flügel entbehrlich.

Diese Regimenter marschirten ab, und kamen zu rechter Zeit im Centrum zu glänzenden Angriffen an*).

Fast zu gleicher Zeit mit ihrem Abmarsch rückte der Feind auch gegen den linken Flügel (Papelotte) mit Infanterie vor. Die Avantgarde des Corps von Zieten, welche ich mit der

---

*) Der Abmarsch der Brigaden Vandeleur und Vivien, vom linken Flügel nach dem Centrum der englischen Schlachtlinie, ist im Schlacht-Bericht des englischen Capitain Siborne, in Beziehung auf die Zeit, die Veranlassung und die Ausführung ganz richtig angegeben. Wer die Anweisung zu diesem Abmarsch ertheilt hat, darüber ist jedoch der Verfasser unrichtig berichtet worden. Ich würde dieses Umstandes gar nicht erwähnen, denn für die Geschichte ist es gleichgültig, ob A. oder B. den Befehl erlassen hat, wenn nicht mein Schlacht-Bericht, der lange Jahre vor dem Erscheinen des Siborne'schen Werks niedergeschrieben war, dadurch der Gefahr ausgesetzt bliebe, als ungenau beurtheilt zu werden.

Capitain Siborne scheint gar nicht erfahren zu haben, daß ich in meiner Dienststellung zum Herzog von Wellington mich auf seinem linken Flügel befand, und welchen Auftrag ich hatte. Von einem eigenmächtigen Abmarsch des General Vivien habe ich nie etwas vernommen, und eben so wenig, daß der Herzog durch seine Adjutanten habe mündlich mit andern preußischen Generalen verhandeln lassen, als mit mir. Dies wäre den Verabredungen entgegen gewesen, welche Capitain Siborne nicht kannte. Indeß ist dies ganz gleichgültig, da seine Angaben über das Zusammenwirken der alliirten Kräfte ganz richtig sind. (Nachgetragen im Jahr 1846.) —

größten Ungeduld erwartete, war plötzlich umgekehrt und von der Höhe verschwunden, gerade als der Feind Papelotte mit Infanterie besetzte. Ich ereilte diese Avantgarde jenseit der Höhe, von welcher ich sie in vollem Rückmarsch sah. Der General von Zieten, den ich glücklicher Weise schnell erreichte, hatte vom Feldmarschall die Weisung erhalten, sich an ihn heranzuziehen, und wollte dies ganz richtig über Papelotte bewirken; er änderte jedoch diese Absicht, als einer seiner Offiziere, den er vorausgesendet hatte, um zu sehen, welchen Gang die Schlacht nehme, mit der Nachricht zurückkam, der rechte Flügel der englischen Armee sei in vollem Rückzug. Dieser wenig erfahrene junge Mann hatte die, durch das kleine Gewehrfeuer entstandene große Zahl von Blessirten, welche nach den Verbindeplätzen zurückgingen oder zurückgebracht wurden, für Flüchtlinge gehalten und dadurch einen falschen Rapport gemacht.

Nachdem ich dem General von Zieten das Gegentheil versichern konnte, und es übernommen hatte, das Corps auf die Punkte seiner Bestimmung zu bringen, da er bei jedem Uebergang abwärts von Papelotte nicht allein Schwierigkeiten finden, sondern auch die Zeit zur Mitwirkung verlieren würde, ließ er sofort wieder umwenden, folgte mir, und blieb, den Feind vor sich hertreibend, bis zum Dunkelwerden im Vorrücken.

Durch dieses auf den falschen Rapport gegründete Umkehren des Generals von Zieten hätte die Schlacht verloren werden können, da das Corps alsdann gar nicht mehr auf dem Schlachtfelde ankommen konnte, während es beim Marsch auf Papelotte, mit seiner Avantgarde, eine Viertelstunde darauf, in vollem Gefecht war.

Nachdem der Feind aus Papelotte vertrieben war, nachdem ich zwei Batterien vom Corps von Zieten auf zuvor ausgewählte wichtige Punkte gebracht hatte, und der Feind, in seiner Linie und in der gegen Blücher gebildeten Flanke bestrichen, wich, trabte ich mit einer preußischen reitenden Batterie nach dem Centrum der englischen Linie, welches im kleinen Gewehrfeuer stand, und wo keine Geschütze mehr feuerten. Ich traf den Herzog in der Gegend der la Haye-Sainte; das Perspectiv in der aufgehobenen rechten Hand rief er mir aus der Ferne zu: Nun! Macdonald hat Hougomont gehalten! Es war dies

ein Ausdruck der Freude, daß der tapfere Waffengefährte seinen Erwartungen entsprochen hatte. Der rechte Flügel des Feindes bis an die Chaussee war bereits im vollen Rückzuge und wurde vom Corps von Zieten verfolgt.

Das feindliche Centrum von der Chaussee bis gegen Hougomont stand jedoch noch unbeweglich. Als die reitende Batterie in der Höhe von la Haye-Sainte ihr Feuer eröffnete, fing der Rückzug auch jenseits der Chaussee an, da die Kugeln der Batterien des Corps von Bülow bereits weit über das Vorwerk Belle-Alliance hinaus die französische Linie enfilirten. Der Herzog sagte mir, er werde seine ganze Linie avanciren lassen, und begab sich demzufolge vor ihre Mitte (zwischen la Haye-Sainte und Hougomont). Als die Linie der Infanterie antrat, sah man überall Häufchen von nur einigen hundert Mann mit großen Zwischenräumen vorrücken. Die Stellung, in welcher die Infanterie gefochten hatte, war, so weit man sehen konnte, mit einer rothen Linie bezeichnet, so viel Blessirte und Todte in ihren rothen Uniformen waren liegen geblieben.

Dies Avanciren so schwacher Bataillone mit den großen Intervallen erschien bedenklich; auch machte der General Lord Urbridge (nachheriger Marquis of Angelesy), der die Cavallerie commandirte, auf die Gefahr aufmerksam; indeß wollte der Herzog nicht halten lassen, da die englische Cavallerie ein zweites Treffen bildete, und wenn die französische sich noch in dem Zustande befand, die englische Infanterie anzugreifen, zu ihrer Unterstützung bereit war. — Dieses Vorrücken hatte wahrscheinlich einen politischen Grund. — Der Herzog übersah mit seinem Kennerblick, daß die französische Armee nicht mehr gefährlich war, er wußte zwar eben so gut, daß er mit seiner so zusammengeschmolzenen Infanterie nichts Bedeutendes mehr ausrichten konnte, aber wenn er stehen blieb, und der preußischen Armee allein die Verfolgung überließ, ohne die Aufstellung zu verlassen, in welcher er die Angriffe des Gegners abgeschlagen hatte, so hätte die Schlacht vor ganz Europa das Ansehen gehabt, als ob die englische Armee sich zwar tapfer vertheidigt, aber die preußische Armee sie allein entschieden und gewonnen hätte.

Als die beiden Feldherrn sich später trafen, konnte mit Anstand verabredet werden, daß die preußische Armee die Verfolgung übernehme.

Um Mitternacht, in Waterloo, von der Verfolgung zurückkommend, die ich mit der preußischen Armee bis vor Genappe fortgesetzt hatte, sagte ich dem Herzog, der Feldmarschall werde die Schlacht „Belle-Alliance" benennen. Er gab mir keine Antwort darauf, und ich bemerkte sogleich, daß er nicht die Absicht hatte, ihr diesen Namen zu geben.

Ob er nun fürchtete, sich selbst oder seiner Armee etwas dadurch zu vergeben, — ich weiß es nicht, indeß er hatte in seinem vorläufigen Bericht nach England, die Schlacht wahrscheinlich bereits Schlacht bei Waterloo genannt, denn er war gewohnt, seine in Indien und Spanien gewonnenen Schlachten nach seinem Hauptquartier zu benennen.

Nach dieser Schlacht erfreute ich mich eines größeren und nie getrübten Vertrauens des Herzogs. Er hatte gesehen, daß mir das allgemeine Wohl am Herzen lag, und daß ich, in Folge der großen Feldherrn-Talente, welche ihn in eben dem Maaße hervorhoben, als ihn Offenheit und Gradheit des Charakters zierten, eine tief begründete Hochachtung für ihn empfand.

Auf dem Marsch nach Paris legte die preußische Armee größere Märsche als die englische zurück, und wenn ich dem Herzog täglich des Morgens meine Mittheilungen machte, so versäumte ich nicht, in passender Art darauf aufmerksam zu machen, daß es besser wäre, wenn er gleichen Schritt hielte. Er schwieg dann, sagte mir aber nach einigen wiederholten Versuchen, ihn zu stärkeren Märschen zu bewegen:

> dringen Sie nicht darauf, denn ich sage Ihnen, es geht nicht. Wenn Sie die englische Armee genauer in ihrer Zusammensetzung und ihren Gewohnheiten kennten, so würden Sie das mit mir sagen. Ich kann mich nicht von meinen Zelten und meiner Verpflegung trennen. Meine Leute müssen im Lager zusammengehalten und gut verpflegt werden, damit die Zucht und Disciplin erhalten wird; es ist besser, daß ich zwei Tage später in Paris ankomme, als daß der Gehorsam locker wird.

Von den zwei militairischen Begebenheiten, welche bis Paris vorkamen, der Sturm auf Cambray und der Sturm auf Peronne, habe ich nur zu erwähnen, daß die Vorbereitungen dazu, wegen der unübertrefflichen Ordnung, welche dabei herrschte, mir eben so imposant waren, als die, durch die Erfahrungen, welche sich in Spanien gebildet hatten, höchst gediegene Ausführung. —

Der Herzog bezeichnete mit wenigen Worten denjenigen Truppentheil, welcher in einem Busch Faschinen machen, und denjenigen, der Leitern von 18 Sprossen (welche aus den nächsten Dörfern in ein Depot zusammengebracht waren) mit einander zu drei Sprossen verbinden sollten; er bezeichnete den Angriffspunkt und alles Uebrige machte sich von selbst. Die Bataillons hinter einem Schwarm von Tirailleurs trugen mit übergehängten Gewehren die Faschinen wie eine schützende Wand senkrecht vor sich her, und die Leitern auf ihren Schultern in zwei Colonnen neben einander — alles wie auf dem Uebungsplatz. —

Während des Marsches auf Paris hatte der Feldmarschall einmal eine Aussicht, Napoleon in seine Hände zu bekommen, so wie er denn auch von den ihm entgegen gesendeten französischen Commissarien, welche Waffenstillstand oder Frieden unterhandeln sollten, vor allen Dingen seine Auslieferung verlangte. — Ich erhielt vom Feldmarschall den Auftrag: daß ich dem Herzog von Wellington eröffnen solle, der Congreß zu Wien habe Napoleon vogelfrei erklärt, er würde ihn daher todt schießen lassen, wenn er ihm in die Hände fiele. Doch wolle er von dem Herzog wissen, wie dieser die Sache ansehe, denn wenn er dieselbe Absicht habe, so wollte der Feldmarschall es mit ihm gemeinschaftlich ausführen.

Der Herzog sah mich mit großen Augen an, und bestritt zuvörderst die Interpretation der Wiener Achtserklärung, bei welcher es in keiner Art die Meinung gewesen sei, zu Napoleons Ermordung aufzufordern. — Er glaubte daher, daß aus diesem Akt kein Recht erwachsen könne, Napoleon erschießen zu lassen, wenn es gelinge, ihn kriegsgefangen zu machen. Was aber überhaupt seine und des Feldmarschalls Stellung gegenüber von Napoleon betreffe, so wolle es ihm scheinen, als ob sie beide, seit der gewonnenen Schlacht, viel zu vornehme Leute

geworden wären, um eine solche Handlung vor den Augen von ganz Europa rechtfertigen zu können.

Ich hatte das ganze Gewicht dieser Aeußerung bereits vor dem von mir so ungern unternommenen Vortrag gefühlt, und war daher sehr weit davon entfernt, es zu bestreiten. Daher, so fuhr der Herzog fort: wünsche ich, daß mein Freund und College die Sache eben so als ich ansehen möge; ein solcher Akt würde unsre Namen der Weltgeschichte befleckt überliefern, und die Nachwelt von un's sagen: daß wir es nicht verdient hätten, seine Besieger zu sein, um so mehr, als ein solcher Akt jetzt völlig überflüssig, völlig zwecklos sei.

Von diesen Aeußerungen machte ich nur in so weit Gebrauch, als es nöthig war, um den Feldmarschall von seiner Idee abzubringen. Es ist für die Geschichte nicht unwichtig, ihr die Motive aufzubewahren, welche den Feldmarschall bei seinem mir ertheilten Auftrage leiteten.

Zu diesem Zweck erfolgen in der Beilage drei Schreiben des Generals von Gneisenau, welche diesen Gegenstand betreffen.

Der Herzog von Wellington mußte von seinem Gouvernement eine Instruction haben, den König Ludwig XVIII. überall wieder als den verdrängten Souverain einzuführen, denn er bewog den König, ihm von Gent zu folgen, und als der Herzog in Chateau Cambresis sein Hauptquartier hatte, in dieser Stadt unter seinem Schutz einen feierlichen Einzug zu halten.

Der Kaiser Alexander hatte sich nicht bestimmt geäußert, ob man, wenn Napoleon vertrieben wäre, dem französischen Volk den König Ludwig XVIII. abermals aufdringen solle. Der Fürst Blücher hat wahrscheinlich darüber mir unbekannte Instructionen gehabt, denn er vermied jede Berührung mit dem Könige Ludwig XVIII. und instruirte mich demgemäß.

Dem Herzog von Wellington war es nicht entgangen, daß ich mich zurückhielt. — Er ließ mich in Chateau am Morgen zu sich einladen, um mir allerhand wichtige Depeschen mitzutheilen, und als ich sie gelesen hatte, sagte er mir: wir müssen noch weiter darüber sprechen, jetzt aber dem König Ludwig XVIII. entgegenreiten, und wir wollen unterweges davon reden.

Ich entschuldigte mich, daß ich kein Pferd habe, indeß erwiederte er mir, daß bereits eines seiner Pferde für mich ge-

sattelt stehe, und so wurde ich gegen meinen Willen zu dem Ritt gezogen, an dessen Schluß ich es denn nicht vermeiden konnte, daß der König mir viel Verbindliches über die Dienste sagte, welche die preußische Armee seiner Sache in der Schlacht geleistet habe.

Wellington hatte seinen Zweck erreicht, als in den Zeitungen gesagt wurde, daß der Herzog den König in der Mitte eines russischen und preußischen Generals eingeholt habe. — Ich tröstete mich damit, daß mein russischer College Pozzo di Borgo wie ich, als Schauspieler wider Willen auftreten mußte. Vor Paris kam ein Courier aus dem Hauptquartier des Königs an mich an, mit dem Auftrag, dem Herzog ein Glückwünschungsschreiben des Königs mit dem schwarzen Adler-Orden zu überreichen.

Ich war beim Abschluß der Convention von St. Cloud zugegen, und habe die näheren Umstände in der Geschichte des Feldzugs angegeben.

Der Herzog von Wellington zeigte bei dieser Gelegenheit eine merkwürdige Geduld mit der zeitraubenden Phraseologie des Monsieur Bignon, nach welcher es gegen die Ehre der französischen Armee sein sollte, auf die andere Seite der Loire zurückzugehen. — Als das Schwatzen und Declamiren nicht aufhörte, sagte ich endlich: Mylord! lassen Sie den Herrn schwatzen und uns angreifen, damit wir zu Ende kommen. Das half.

Nun bekam ich vom Fürsten Blücher den Auftrag, dem Herzog vorzutragen: es sei für Paris ein Gouverneur und ein Commandant zu bestellen. Jede der Armeen habe dazu einen Offizier zu ernennen. Fürst Blücher wünsche, daß General Zieten (der sich in diesem Feldzug so ausgezeichnet habe) den Posten als Gouverneur erhalte. — Der General Gneisenau führte als Grund dafür, daß Preußen vorzugsweise den Gouverneur-Posten besetze, an: weil die preußische Armee die stärkere sei.

Der Herzog von Wellington erwiederte mir: er müsse darüber mit dem Feldmarschall berathen.

Dies wurde von mir sofort dem Fürsten Blücher mitgetheilt, so wie eine Anfrage des Herzogs, ob der Fürst einen feierlichen Einzug in Paris beabsichtige?

Der Fürst hatte sein Hauptquartier in St. Cloud.

Von dort erhielt ich das abschriftlich Nr. 5 anliegende Schreiben des Generals Gneisenau, durch welches ich zum Gouverneur von Paris bestellt war.

Im ersten Augenblick fühlte ich mich durch diese Ernennung wahrhaft unangenehm betroffen. Ich hatte den Auftrag erhalten, diese Stellung für einen General zu negociren, der nach seinem Rang und nach seiner Persönlichkeit ganz dazu geeignet war, und nun verlangt der, mit dem ich zu unterhandeln hatte, diese Stellung für mich.

Das hatte ganz das Ansehen einer Intrigue, denn wer konnte wissen, daß der Herzog seinen Schritt that, ohne daß ich die entfernteste Ahnung davon hatte! Indeß der Fürst Blücher und Graf Gneisenau kannten mich genug, um zu wissen, daß etwas so Unwürdiges nicht von mir ausgehen konnte; überdies war es ja nur eine provisorische Ernennung bis zur Ankunft der Souveraine. Der Herzog von Wellington hatte mir dadurch einen Beweis seines Vertrauens gegeben, auf den ich einen höhern Werth legte, als auf das Commandeur-Kreuz des Bath-Ordens, welches er mir im Auftrag des Prinzen-Regenten überreichte.

Nachdem ich von den Absichten der beiden Feldmarschälle über die Besetzung von Paris genau unterrichtet war, konnte ich meine Gouvernements-Angelegenheiten gründlich organisiren.

Der Herzog von Wellington wollte keine Truppen in der Stadt einquartieren, sondern ein Lager von 20,000 Mann im Bois de Boulogne beziehen lassen, mit einem Detachement, welches in den Champs-Elysées (zur Erleichterung des Dienstes) campiren sollte.

Diese Truppen sollten, wenn ich ihrer innerhalb der Stadt Paris bedurfte, meinen Anweisungen Folge leisten.

Der Feldmarschall Blücher wollte die Infanterie des ersten Armee-Corps in Paris einquartiert haben, und diese Truppen standen innerhalb der preußischen Vorschriften über den Festungsdienst unter meinem Befehl.

Ich theilte die Stadt Paris in die zwei Hälften rechts und links der Seine.

Am rechten Ufer wurde ein englischer Oberst mit 6 Mairien, am linken ein preußischer Oberst mit 6 Mairien, als zwei

Commandanten unter meine Befehle gestellt. — In jeder Mairie (unter diesen Commandanten) ein Stabsoffizier oder Capitain, zur Wahrnehmung der Ordnung bei der Einquartierung ꝛc. zur Abstellung der Klagen in erster Instanz.

Der Marschall Massena stand an der Spitze der Pariser Garde nationale. Ich ließ ihn zu mir einladen, um mit ihm, dem Art. 9 der Convention gemäß, den innern Dienst zu verabreden; er entschuldigte sich, Krankheit angebend, und sendete mir den General Hulin, als den ihm zunächst stehenden, zu diesem Zweck, dem ich das Nöthige für unser wechselseitiges Verhältniß eröffnete, so wie den beiden Präfects de la Seine und de la Police, nebst dem General-Postmeister.

Mit dem erstgenannten Präfecten als der ersten Behörde der Stadt Paris, mußte die Einquartierung, Verpflegung ꝛc. regulirt werden, mit den beiden letzten meine Verhältnisse zur Polizei, zur Gensdarmerie und endlich zur geheimen Polizei.

Ich verbarg es mir nicht, daß ich dieser Polizei gegenüber mich in der schwierigsten Lage befand.

War sie feindlich gegen uns gesinnt, und verbarg sie mir, was vorging, so mußte ich das ruhig dulden, ich hatte keine Mittel, mir Aufrichtigkeit zu erzwingen.

Der damalige Präfect, Mr. Decazes, hatte sich in den 100 Tagen auf eine Zutrauen erweckende Art benommen, und sich seinem, dem Könige geleisteten, Eide treu, von Napoleon weder anstellen noch brauchen lassen. — Ich mußte mich durch ihn erst von Allem unterrichten, und hielt fest an dem angenommenen Grundsatz, mich nur mit solchen Gegenständen der Polizei zu befassen, welche auf unsere militairische Sicherheit Einfluß hatten.

Ich mußte die französische Armee im Auge behalten, ich mußte wissen, was an Offizieren und Gemeinen sich noch in der Stadt befinde oder von der Loire zurückkomme und öffentlich oder heimlich in Paris verweile.

Es ist in der That kaum glaublich, daß kein Hausbesitzer in Paris, noch ein Miether die Verpflichtung hat, der Polizei eine Anzeige zu machen, wenn er während der Nacht Fremde in sein Haus aufnimmt; ich hielt dies für eine eingerissene Unordnung und wollte sie auf der Stelle abschaffen, allein Mr. Decazes erklärte mir: daß dies eine ganz alte Prärogative der

Stadt Paris sei, und daß weder während der Revolution noch zur Zeit Napoleons eine Abänderung in diesem thörichten Vorrecht habe getroffen werden können.

Er setzte mir auseinander, wie hiernach der Polizei kein anderes Mittel bleibe, als durch eine wohlgeordnete Espionage Alles das zu erfahren, was allerdings auf dem Wege der Anzeigen und Verantwortlichkeit durch die Hausbesitzer, viel wohlfeiler, schneller und sicherer zu erlangen wäre. — Herr Decazes schloß damit, daß die von mir beabsichtigte Maaßregel nur durch die Gewalt durchgesetzt werden könne und die größte Aufregung herbeiführen würde, wobei Excesse aller Art unvermeidlich wären.

Ohne mir vorzugreifen, müsse er mir um so mehr abrathen, als er dafür gut sagen könne, daß uns aus den eingeschlichenen Fremden keine Gefahr erwachsen werde, welche größer sei, als die, welche uns durch die bestehenden Verhältnisse jeden Tag drohe.

Die Vorstädte von Paris waren nämlich auf die Nachricht des Verlustes der Schlacht von Belle-Alliance mit Waffen und Munition versehen worden, um Paris zu vertheidigen. Mit der Capitulation hatte nun zwar dieser Zweck aufgehört, allein diese gefährliche Klasse von Arbeitern war noch bewaffnet und die Vorstädte stießen an das Fort von Vincennes, in welchem ein Napoleon ganz ergebener Offizier kommandirte, der einen großen Vorrath von Waffen und Munition zu seiner Disposition hatte.

Wir hatten Vincennes bei der Capitulation ganz vergessen. Was aber damals leicht zu erlangen war, wurde jetzt um so schwieriger. Bei einer Rücksprache mit dem Herzog von Wellington meinte dieser, der König Ludwig XVIII. würde dem Uebelstande leicht dadurch abhelfen können, daß er einen ihm ergebenen Mann an die Stelle des Bonapartisten zum Commandanten von Vincennes bestelle. Kurz, man war der Meinung, daß es am besten sei, von der Sache vorerst nicht zu reden, sondern sich zu sichern, bis abgeholfen werden könne.

Mr. Decazes hielt die Entwaffnung der Vorstädte für eine unerläßliche Maaßregel, besorgte jedoch, daß wenn es durch die Alliirten und, was davon unzertrennlich war, durch Gewalt geschehe, ein Theil dieser verwogenen Leute sich wehren würde,

daß aus dem einzelnen Widerstand leicht ein allgemeiner entstehen und unnöthig viel Blut kosten könne.

Er schlug vor, daß ich ihm eine allmählige Entwaffnung überlassen möge, welche vorzüglich an den Sonntagen (wo die Arbeitsleute der Vorstädte zur Besprechung ihrer Geschäfte für die nächste Woche zusammen kämen) am schicklichsten geschehen könne, da sie gegen ihn, ihren Präfecten, kein Mißtrauen hegten.

Nach reiflicher Ueberlegung ging ich in diesen Vorschlag um so mehr ein, als ich übersehen konnte, daß ein gefährlicher Aufruhr nicht zu fürchten war, so lange die französische Armee sich auf dem Marsch und in ihrer nächsten Einrichtung an der Loire befand, also in den nächsten 14 Tagen.

Der vollständigste Erfolg rechtfertigte diesen Beschluß.

In Betreff der Gewohnheit der Bürger, in ihren Häusern Fremde aufzunehmen, ohne alle Anzeige an die Polizei, so mußte ich mir sagen: daß, was Napoleon nicht durchgesetzt hatte, von mir in meiner vorübergehenden Stellung als Gouverneur nicht würde zu bewirken sein, ohne viele andere und gefährlichere Dinge in die Waagschale zu legen.

Ueberdies waren die Fonds, über welche die Polizei disponirte, so bedeutend, daß sich viel davon leisten ließ. Der Ertrag aus der Pacht des Spiels war der Polizei zu ihren Zwecken überwiesen und diese Pacht betrug damals 7—8 Millionen Francs.

Ich ajournirte daher alle Maaßregeln, bis ich Mittel zur gründlichen Abhülfe gefunden haben würde, und trat dem Polizei-Präfecten Decazes mit vollem Vertrauen entgegen, unter der Bedingung, daß ich von allen Dingen genau unterrichtet würde, (so offiziell als geheim) was zu meinem Amt gehörte, oder damit in Beziehung stand.

Ich habe dies auch nie zu bereuen gehabt.

Der Präfect der Seine, Comte Chabrol, flößte mir durch ein anständiges offenes Benehmen, nach einer kurzen Bekanntschaft vollkommenes Vertrauen ein. — Ich hatte eine Disposition entworfen, nach welcher ich für den Fall einer verringerten Besatzung von Paris, Herr der Stadt bleiben konnte. Dazu gehörten Barrikaden und eine Art von Blockhäusern, welche auf den Plätzen errichtet, in welchen die Hauptstraßen endigten, das Mittel gaben, die Hauptstraßen wirksam durch

Kanonen und Klein-Gewehr zu beschießen. — Die Kosten dieser Befestigungen, welche nicht unbedeutend waren, mußten von der Stadt Paris getragen werden. Der Präfect weigerte sich in keiner Art, legte mir jedoch den Zustand der erschöpften städtischen Kasse mit der Bitte vor:

> sie zu schonen, da er genöthigt sei, viel auszugeben, um die Einigkeit zwischen den Bürgern und der Einquartierung zu erhalten, und alle Klagen zu vermeiden.

Allerdings wurde diese Maaßregel ganz überflüssig, wenn vorauszusehen war, daß der Friede bald geschlossen werde. Aus diesem Grunde, und da ich mich überzeugt hatte, daß meine Barrikaden in 3 Tagen gebaut sein konnten, vertagte ich diese Maaßregel.

Am 7ten Juli, als ich von Paris Besitz genommen hatte, erwiederte ich auf alle Anfragen: wie dies und jenes gehalten werden solle?

> Gerade so wie im vergangenen Jahre — 1814 — wo Paris ebenfalls einen Gouverneur der Alliirten gehabt hatte.

Ich hob dadurch bei den französischen Behörden die Besorgnisse, daß wir uns dieses Mal ganz anders benehmen würden, und es kam dadurch Alles in Gang, ohne daß ich nöthig hatte, jede Kleinigkeit vorzuschreiben. Was ich unzweckmäßig fand, konnte ich ja später ändern.

Man hatte mich in das Palais des Prinzen von Neufchatel und Wagram einquartiert, der kürzlich in Bamberg durch einen Sturz aus dem Fenster sein Leben verloren hatte.

Am folgenden Tag kamen Weinvorräthe, Köche, Silbergeräthschaften u. s. w. in meiner Wohnung an, und man erklärte meinen Adjutanten, daß, da ich Alles so fortgesetzt wissen wolle, als im letzten Jahr, auch täglich 40 Couverts für mich von der Stadt Paris servirt werden würden. — Ich sendete sofort Alles zurück, mit der Bemerkung: ich habe als preußischer General meinen eignen Koch und eine Feldküche, danke daher der Stadt Paris für ihre Sorgfalt, da ich ihr durchaus keine Ausgaben machen wolle.

Ferner wurden mir aus der Pacht des Spiels eine Summe von 2000 Fr. täglicher Einnahme mit der Bemerkung angekündigt: daß solche 1814 vom Gouverneur der Alliirten er-

hoben worden sei, übrigens nach einem alten Gebrauch ebenso jedem französischen Gouverneur gebühre, so wie sie denn auch dieser in der Person des General Maison während der Restauration empfangen habe.

Unter diesen Umständen fand ich keine Veranlassung zu einem Erlaß dieser, selbst im Frieden gezahlten, Summe. — Ich wies denn auch die Spielpachtkasse an, sie in Decaden, jede à 20,000 Fr. an die preußische General-Staats-Kasse auszuzahlen, wohin diese Einnahme auch während 4½ Monat, als der Zeit, in welcher ich den Posten als Gouverneur bekleidete, geflossen ist.

Dieses Zurückweisen aller persönlichen Vortheile setzte mich in eine von allen französischen Behörden und der Stadt Paris völlig unabhängige Lage und hat nicht wenig dazu beigetragen, daß meine Stellung bis zu ihrer Auflösung, der Würde der Armee und der Gouvernements, welche ich zu vertreten hatte, angemessen blieb.

Ich konnte nun um so strenger darauf halten, daß die in Paris einquartierten Truppen gut verpflegt, und bei strenger Handhabung der Mannszucht, mit der Achtung behandelt wurden, auf welche sie als Sieger doppelten Anspruch hatten.

Von den französischen Marschällen hatte sich Macdonald 1812 während seines Commandos über das preußische Corps als ein Ehrenmann benommen, auch war er eben so wie Oudinot den preußischen Unterthanen als Einquartierung keine Plage gewesen.

Beiden stattete ich daher gleich nach der Uebernahme meines Amtes meinen Besuch ab, und empfing ihre Gegenbesuche. Alle übrigen Personen und Behörden wies ich grundsätzlich ab.

In der Zeit meines Gouvernements lebte ich ganz und ausschließlich meinem Dienst, von dem gesellschaftlichen Leben völlig zurückgezogen, sowohl weil mir keine Zeit dazu blieb, als weil ich es aus Vorsicht für angemessen hielt. — Von allen Drohbriefen und anonymen Anzeigen über die Anschläge auf mein Leben nahm ich grundsätzlich nie die geringste Notiz.

Zu den schwierigen Aufgaben, welche gelöst werden mußten, gehörte die Zurücknahme der von Napoleon in Folge seiner Eroberungen in Paris zusammengebrachten Kunstschätze.

Nachdem ich den Auftrag dazu, durch den Beschluß der alliirten Minister in Paris, (an welche ich in den politischen Angelegenheiten gewiesen war,) erhalten hatte, beschloß ich zuerst, die Quadriga im Hofe der Tuillerien abzunehmen.

Die Größe und Schwere der Pferde hatten eine bedeutende Verankerung derselben in das Mauerwerk nöthig gemacht. Ich erbat mir vom Herzog von Wellington eine Compagnie englischer Ouvriers von der Marine, welche sich bei der Armee befand, und wegen ihrer Kräfte und Geschicklichkeit bekannt war. Ich stellte ihrem Commandeur die Frage:

wie viel Zeit er bedürfe, um mit dieser Compagnie die vier Pferde aus ihrer Befestigung zu lösen und vom Triumphbogen auf Transportwagen herabzulassen.

Er machte sich anheischig, dies in einer Zeit von 6—8 Stunden, Tag oder Nacht, zu bewirken.

Der Marschall Massena und der General Hulin, welche dem König Ludwig XVIII. mißfielen, waren bei seiner Ankunft in Paris von dem Commando der Nationalgarden entfernt worden, und dieses Commando dem General Dessoles (dem alten Chef des Generalstabes vom General Moreau) übertragen.

In unsern gegenseitigen Relationen hatte ich ihn als einen ehrenwerthen Mann kennen lernen, der nichts eifriger wünschte, als eine dauernde Gewalt des Königs befestigt zu sehen, und bei Angabe der Mittel zu diesem Zweck gemäßigt und verständig war.

Ich machte ihn mit meinem Plan bekannt, die Quadriga während der Nacht in aller Stille wegnehmen zu lassen, und dadurch dem Könige zwei Unannehmlichkeiten zu ersparen, einmal, daß es am hellen Tage vor seinen Fenstern geschehe, zweitens, eine offizielle abgedrungene Einwilligung zu geben, was ihm vis-à-vis von seinem Volke nicht angenehm sein konnte.

General Dessoles trat meiner Ansicht völlig bei, und erkannte darin eine besondere Delikatesse für die Person des Königs. — Der König, den ich nie sah, um alle schiefen Urtheile zu vermeiden, welche daraus für ihn entstehen konnten, war durch den rc. Dessoles bereits von vielen Dingen benachrichtigt worden, welche ich ihn wissen lassen wollte; ich beauftragte

daher diesen General, dem König — aber nur ihm allein — meine Absicht zu eröffnen.

Er that es, so wie ich es gewünscht hatte, kam aber kurz darauf aus den Tuillerien zurück, um mir die Aufregung zu beschreiben, in welche der König bei dieser Gelegenheit gerathen sei, und mir zugleich dessen Forderung auszurichten: daß ich mit der Ausführung einhalten möge, bis er auf dem Wege diplomatischer Verhandlungen diese Wegnahme abgewendet habe. Der König hatte sich bei dieser Gelegenheit bitter darüber beschwert, daß die Souveraine so rücksichtslos gegen ihn verführen, und ihn in den Augen seines Volkes herabzusetzen trachteten. —

Ich war durch die Minister der Alliirten genau unterrichtet, wie es mit dieser Angelegenheit stand. Bereits vor dem Frieden von 1814 hatten die Alliirten ihre Kunstschätze zurückgefordert und dem Könige Ludwig XVIII. vorgeschlagen, sie ihnen aus freiem Antriebe als ein unrechtmäßiger Weise geraubtes Gut zurück zu geben. Da der König Bedenken äußerte, so wurde ihm eröffnet, daß, wenn ihm der Vorschlag mißfalle, man diese spoliirten Kunstsachen nehmen werde.

Hierauf stellte der König vor: das Volk hänge an diesen eroberten Kunstschätzen, deren Zurückgabe seine Absicht sei; allein man möge ihm dazu eine Frist gestatten. Diese wurde bewilligt; allein so oft später erinnert wurde, daß diese Frist abgelaufen sei, so oft wurden nichtssagende Entschuldigungen vorgebracht, aus welchen hervorging: daß man die Sachen nicht herausgeben wolle.

Diese Gründe hatten 1815 den Entschluß hervorgebracht, die Kunstschätze ohne alle diplomatischen Verhandlungen zurück zu nehmen und sich an alle Protestationen nicht zu kehren, weshalb meine Instruction besagte, mich durch nichts in meiner Wegnahme aufhalten zu lassen.

Hiernach ersuchte ich den General Dessoles, dem Könige zu eröffnen, daß ich bestimmte Befehle hätte und in der nächsten Nacht zur Ausführung schreiten müsse.

Die Arbeit wurde mit Einbruch der Nacht angefangen. Indeß bereits um Mitternacht erhielt ich die Meldung, daß sie durch eine aus dem Schloß kommende Abtheilung der Garde

du Corps unterbrochen worden sei, und man die Fortsetzung gehindert habe.

Die Garde du Corps, befehligt von den alten, mit dem König emigrirten Freunden, übte zu dieser Zeit eine große Gewalt über den König.

Es war nicht unwahrscheinlich, daß diese Freunde ins Geheimniß gezogen, einen Versuch gemacht hatten, uns einzuschüchtern und den Zweck des Königs, diese Wegnahme zu verhindern, auf diese Art herbeizuführen.

So hat es sich auch später aufgeklärt. Ich beauftragte am andern Morgen den General Dessoles, dem König mein Bedauern über den Vorfall auszudrücken, mit der dringenden Bitte, die nöthigen Befehle zu geben, daß in der nächsten Nacht dergleichen Unordnungen von seiner eigenen Wache nicht wieder vorkämen, weil ich mich sonst zu sehr ernsten Maaßregeln gegen seine Leibwache genöthigt sehen würde. — Ich verabredete mit ꝛc. Dessoles, daß er für die nächste Nacht 2 Bataillons National-Garde ins Geheim im Louvre unter Gewehr halten sollte, über welche ich disponiren würde.

In der nächsten Nacht wiederholte sich dieselbe Scene, mit dem Unterschied, daß die Störung der Arbeit dieses Mal nicht von Innen aus dem Schloß, sondern von Außen durch eine Volksmasse kam. — Die National-Garde konnte sehr gut gegen die insolente und daher allgemein verhaßte Leibwache des Königs, aber nicht gegen Volksmassen gebraucht werden, ich befahl daher die Arbeit sogleich aufzugeben, und ließ die National-Garde abgehen.

Nun war aber die Zeit der Rücksichten abgelaufen, und jede Fortsetzung der Mäßigung wäre Schwäche gewesen.

Am andern Morgen ließ ich von östreichischen Truppen vier Bataillons und eine Division Cavallerie unter dem General-Major Fürst Bentheim in den Tuillerien ein Viereck um den Triumphbogen bilden, und am hellen Tage die vier venetianischen Pferde abnehmen. — Da sich eine große Volksmasse um das Schloß versammelte und zum Theil sehr laut wurde, so ließ ich in ihrer Gegenwart scharf laden; Niemand wagte es, die Arbeit zu stören, und am Abend waren die Pferde in der östreichischen Kaserne.

Der General Dessoles hatte dem König mit aller Offenheit Vorstellungen gemacht: er möge sich dem Unvermeidlichen fügen und die Stimme der Canaille nicht für die Volksstimme halten. Wenn er sich der Stimme des Pöbels anschlösse, so würde er sich mit den Alliirten brouilliren, die er zu nothwendig bedürfe.

Gegen Mittag ließ mir der König anzeigen, daß er sich bewogen gesehen habe, dem General Dessoles das Commando der National-Garden zu entziehen und es dem Marschall Oudinot zu übertragen.

Die zu diesem Schritt angegebenen Ursachen sind mir nicht offiziell bekannt geworden, indeß, wenn es getadelt werden kann, daß der König einem Ehrenmann das Commando nahm, so muß es wenigstens gerühmt werden, daß er an seiner Stelle es wieder einem Ehrenmann übergab.

Nachdem die Pferde abgenommen waren, ließ ich auch den venetianischen Löwen abnehmen und nach und nach die Museen von dem fremden Gut reinigen, ohne daß das geringste Hinderniß eingetreten wäre.

Die französische Regierung ließ sich gefallen, was sie nicht ändern konnte; nur dem heiligen Vater verweigerte sie die Zurückgabe seiner Statuen und Gemälde. Der Grund zu dieser Weigerung wurde aus der diplomatischen Erklärung der alliirten Souveraine entnommen, nach welcher die von Napoleon gewaltsam weggenommenen Kunstschätze an ihre Eigenthümer zurückgehen sollten. Dem Pabst waren seine Kunstschätze genommen, wie allen andern Souverainen, nebenbei jedoch ihm eine ganz unerschwingliche Kriegs-Contribution auferlegt. Eine nachgesuchte Verminderung wurde zurückgewiesen; bei der Unmöglichkeit, die Summen aufzubringen, gewährte Napoleon endlich die Anrechnung einiger Millionen auf die geraubten Schätze. Dies war in dem vom Pabst unterzeichneten Frieden von Tolentino aufgenommen. Der allerchristlichste König behauptete daher: die Kunstschätze des Pabstes seien keineswegs geraubte, sondern durch Tractat wohl erworbene.

So lächerlich diese Argumentation auch vor dem Forum des gesunden Menschenverstandes war, das diplomatische Gewand mußte respectirt werden; mein Vorschlag ging daher dahin: es mit diesen Kunstschätzen gerade so zu halten, wie Na-

poleon den Weg vorgezeichnet hatte. Zuerst Wegnahme durch militairische Gewalt als Folge des Eroberungsrechts, dann aber diplomatische Verhandlungen, in sofern die Umstände solche nöthig machen sollten.

Die Minister-Conferenz der alliirten Souveraine gab diese Angelegenheit an die drei in Paris anwesenden Feldmarschälle ab, welche kein Bedenken fanden, mich zur Zurücknahme mittelst militairischer Gewalt zu ermächtigen. Die schriftlich an mich erlassene Anweisung (Beilage Nr. 6.) ist, so viel mir bekannt, die einzige, mit der gemeinschaftlichen Unterschrift der drei Feldmarschälle versehene Ausfertigung, da ich die einzige Militair-Behörde war, welche unter ihren gemeinschaftlichen Befehlen stand.

Die Anwesenheit der drei Souveraine in Paris erschwerte meine Geschäftsführung außerordentlich, da in der Regel kein Franzose sich bei meinen Bescheiden beruhigte, sondern an einen der drei Souveraine appellirte. Die hierauf erforderten Berichtserstattungen verlangten einen Aufwand von Zeit und Kräften, dem ich nach der Zahl der mir zu den Arbeiten des Gouvernements zugetheilten Offiziere auf die Dauer nicht gewachsen war. Indeß hatte ich die Genugthuung, daß die von mir ergriffenen Mittel nicht allein stets gebilligt wurden, sondern auch die erwarteten Erfolge hatten, obgleich ich gegen die Neigung der Souveraine, auch in der eroberten Hauptstadt väterlich zu regieren, oft ehrerbietige Vorstellungen zu machen hatte. Die große Masse des französischen Volks ist hochverständig, aber es sind viele Eitle, Egoisten und Quärulanten darunter, welche kurz abgefertigt sein wollen. Wer nachgiebt, erscheint ihnen schwach, wer seine Maaßregeln ändert, inconsequent. —

Der Kaiser Franz ließ mir durch den Fürsten Schwarzenberg die bei ihm eingehenden Suppliken oder Beschwerden mittheilen und überzeugte sich nach der Auskunft, welche er dadurch erhielt, bald, daß ich nicht leidenschaftlich und nicht ohne Berücksichtigung der Verhältnisse handelte. Dies gewann mir nach einiger Zeit sein Vertrauen.

Die Duchesse de St. Lau disponirte über große Geldmittel. Der Präfect de Police klagte fortwährend, daß sie solche im Interesse Napoleons verwende, und die größte polizeiliche Aufmerksamkeit nothwendig mache, sowohl um ihre Intriguen

zu bewachen, als dem üblen Einfluß ihrer Geldvertheilungen vorzubeugen.

So widerwärtig es mir war, gegen Frauen, und obenein gegen solche, welche zur ehemaligen Kaiserlichen Familie gehörten, einzuschreiten, so erkannte ich doch die Nothwendigkeit, diese, eine erfolgreiche Opposition bildende und die öffentliche Ruhe gefährdende Dame aus Paris zu entfernen.

Ich trug daher einem Adjutanten auf, ihr zu eröffnen:

> ich habe vernommen, daß sie in die Schweiz zu reisen beabsichtige, und da ich es mir zur besondern Pflicht mache, für ihre Sicherheit zu sorgen, indem ihre Reise sie durch die Quartiere der alliirten Armeen führe, so werde sie die nöthigen Päſſe und Sicherheits-Anweisungen durch mich erhalten.

Wenige Stunden darauf erschien ihr dienstthuender Kammerherr, um mir anzuzeigen, daß er auf den Befehl der Duchesse sich sofort eine Audienz bei Se. Majestät dem Kaiser Franz erbeten habe und von diesem beschieden sei:

> die Duchesse könne ruhig in Paris bleiben.

Ich erwiederte: daß ich die Befehle des Kaisers erwarte, daß aber die Duchesse sehr Unrecht habe, ihr und mein Geheimniß zu verrathen. Ob er denn auch dem Kaiser angezeigt habe, daß am folgenden Abend 10 Uhr die Postpferde nebst einer Escorte von 4 preußischen Husaren und 4 französischen Gensdarmen in ihrem Hotel eintreffen würden, von einem Adjutanten begleitet, der ihr die Päſſe übergeben und für ihre Abreise sorgen werde? Der Kammerherr wurde hierauf ein zweites Mal von der höchst erzürnten Duchesse abgesendet, um dem Kaiser anzuzeigen, daß man sie durch Gewalt von Paris entfernen wolle. Der Kaiser fragte: auf wessen Befehl? Auf Befehl des Militair-Gouverneurs. Dann — so wurde der Kammerherr vom Kaiser beschieden — kann ich nichts machen. Die Duchesse mußte begriffen haben, daß ich von ihren geheimen Verbindungen Kenntniß hatte, und daß ihr viel Schlimmeres begegnen konnte, wenn der Kaiser Franz sie nicht beschützte; — sie reiste pünktlich ab.

Der Kaiser Alexander nahm von den bei ihm angebrachten Beschwerden am meisten Notiz und beschützte mit Vorliebe die an ihn sich wendenden Franzosen.

Die geheime Polizei hatte eine Anzeige, daß in dem Hotel des schwedischen Gesandten, welches die Kronprinzessin von Schweden bewohnte, täglich ein mit Sorgfalt servirtes Diner in verschlossene Zimmer des Hinterhauses gebracht wurde. Die Polizei brachte es bald zur Gewißheit, daß Napoleons ältester Bruder, Joseph, der mit einer Schwester der Kronprinzessin von Schweden verheirathet war, sich dort verborgen halte. Die Verhaftung aller männlichen Glieder der Familie Napoleons lag in meinem Auftrag, ich konnte jedoch nicht in das Hotel des Gesandten eines verbündeten Monarchen eindringen, um dort Verhaftungen vorzunehmen. Auf der andern Seite war es doch sehr auffallend, daß der Gesandte einer verbündeten Macht eine Person in's Geheim aufgenommen hatte, welche nach den diplomatischen Maaßregeln sämmtlicher alliirten Mächte verhaftet werden sollte. Ich trug den Fall dem Kaiser Alexander mündlich vor; ich fragte bei ihm an, ob ich die Umgebungen des Hotels militairisch besetzen und die Auslieferung des Ex-Königs vom schwedischen Gesandten verlangen solle?

Der Kaiser behauptete, hier müsse ein Irrthum zum Grunde liegen, er wolle Erkundigungen einziehen und mir Nachricht geben. Bis dahin solle ich keine Schritte thun. Ich empfahl Sr. Majestät die Bewahrung des Geheimnisses, damit der Ex-König nicht heimlich entweiche.

Einige Tage darauf sendete der Kaiser früh Morgens einen Adjutanten, der mir bestellte: es sei richtig, der Ex-König Joseph sei in dem Hotel des schwedischen Gesandten verborgen.

Gleich darauf erfuhr ich, daß er in der verflossenen Nacht aus einer Hinterthür des Hotels entkommen und mit falschen, aber guten Pässen, welche er durch russische Vermittelung erhalten hatte, nach der Loire abgereist war.

Ich ersparte dem Kaiser Alexander die Verlegenheit eines ausführlichen mündlichen Rapports über diese Flucht nicht.

Unter diesen Umständen, und nachdem ich beinahe 5 Monate lang den schwierigen Posten als Gouverneur von Paris bekleidet hatte, war ich sehr erfreut, ihn niederlegen zu können, um so mehr, als in der ganzen Zeit kein Exceß vorgekommen war, der der Rede werth gewesen wäre.

Ich hatte für das Wohl der Stadt Paris auf das Beste gesorgt, und in einer Defraudations-Angelegenheit, in welche

man die Alliirten zu verwickeln gewußt hatte, zum Vortheil der städtischen Kassen, wie es die Unpartheilichkeit verlangte, entschieden, was ihr einige Millionen einbrachte.

Die Stadt Paris wollte mir bei meinem Abtreten ihre Dankbarkeit bezeigen, und der delikate Comte Chabrol, der es wußte, daß bis dahin die städtischen Kassen nicht die geringsten Ausgaben für mich zu tragen gehabt hatten, der ebenso meine Abneigung kannte, etwas anzunehmen, was in Geldeswerth angeschlagen werden konnte, vermittelte, daß mir die Stadt Paris das große egyptische Werk (welches damals nicht käuflich war) verehrte, nachdem der König Ludwig XVIII. das für mich bestimmte Exemplar zuvor seiner guten Stadt geschenkt hatte.

Nachdem ich meinen Posten niedergelegt hatte, ertheilte mir der König auf mein Ansuchen eine Privat-Audienz, in welcher er mit einer solchen Offenheit und Vertrauen sprach, als ob ich zu den Seinigen gehörte. Ich glaubte dies benutzen zu müssen, um ihn vor einigen Personen zu warnen und andere ihm zu empfehlen, die ich als zuverlässige und fähige Männer kennen gelernt hatte. Zu diesen gehörte der Polizei-Präfect Mr. Decazes, nach dessen Eigenschaften der König sich ganz besonders erkundigte.

Am Schluß stellte ich ihm aus dem Bereich meiner in den 5 Monaten gesammelten Erfahrungen die Schwierigkeiten seiner Lage dar, wenn er den Regungen seines Herzens nachgäbe, in der Erwartung, dadurch auch in den Herzen seines Volks einen Anklag zu finden. Ich schilderte ihm den Einfluß, den die gemüthlose Napoleon'sche Regierung auf die leichtbeweglichen Franzosen gehabt hatte, und wie alle seine Versuche, sie durch moralische und religiöse Mittel an sich zu ziehen, erfolglose Maaßregeln sein würden, wenn er damit nicht eine kalte gemessene Strenge verbände, an welche Napoleon sie gewöhnt hatte, und ohne welche seine Macht an dem verwilderten Zustand des Volks brechen würde.

Der König hörte meine Darstellung im Anfang mit gespannter Aufmerksamkeit, gerieth später in eine große Bewegung und brach in einen Strom von Thränen aus; ich hielt inne und stand ihm mehrere Minuten lang schweigend gegenüber; er vermochte nicht, sich zu erholen, und ich zog mich ehrerbietig in das Vorzimmer zurück. Ich hatte ihn nicht ver-

letzt und muß vermuthen, daß die Wahrheit und Unabhängigkeit, mit der ich seine schwierige Lage darstellte, ihn so schmerzlich betroffen hatte.

Der König ließ die Personen, die ich als seiner Aufmerksamkeit würdig bezeichnet hatte, zu sich berufen und prüfte ihre Fähigkeiten zu höheren Stellungen. Mr. Decazes wurde kurz darauf zum Minister der Polizei ernannt, und auch die übrigen von mir genannten Personen wurden befördert.

# Beilagen.

---

## Nr. 1.

An
den Königlichen General-Major, Groß-
kreuz ꝛc. Freiherrn von Müffling.

Der französische General de Tromelin ist in Noyons, um sich in das Hauptquartier des Herzogs von Wellington zu begeben, und wegen der Auslieferung Bonaparte's zu unterhandeln.

Bonaparte ist durch die Erklärung der verbündeten Mächte in die Acht erklärt. Der Herzog von Wellington möchte (aus parlamentarischen Rücksichten) vielleicht Bedenken tragen, den Ausspruch der Mächte zu vollziehen. Ew. Hochwohlgeboren wollen demnach die Unterhandlungen über diesen Gegenstand dahin richten, daß Bonaparte uns ausgeliefert werde, um ihn vom Leben zum Tode zu bringen.

So will es die ewige Gerechtigkeit, so bestimmt es die Deklaration vom 13ten März, so wird das Blut unserer am 16ten und 18ten getödteten und verstümmelten Soldaten gerächt.

Compiegne, den 27sten Juni 1815.

(gez.) von Gneisenau.

Nr. 2.

An
den Königlichen General-Major, Groß-
kreuz 2c., Freiherrn von Müffling.

Ew. Hochwohlgeboren wollen dem Herzog von Wellington anzeigen, daß wir den 5 Deputirten aus Paris einen Offizier zugesendet haben, um sie in das Hauptquartier der Souveraine zu begleiten.

Halt und Waffenstillstand ist ihnen abgeschlagen, jedoch dabei erklärt worden, daß wir nach der Eroberung von Paris für uns Preußen einen Waffenstillstand unter folgenden Bedingungen eingehen würden:

1) Auslieferung Bonaparte's, todt oder lebendig.
2) Einräumung der Festungen der Sambre, Maas, Mosel und Saar, einschließlich von Longwy.
3) Besetzung der Provinzen bis an die Marne, einschließlich Château Thierry und Epernay.
4) Einräumung des Schlosses von Vincennes.
5) Rückgabe der den Nationen geraubten Kunstschätze an diese Nationen.
6) Entschädigung für die Kriegskosten.

Von diesen Punkten wollen Ew. 2c. dem Herrn Herzog Kenntniß geben, sofern Denenselben nicht dabei eine Bedenklichkeit aufstiege, was ich indeß nicht meine.

Dem Herrn Herzog ist die Freiheit gelassen, für sich nach den Ansichten seines Kabinets zu stipuliren, wie ihm gefällt.

Guiory, den 27sten Juni 1815.

(gez.) Gr. N. von Gneisenau.

N. S. Den Deputirten ist nicht schriftlich geantwortet worden. Der Prinz von Schönburg ist mit ihrem Geleit beauftragt, der Graf von Nostiz zum Unterhandeln, der Graf Flemming zur Redaction.
Die Eroberung von Peronne ist sehr wichtig.

Nr. 3.

An
den Königlichen General-Major rc.
Freiherrn von Müffling.

Der Herr Feldmarschall trägt mir noch auf, daß Ew. rc. dem Herrn Herzog von Wellington erklären: daß es der Wille des Herrn Feldmarschalls gewesen sei, Bonaparte auf demselben Fleck hinrichten zu lassen, wo der Herzog von Enghien erschossen worden, daß er aber aus Nachgiebigkeit gegen des Herzogs Wünsche, die Hinrichtung unterlassen werde, daß aber der Herzog die Verantwortlichkeit der Unterlassung übernehmen müsse.

Es scheint mir, als ob die Engländer mit der Auslieferung von Bonaparte in Verlegenheit sein werden. Ew. rc. wollen daher die Unterhandlungen nur darauf richten, daß er uns ausgeliefert werde.

Senlis, den 29sten Juni 1815.

(gez.) N. von Gneisenau.

Nr. 4.

An
den Königlichen General-Major rc.
Freiherrn von Müffling.

Wenn der Herzog von Wellington gegen die Tödtung Bonapartes sich erklärt, so denkt und handelt er als Britte. Großbrittanien hat keinem Sterblichen mehr Verbindlichkeiten, als gerade diesem Bösewicht, denn durch die Begebenheiten, die er herbeigeführt hat, ist England's Größe, Wohlstand und Reichthum so sehr hoch gesteigert worden. Sie sind die Herren des Meeres und haben weder in dieser Herrschaft noch im Welthandel eine Nebenbuhlerschaft mehr zu fürchten.

Ein Anderes ist es mit uns Preußen. Wir sind durch ihn verarmt. Unser Adel wird nie mehr sich aufrichten können.

Und müssen wir uns nicht als Werkzeuge der Vorsehung betrachten, die uns einen solchen Sieg verliehen hat, damit wir die ewige Gerechtigkeit üben? Verlangt nicht schon der Tod des Herzogs von Enghien eine solche Rache? Werden wir uns nicht die Vorwürfe der Völker Preußens, Rußlands, Spaniens, Portugals zuziehen, wenn wir die Ausübung der Gerechtigkeit unterlassen?

Es sei indessen! Will man theatralische Großmuth üben, so will ich mich dem nicht widersetzen. Es geschieht dies aus Achtung gegen den Herzog und — aus Schwäche.

Senlis, den 29sten Juni 1815.

(gez.) Graf von Gneisenau.

Nr. 5.

An
den Königlichen General-Major ꝛc.
Freiherrn von Müffling.

Auf die von dem Herrn Herzog von Wellington an Ew. Hochwohlgeboren gemachte Anfrage wegen des Einzugs in Paris habe ich so eben die Befehle des Herrn Feldmarschalls eingeholt und er hat mir aufgetragen, zu erklären:

Wie ihm an einem Einzug in Paris gar nichts gelegen sei, daß er sein Hauptquartier hier zu behalten gedenke, nur ein Absteigequartier in Paris haben werde und dann nur mit wenigen Begleitern sich dorthin begeben werde, und stets nur auf kurze Zeit. Er möge nicht den Parisern das Schauspiel eines förmlichen Einzugs geben.

Was die Ernennung eines Gouverneurs betrifft, so habe ich die Ehre, Ew. Hochwohlgeboren zu benachrichtigen, daß der Herzog an den Herrn Feldmarschall eigenhändig geschrieben, daß er Ew. Hochwohlgeboren über den Gegenstand der Ernennung eines Commandanten von Paris (so drückt sich der Brief aus) noch keine Antwort gegeben, daß er aber wünsche, dem Herrn Feldmarschall vor-

zuschlagen, daß Ew. Hochwohlgeboren dazu ernannt werden möchten. Der Herr Herzog sagt bei dieser Gelegenheit von Ew. Hochwohlgeboren:

> there is no person, who in his situation has done more to forward the objects of our operation, and it appears to me that having had so much to do with us both and with our operations, he is the person who ought to be selected.

Der Fürst hat ihm geantwortet: daß er zwar schon den General-Lieutenant von Zieten zu diesem Posten ernannt, und auch mit ihm darüber geredet habe, aber da der Herzog es wünsche, er Ew. rc. gern für diesen Posten ernenne.

St. Cloud, den 5ten Juli 1815.

(gez.) Gr. N. von Gneisenau.

Nr. 6.

A
Son Excellence Mr. le Général
Baron de Müffling.

Monsieur le Baron,

Monsieur Antoine Canova, qui est arrivé dans cette ville il y a quelques jours, ayant été député de la part de Sa Sainteté le Pape pour réclamer du gouvernement français les objets d'art et de sciences injustement dérobés à l'église de St. Pierre et à l'état romain par les armées de la république française depuis la révolution, ayant annoncé aux ministres des souverains alliés que les instances qu'il a fait au gouvernement de Sa Majesté très chrétienne conformement à ses instructions n'ont pas eu de succès, et qu'on refuse de les livrer, si non à la force armée, et vu qu'il parait juste et nécessaire aux souverains alliés, que les dits objets d'art et de sciences soient rendus sans délai au pape et à l'état romain.

Nous avons l'honneur d'adresser la présente à Votre Excellence afin qu'elle puisse prendre telles mesures

qu'elle jugera convenables pour mettre Mr. Canova a même d'effectuer sans opposition l'objet de sa mission, et pour cet effet nous prions V. E. de mettre à sa disposition les mêmes moyens et protections militaires qu'elle à déjà fournie aux agens de Sa Majesté Impériale et du roi des pays-bas qui ont surveillé la restitution des objets d'art appartenant à leurs dites majestés et au grand-duc de Toscane.

Agréez Mr. le Baron l'assurance de notre considération très distinguée.

Paris, le 30. Septembre 1815.

(signé) Schwarzenberg.
Wellington.
Blücher.

# Nachtrag.

## Der Congreß von Aachen und dessen Folgen.

Meiner Bestimmung gemäß blieb ich bei der Occupations-Armee in Frankreich zurück, und zwar, im Hauptquartier des Herzogs von Wellington, welcher der Einladung des Königs Ludwig XVIII. gemäß den Winter von 1815—1816 in Paris zubrachte, wo noch mancherlei zu ordnen war, was diese Armee betraf.

Ich schrieb in dieser Zeit die Geschichte des Feldzuges von 1815 und beschäftigte mich in meinen Mußestunden mit höheren gradatischen Arbeiten.

Napoleon hatte dem Oberst Tranchon die Aufnahme der 4 Départements réunies übertragen.

Dieser gründete ein Netz von großen Dreiecken auf die Basis von Ensisheim, führte diese Dreiecke längs dem Rhein und der Maas, verband sie dort mit den großen Crayenhof-schen Dreiecken, welche mit der französischen Gradmessung bei Dünkirchen und diese wiederum mit den beiden in England gemessenen Grundlinien in Verbindung standen.

Tranchon war durch den Krieg in seinen Aufnahmen unterbrochen worden. Wir hatten bereits beim ersten Pariser Frieden die Ablieferung dieser Karte an uns stipulirt, sie erfolgte jedoch erst beim zweiten Frieden im Jahre 1815.

Ich hatte sie in Paris zurückbehalten und ein Project zu ihrer Vollendung entworfen, welches der König genehmigte und

welches bis 1818 zur vollständigen Ausführung kam. Ich war ermächtigt, eine Zahl junger hoffnungsvoller Offiziere in den Sommer-Monaten aufnehmen, in den Winter-Monaten in einem Büreau auszeichnen zu lassen und damit einen militairischen Unterricht in den Generalstabs-Wissenschaften zu verbinden.

Die Hauptdreiecke, welche dieser Karte zum Grunde lagen, waren mit den besten Instrumenten und mit Sorgfalt gemessen; ich hielt sie für geeignet zu einer Gradmessung.

Ich baute darauf den Vorschlag, dergleichen Dreiecke vom Rhein bis zur Basis vom Seeberg, nach Umständen bis Berlin fortzuführen und die Endpunkte im Raum, wie in der Zeit (durch Blickfeuer) zu messen, um eine Längengrad-Messung zu erhalten, welche überhaupt (zum Bedauern vieler Astronomen) noch gar nicht ausgeführt war. Auch dieser Vorschlag wurde vom Könige genehmigt.

Die Messungen in Zeit durch Blickfeuer hatte Herr von Zach auf dem Seeberge bei Gotha bei der Thüringschen Gradmessung bereits practisch ausgeführt, und ich war sein nächster Gehülfe gewesen.

Ich empfahl diese Methode in einer Vorlesung, die ich im bureau de longitudes in Paris hielt, und schlug den französischen Gelehrten eine gemeinschaftlich auszuführende Gradmessung zwischen Dünkirchen und Seeberg vor.

In dem VII. Band des deutschen Journals Herta, redigirt vom Professor Berghaus, habe ich im Juni 1826 die Geschichte der Längengradmessung zwischen Dünkirchen und dem Seeberg gegeben, nachdem ich bereits in den astronomischen Nachrichten des Professor Schumacher (Jahrgang 1823 Nr. 72) die Resultate, die gefundene Abplattung von $\frac{1}{315,2}$ bekannt gemacht hatte. Zur Vermeidung aller Wiederholungen beziehe ich mich hier auf diese Veröffentlichungen.

Ich brachte die Sommer der Jahre 1816, 1817 und 1818 in Coblenz zu, wo ich die Aufnahmen leitete, mit meinen Gehülfen die Winkel der Hauptdreiecke zwischen dem Rhein und der Sternwarte Seeberg auswählte und mit einem Reichenbachschen Kreise multiplicirte.

Die Winter von 1816 und 1817 brachte ich mit dem Herzog von Wellington in Paris zu, wo sich bereits im Frühjahr 1818 der Congreß von Aachen vorbereitete.

Wir waren genau von den Wünschen des Königs Ludwig XVIII. unterrichtet, der seine Regierung so weit erstarkt hielt, um die Occupation der europäischen Mächte entbehren zu können. Sein Minister Duc de Richelieu stimmte dieser Ansicht bei, für welche er in Gemeinschaft mit dem russischen Gesandten Pozzo di Borgo den Kaiser Alexander bereits gewonnen hatte.

Die Verpflegungs-Kosten der Occupations-Armee waren allerdings so wie die Einquartierungslasten für die besetzten Departements drückend. Der ungewisse Zustand des französischen Reichs war eine Folge der Napoleon'schen Regierung und der verschiedenen Ansichten der Partheien, welche zwar durch die Occupation an öffentlichen Ausbrüchen ihres Hasses gehindert, aber dadurch nicht versöhnt werden konnten.

Nachdem Ludwig XVIII. wieder in einen scheinbar ruhigeren Besitz des Thrones seiner Vorfahren gelangt wär, traten die Emigranten, die Gefährten seines Unglücks mit dem bescheidenen Wunsch vor, daß für sie, denen die Güter confiscirt, und die dadurch heimathlos geworden waren, jedoch für alle ihre Verluste keine Entschädigung erhalten hatten, jetzt, nachdem das monarchische Princip und die Legitimität siegreich aus dem Kampf gegangen war — doch auch etwas geschehen möge.

Gegen diesen Antrag ließ sich nichts einwenden.

Zur Zeit, als sie ihr Vaterland verließen, wurde es für eine moralische Pflicht, für eine ehrenwerthe Gesinnung gehalten, ihrem König treu zu bleiben und seinem Ruf ins Ausland zu folgen. Sie hatten als Folge ihres Schrittes ihre Güter verloren und mehr als 20 Jahre lang eine sorgenvolle Existenz im Auslande verbringen müssen; sie waren darüber alt geworden aber beharrlich geblieben, so wollten sie denn auch die Früchte der schweren Entbehrungen erndten.

Der König hatte eine religiöse und moralische Verpflichtung für die Männer zu sorgen, die ihm zwar sein Reich nicht wieder erobert, aber doch siegreich mit ihm wieder eingezogen waren.

Der König fühlte diese Verpflichtung, er war bereit, sie zu erfüllen, und es kam nur darauf an, scharf in's Auge zu fassen, was geschehen konnte, was geschehen mußte.

Die confiscirten Güter der Emigranten waren verkauft worden, waren auf die Aufforderungen des Gouvernements in Privathände übergegangen.

Die erlösten Summen waren in die Staatskassen geflossen, die Nation hatte sich durch die Confiscation bereichert.

Eine neue Confiscation zum Nachtheil der Erwerber und Zurückgabe an die Emigranten konnte nicht Statt finden, ohne alle Grundsätze der Gerechtigkeit mit Füßen zu treten und eine neue Revolution hervorzurufen. Die Erwerbung hatte unter dem Schutze der bestehenden Gesetze Statt gefunden. Es wurde vorgeschlagen, den Emigranten ihre Güter zurückzugeben, und die jetzigen Besitzer aus dem Vermögen der Nation durch dieselben Summen zu entschädigen, welche sie bezahlt hatten, allein ein zwanzigjähriger Zeitraum hatte den Besitzstand dergestalt verändert, daß selbst, wenn es möglich gewesen wäre, den vormaligen Zustand wieder herauszufinden, es ganz unmöglich war, sowohl den vielfach getheilten zu ganz andern Zwecken benutzten Besitzstand wieder zusammen zu fügen, als auch denen gerecht zu werden, welche Meliorationskosten nachwiesen.

Das Project, den Emigranten den Naturalbesitz wieder zu verschaffen, mußte daher aufgegeben werden.

Die Käufer der Emigrantengüter hatten sie ohne Ausnahme wohlfeil, zum Theil um einen Spottpreis erworben. Ein solches, wegen der Treue gegen seinen Landesherrn confiscirtes Gut war nicht jedermanns Kauf, und die Besorgniß, daß der Besitz solcher Güter noch nicht als ganz feststehend anzusehen sei, sprach sich nach der Restauration sehr unzweifelhaft aus.

Solche ohne Contracte und Unterschriften der vormaligen Besitzer erworbenen Güter konnten selbst vor der Restauration nie zu ihrem wahren Werth verkauft werden.

Wenn zwei Besitzungen von ganz gleichem Ertrage neben einander lagen, die eine ein altes Familien-, die andere ein confiscirtes Emigranten-Gut, so wurde das erste in der Regel doppelt so hoch als das letzte bezahlt und damit der Volksglauben an die mit einem solchen Kauf verbundene Gefahr veröffentlicht. Vergebens hatte Napoleon alle seine Mittel aufgeboten, um das Vertrauen in die Unverletzlichkeit solcher Käufe hervorzurufen. Er war so weit gegangen, in die Bedingun-

gen der Ehrenlegion aufzunehmen, daß diese legion sacrée die Heiligkeit der National-Verkäufe aufrecht erhalten solle, und konnte dennoch nicht hindern, daß bei den gedruckten Ankündigungen des Verkaufs eines Privatguts mit fingerlangen Buchstaben an allen Straßenecken im Eingang bezeichnet war, daß es sich nicht um ein solches entwerthetes Nationalgut handle.

Dies darf nicht in Verwunderung setzen, denn die Geschichte der letzten Jahrhunderte zeigt bei allen Völkern dieselben Resultate.

Noch am heutigen Tage haben die zur Zeit der blutigen Revolution Englands eingezogenen und öffentlich unter der Garantie des Staats verkauften Güter nicht denselben Werth als die aus ungestörtem Familien-Besitze übergegangenen, und wir wollen uns freuen, daß es so ist, denn es zeugt von einer tief in der menschlichen Brust verborgenen Geisterstimme, die dem ausgesprochenen Recht das moralische Recht entgegenstellt. —

Ludwig XVIII. hatte es in der Hand, diese Uebelstände auszugleichen und das noch offene Buch der Revolution zu schließen. Einige Käufer der Emigranten-Güter gaben ihm den Fingerzeig dazu.

Sie suchten die zurückgekehrten ehemaligen Besitzer ihrer Güter auf, sie legten ihnen vor, wie wohlfeil sie oder ihre Väter gekauft hatten und boten ihnen, unter der Bedingung ihrer gerichtlichen Einwilligung in den Kauf, freiwillige Nachzahlungen an. — Einige verständige Emigranten gingen darauf ein. Der Werth der Güter war von der Zeit der Confiscation bis zur Gegenwart beträchtlich gestiegen und die Nachzahlungen bedeutend. — Vom Tage der Unterschrift der Contracte hatten solche Güter mit allen übrigen gleichen Werth, der Vortheil beider Theile war klar, und nichts konnte für die Regierung Ludwigs XVIII. beruhigender, versöhnender sein, als die weiteste Ausdehnung dieses Systems.

Der König mußte es begünstigen, mußte Stempel- und Sportel-Freiheiten gewähren, ja Prämien auf solche Abkommen setzen. Aber leider traten die Leidenschaften von allen Seiten entgegen. Die Republikaner wollten die Revolution nicht geschlossen sehen, die Anhänger des Ex-Kaisers boten Alles auf, damit seiner Zurückkunft, auf die sie hofften, keine

Hindernisse in den Weg träten, — er sollte das unersetzliche Bedürfniß des bedrängten Volkes bleiben; die Emigranten endlich waren durch diese Aussicht nicht befriedigt, sie hofften von dem bedrängten König noch mehr zu ihren Gunsten zu erlangen; es wurde mit allgemeiner Zustimmung eine Emigranten-Entschädigung beschlossen und der König glaubte sich eines gelungenen Werks erfreuen zu können. Von diesem Tage ab hörten die freiwilligen Uebereinkommen auf; zwischen den Emigranten und den Käufern ihrer Güter war eine undurchdringliche Scheidewand gezogen, die Garantien für ihren künftigen ruhigen Besitz fehlten, die Emigrantengüter behielten ihren geringen Werth und das erneute und gesteigerte Mißtrauen ging von Seufzern und Klagen zu dem lauten Wunsch über, daß Napoleon auf's Neue erscheinen möge.

So lag die Sache, als dem Duc de Richelieu im Jahre 1818 bei dem Congreß von Aachen die schwere Rolle zugefallen war, das Glück, die Ruhe und die Einigkeit des französischen Reichs zu schildern, damit es von der schweren Last der Occupations-Armee entbunden werde.

Der Kaiser Alexander hatte den Auftrag seines ehemaligen Gouverneurs von Odessa außerordentlich erleichtert.

Empfänglich für Alles, was die Worte „Wohlthun" und „das Rechtthun" umfassen, hatte er sich am ersten Tage seiner Ankunft in Aachen und nach der ersten Unterredung mit dem Duc de Richelieu mit dem Zurückziehen der Occupations-Armee einverstanden erklärt.

Am darauf folgenden Tage ließ er mich zu sich kommen, und verlangte mein Urtheil über den innern Zustand von Frankreich.

Die Ansichten, welche ich dem Kaiser vortrug, stimmten wenig mit dem, was der Duc de Richelieu als eine Bürgschaft angegeben hatte, nämlich, daß nach dem Abzuge der Alliirten eine Störung der Ruhe in Frankreich nicht zu fürchten sei. Der Kaiser Alexander wußte zwar, daß die Partheien, welche dem Könige entgegen standen, noch mächtig und weit verbreitet waren, aber er hielt diese Widersacher des Königs für die Parthei der kriegslustigen alten Soldaten, die ihr Gegengewicht in den beruhigten Grundbesitzern finden würden und war betroffen, als ich ihm darthat, daß wegen der gro-

ßen Spoliation der Nationalgüter gerade in der Klasse der National-Käufer der Wunsch nach Napoleons Zurückkunft am lebhaftesten, und eine Fortdauer der Ruhe des Landes eine Täuschung sei, so lange der König nicht eine Garantie gebe, daß das durch die Revolution und während der Revolution erworbene Vermögen, als ein unangreifbares Eigenthum bestehe. Daß der König seinen Marschällen und höchsten Staatsbeamten diese Ueberzeugung gegeben habe, reiche nicht aus; die große Masse des Volks sei in derselben Lage und bedürfe dieser Sicherheit noch mehr, als die höchsten und beibehaltenen Staatsbeamten. Ich knüpfte daran meine Ansichten über den begangenen Fehlgriff bei der Entschädigung der Emigranten. — Der Kaiser faßte meine Ideen mit Lebhaftigkeit auf und fragte: „Haben Sie mit dem Herzog von Wellington über diese Angelegenheit gesprochen?“ und auf meine Bejahung: „was hat er Ihnen geantwortet?“ vous mettez la main à la plaie. — Der Kaiser sah vor sich nieder und fragte nach einer Pause: „Sie sind also auch gegen das Zurückziehen der Occupations-Armee?“

Ich erwiederte, daß, wenn die Souveraine ihre Armee zurückzögen, in der schönen Hoffnung, daß in Frankreich alle Keime zu neuen Unruhen erstickt und alle Hindernisse für den König beseitigt wären, ich diesen frommen Glauben nicht theilen könne, wenn aber die Frage entstehe, ob die Fortsetzung der Occupation, wie sie sich einmal gestaltet habe, ein anderes und besseres Resultat erwarten lasse, so müsse ich erklären, daß sie zu nichts führen könne. Der König von Frankreich trachte danach, die Liebe seines Volks zu gewinnen, und halte es für das sicherste Mittel, wenn er Sympathien zeige. Unsre Occupation wäre dem ganzen französischen Volk eine verhaßte Maaßregel und der König zeige bei jeder Gelegenheit, daß sie ihm auf's wenigste eine drückende Last sei, von der er sich loszumachen wünsche.

Die Souveraine hätten sich bisher jedes Einflusses auf die innern Angelegenheiten enthalten und lediglich auf guten Rath beschränkt, der nicht gehört worden sei. Nur wenn die Souveraine entschlossen wären, dem Könige bestimmte Schritte zur Beruhigung seines Landes **vorzuschreiben**, und Frankreich nicht eher zu verlassen, bis diese Schritte geschehen, nur

dann würde ich die Fortsetzung der Occupation für erfolgreich halten.

Hier sprach sich der Kaiser dahin aus: daß ein solcher dem Könige auferlegte Zwang das Uebel nur verschlimmern werde und nicht in den rechtlichen Befugnissen der Souveraine liege. — Er erklärte sich für das Zurückziehen der Occupations-Armee, und warf dabei hin, daß es heute auch zu spät sein würde, etwas Anderes zu beschließen.

Als ich dem Fürsten Staatskanzler von dieser Unterredung Mittheilung machte, setzte ich hinzu: die Occupations-Armee hatte den doppelten Zweck:

> die Ruhe in Frankreich zu erhalten und die pünktliche Auszahlung der durch den Frieden von Paris stipulirten Geldzahlungen zu sichern.

Das erste geben wir auf, in Hinsicht des zweiten Punktes werden Garantien verabredet werden müssen, denn wir dürfen uns nicht darüber täuschen, daß, sobald die Occupations-Armee zurückgezogen ist, von französischer Seite Versuche eintreten werden, sich von der Fortsetzung der Geldzahlungen unter irgend einem Vorwand loszumachen. Der Fürst Staatskanzler sah die Sachen nicht so rosenfarben als seine Collegen. Er trat meiner Ansicht bei, daß der Rückmarsch der Occupations-Armee von der Abtragung der rückständigen Zahlungen abhängig gemacht werden solle, hielt jedoch dafür, daß dies nicht zu erreichen sei, da England und Rußland keine Forderungen mehr an Frankreich haben; es komme jetzt also nur wesentlich darauf an, solche Verabredungen zu treffen, daß Preußen und Holland, welche bei einem Ausbruch in Frankreich zunächst zum Handeln genöthigt würden, nicht allein ständen.

Der Herzog von Wellington hatte den Festungsbau in Belgien für den König von Holland aus den französischen Geldern übernommen, war aber, da alles auf 5 Jahr berechnet war, eben so wie wir mit den Rheinbefestigungen, kaum zur Hälfte fertig.

Der Staatskanzler rechnete darauf, in seinen Vorschlägen zur Sicherung der Bundesgrenzen so wie der Festungsbauten, durch den Herzog von Wellington und den König der Niederlande eine kräftige Unterstützung und bei Oestreich alle Willfährigkeit zu finden. Das letzte war der Fall, und da die nie-

derländische Armee auf der einen Seite bei der weisen Oekonomie des Königs ihm genügend, auf der andern Seite aber bei 50 Festungen und Forts ganz ungenügend war, das Land gegen einen feindlichen Anfall von Frankreich erfolgreich zu vertheidigen, so wünschte Fürst Metternich, daß Preußen eine bedeutende Macht in seinen westlichen Provinzen zurücklassen möge, um auf den ersten Wink Holland zu Hülfe zu eilen und Schutz zu gewähren, bis England mit einer Armee ankommen und hierauf das vereinigte Europa auftreten könne.

Von unserer Seite wurden keine Schwierigkeiten gemacht; Oestreich und Preußen übernahmen es gemeinschaftlich, die Unterhandlungen mit dem Könige der Niederlande zu führen und die Verabredungen in Gemeinschaft mit dem Herzog von Wellington in Brüssel zu treffen, wo der König der Niederlande im Winter von 1818—1819 seine Residenz zu nehmen beschlossen hatte. Da mir das Commando über ein solches Hülfs-Corps gegeben werden sollte, so wurde ich bestimmt, als gemeinschaftlich von Oestreich und Preußen Bevollmächtigter nach Brüssel zu gehen. Zugezogen zu einer Conferenz zwischen den Fürsten Metternich und Hardenberg, in welcher die Motive zu meiner Sendung besprochen wurden, erhielt ich den Auftrag, meine Instruction selbst zu entwerfen, die dann auch völlig angemessen gefunden und unterzeichnet wurde.

In Brüssel kam ich zugleich mit dem Fürsten Metternich und Herzog von Wellington an. Der Kaiser von Rußland und die Kaiserin Mutter waren daselbst zum Besuch der Prinzessin von Oranien eingetroffen. Meine Geschäfte wurden während der für die hohen Gäste angeordneten Festlichkeiten eingeleitet, gaben mir jedoch bald Gelegenheit zu erkennen, daß Se. Majestät der König der Niederlande wenig geneigt waren, sich in gründliche Unterhandlungen mit mir einzulassen. Der König hatte sich in seiner schwierigen politischen Stellung zur Aufgabe gemacht, die Holländer und Belgier als gleich treue und ihm ergebene Unterthanen zu behandeln, er sprach sich öffentlich aus, daß beide sich trotz der Verschiedenheit der Sprachen, der Religion und der Sitten nach einer 3jährigen Vereinigung vollständig befreundet hätten, und rühmte seine Armee als vom besten Geist beseelt und Vertrauen verdienend.

Unter diesen Umständen konnte ihm ein Abgesandter nicht willkommen sein, in dessen Auftrag eine europäische Besorgniß lag, der er nach seiner sich gestellten Aufgabe von Hause aus widersprechen mußte. — Ich hoffte jedoch über diese Schwierigkeit leicht hinweg zu kommen, wenn ich die unruhigen Franzosen als das Motiv, verbunden mit dem Wunsch der Alliirten, Se. Majestät bei einem unerwarteten Anfall auf die noch unvollendeten Festungen rechtzeitig unterstützen zu können, als den Zweck meiner Sendung festhielt. War dies angenommen, so wurden Verabredungen zwischen der englischen und preußischen Armee unentbehrlich.

Leider mußte ich jedoch bald erkennen, daß noch tiefer liegende Gründe den König der Niederlande bestimmten, unter Beachtung aller Formen in keine Besprechung, geschweige einen Vortrag einzugehen.

Der König hatte es noch nicht vergessen, daß der Feldmarschall Blücher im Jahre 1815 nicht wie die englische Armee volle Kriegskassen zur baaren Bezahlung der Verpflegung mitgebracht hatte, und ein neuer Umstand war hinzugetreten, um Sr. Majestät Unzufriedenheit gegen Preußen hervorzurufen.

Nach einem Bundesbeschluß hatte Luxemburg eine preußische mit den Truppen dieses Großherzogthums gemeinschaftliche Besatzung, so wie einen preußischen Gouverneur und Commandanten. Dies war dem Könige der Niederlande nicht genehm. Se. Majestät stellte als Bedingung der Vollziehung dieses Beschlusses die Forderung auf, daß den niederländischen Truppen der rechte Flügel eingeräumt werde, und richtete dies Verlangen nicht an den deutschen Bund, sondern an Preußen. — Die Sache hatte an sich keine große Bedeutung, indeß konnte die Preußische Regierung in Bundes-Angelegenheiten nicht selbstständige Beschlüsse fassen. Da mir der Auftrag geworden war, die Sache bei der Gelegenheit meiner Mission abzuthun, so trug ich darauf an, das niederländische zur Besetzung bestimmte Bataillon in Luxemburg einrücken zu lassen. Von preußischer Seite werde gar kein Rang gefordert. Die Stadt sei das unbestrittene Eigenthum des Königs der Niederlande; der Kranz von darum gezogenen Werken so wie die Kasernen und sonstigen Militair-Etablissements sei dagegen Eigenthum des Bundes, und die Disposition über die Vertheidigung sei eine Bun-

des-Angelegenheit, in welche der König, mein Herr nicht eingreifen könne.

Meine Vorstellungen waren fruchtlos. Der König blieb dabei, sein Bataillon nicht eher zur Garnison zu stellen, bis seiner Forderung nachgegeben sei. — Nachdem der Fürst Metternich und Herzog von Wellington Brüssel verlassen hatten, wurde meine Hauptangelegenheit in die Länge gezogen. Monate lang wurde ich im Notenwechsel hingehalten, und da sich indeß Frankreich ruhig zeigte, die Niederlande aber in ihren Handels-Verhältnissen immer mehr an England anschlossen, so wurde die angebotene Hülfe täglich mehr und mehr als völlig überflüssig angesehen.

Unter diesen Umständen forderte ich nach einem Zeitverluste von 5 Monaten meine Pässe und kam im Monat März 1819 in Berlin an.

Die in diesem Nachtrag angeführten einzelnen Umstände gehören dem Congreß von Aachen und seinen Folgen an, mithin der allgemeinen Geschichte der europäischen Angelegenheiten.

---

## Vierter Abschnitt.

Sendung nach Constantinopel und St. Petersburg in den Jahren 1829 und 1830.

---

### Erstes Capitel.

Allgemeine Uebersicht der politischen Verhältnisse in Beziehung auf den Krieg zwischen Rußland und der Pforte. — Entstehung und Verabredung zu meiner Sendung nach Constantinopel. — Vorbereitung und Abreise von Berlin.

---

Der Feldzug des Jahres 1828 an der Donau, hatte für die russischen Armeen ein ehrenvolles, jedoch nicht das erwartete Resultat gegeben.

Die Eroberungen von Brailof und Varna, nebst der Erhaltung von Prowadu und Bazarschik, in dem Zustand ihrer neuen Befestigung, bereiteten einen neuen Feldzug vortheilhaft vor.

Die verfehlte Eroberung von Schumla und Silistria, nebst dem großen Verlust an Menschen durch Krankheiten, und dem Verlust beinah aller Pferde, hatten den Muth der türkischen Armee gehoben, und beide Theile bereiteten sich während des Winters zu einem neuen Feldzug mit besonderer Thätigkeit vor.

Glücklicher für die russischen Waffen hatte der Feldzug jenseit des Kaukasus geendigt. Die eroberten Festungen erlaubten sichere Winterquartiere, und gaben günstige Aussichten für den nächsten Feldzug. Die Eroberung der Festungen Anapa und Poti sicherte die Schifffahrt des schwarzen Meeres. Die

Schwierigkeiten, welche die Natur den Uebergängen des Kaukasus entgegensetzt, und welche in Verbindung mit der Plünderungssucht der wilden noch nicht unterjochten Völkerstämme des Kaukasus, nicht unbedeutend sind, konnten durch die See-Verbindung zwischen Sebastopol und Poti (an der Ausmündung des alten Phasis in's schwarze Meer) umgangen werden.

Indeß ließ sich auf dieser Seite der Krieg nicht mit bedeutenden Massen führen, da die Gebirgsgegenden die Märsche wie die Verpflegung erschweren, und erst gegen Erzerum hin, sich das Land öffnet, und durch eine größere Fruchtbarkeit die Operationen mit größeren Massen begünstigt.

Diese Verhältnisse gaben den türkischen Armeen alle Vortheile und brachten dagegen alle Nachtheile auf die Seite der russischen Armee.

Die Meinungen über den Ausgang des Kampfes dieser beiden großen Reiche, waren in Europa sehr getheilt.

In Preußen kannte man die Verhältnisse der russischen Armeen am genauesten, und auch in Frankreich war man über die Mittel des russischen Reichs, den Krieg fortzusetzen, wohl unterrichtet.

In diesen beiden Staaten sah man daher die Besiegung des türkischen Reichs nicht als unmöglich an, obwohl man nicht die großen Schwierigkeiten übersah, welche sich Rußland entgegenstellen würden, wenn die Pforte sich entschlossen zeigen sollte, es auf's äußerste ankommen zu lassen, in welchem Fall eine Beendigung des Krieges nur durch eine Operation auf Constantinopel herbeigeführt werden konnte.

In Oestreich hielt man eine glückliche Beendigung des Krieges von Seiten Rußlands für unmöglich, und war in England diese Ansicht nicht so bestimmt aufgefaßt, so war sie dennoch sehr verbreitet.

Nicht ohne Verwunderung sah man den Feldzug von 1829 durch Rußland mit bedeutenden Armeen in Europa und Asien zugleich eröffnen, und an der Donau noch überdieß durch die Belagerung von Silistria beginnen.

Ohne die Militair-Colonien im südlichen Rußland, wäre die Reorganisation der Armee, und namentlich der Ersatz aller gefallenen Pferde, durch eine bessere, acclimatisirte Race (die Steppenpferde) auch in der That ganz unmöglich gewesen.

Der Kaiser Nicolaus hatte seinem Major-General, Feldmarschall Diebitsch das Commando an der Donau übergeben; er kam nach Warschau und zeigte dort während seiner Krönung als König von Polen eine große Ruhe und Sicherheit. Die Kaiserin hatte sich zu einem Besuch in Berlin angemeldet. Der Kaiser begleitete sie unerwartet, und unangemeldet.

Das diplomatische Corps sah hierin, unter dem Deckmantel der Familien-Verhältnisse, politische Zwecke, man glaubte nichts Minderes als eine Aufforderung des Kaisers an den König ihn zu unterstützen, oder mindestens durch eine engere Allianz ihm die Verwendung aller seiner Kräfte gegen die Donau zu erleichtern, denn es war im westlichen Rußland für den Fall, daß Europa sich zu Gunsten der Pforte erklären sollte, ein bedeutendes Heer nebst den sämmtlichen polnischen Truppen zurück gelassen.

Der Kaiser wohnte in Berlin der Vermählung des Prinzen Wilhelm, zweiten Sohns des Königs, mit der Nichte des Kaisers, der Prinzessin von Sachsen-Weimar, bei. Nach den Gebräuchen war das diplomatische Corps zu der Feierlichkeit eingeladen, und als dasselbe nebst den preußischen hohen Staatsbeamten in der Kapelle versammelt war, erschien der russische Minister des Hauses, Fürst Wolchonsky, um den französischen Gesandten, Comte Agout, laut und öffentlich einzuladen: ihm in das Cabinet des Kaisers zu einer Unterredung zu folgen, welche Sr. Majestät mit ihm zu haben wünschte.

Der Kaiser sagte dem Gesandten, daß er den Krieg mit der Pforte nach den Grundsätzen fortsetzen werde, welche er in seinem Manifest ausgesprochen habe, daß er entschlossen sei, wenn die Beendigung desselben nicht in diesem Feldzug erfolge, einen dritten, vierten, fünften u. s. w. zu unternehmen, daß es ihm leid thue, so viel Blut vergießen und so viel Kräfte vergeuden zu müssen, um anscheinend geringfügiger Ursachen willen, daß jedoch die Ehre und Würde seines Reichs so wie seine eigne persönliche Stellung als Nachfolger des Kaisers Alexander ihm nicht erlaube, von diesem unerschütterlichen Entschluß abzugehen; daß hiernach, wenn er auf der einen Seite die Waffen nicht niederlegen könne, ohne den Zweck seines Manifestes erfüllt zu sehen, er auf der andern Seite eben so unverbrüchlich halten werde, was er im Manifest zugesagt habe,

nämlich sich, wenn der Streit beendet sei, ohne alle Eroberungen, lediglich mit der Entschädigung der Kriegskosten zu begnügen, welche durch eine besonders niedergesetzte Commission laufend liquidirt würden.

Diese sich selbst aufgelegte Verbindlichkeit gäbe seinen verbündeten Monarchen und ganz Europa zugleich eine Garantie seines künftigen Benehmens. Er habe ihm dieß eröffnen wollen, um es seinem Souverain zu berichten; es thue ihm leid, daß der englische Gesandte abwesend sei, denn sonst würde er diesem dasselbe gesagt haben, was er vor Niemand zu verheimlichen beabsichtige, am wenigsten vor seinem Feinde, dem Sultan.

Der Kaiser reiste nach der Vermählung nach Warschau zurück, die Kaiserin blieb bis nach der Feier ihres Geburtstages in Berlin.

Ich hatte den Vermählungs-Feierlichkeiten leidend beigewohnt. General-Lieutenant, und mit dem Posten als Chef des Generalstabes der Armee bekleidet, war ich Mitte 1827 von einem kalten Fieber befallen, in dessen Folge eine Art Lähmung in den Füßen zurückblieb. Nach dem Gebrauch der Moxa in etwas hergestellt, hatte ich 1828 die Bäder von Gastein gebraucht, war im Auftrag im Frühjahr 1829 in Weimar gewesen, um die Vermählungs-Angelegenheiten des Prinzen Wilhelm zu ordnen, und hatte im Juni 1829 den freien Gebrauch meiner Füße noch nicht wieder.

Nachdem der Kaiser in der Nacht Berlin verlassen hatte, fand sich der General von Witzleben, erster Adjutant des Königs, am andern Morgen bei mir ein, um mir im Auftrag des Königs zu sagen: daß Sr. Majestät die Absicht hätten, mich als außerordentlichen Gesandten nach Constantinopel zu senden, daß es Ihnen jedoch vor allen Dingen zu wissen nöthig sei, ob meine gerade jetzt so angegriffene Gesundheit mir eine so weite Reise erlauben würde. Ich möchte mir dieß überlegen, denn so angenehm es Sr. Majestät auch sein werde, wenn ich die Mission übernehmen könne, so wenig würde es Ihrem Zweck entsprechen, wenn ich etwas unternähme, was über meine physischen Kräfte ginge. Uebrigens brauche ich meine Abreise nicht zu übereilen, da kein bestimmter Termin zu meiner Ankunft in Constantinopel verabredet sei. Ich er-

wiederte, daß es mir allerdings noch sauer werde zu gehen und zu stehen, daß ich mich aber übrigens stark genug finde, die Reise zu unternehmen, und die Befehle Sr. Majestät zu vollziehen.

Für diesen Fall war der General von Witzleben ermächtigt, mich sowohl über die Entstehung meines Auftrags als dessen nun besprochenen bestimmten Zweck zu unterrichten.

Der König hatte immer die Idee gehabt, und sich früher einmal gegen mich darüber geäußert, daß der Kaiser den Krieg gegen die Pforte hätte vermeiden können, hätte vermeiden sollen.

Nach dieser Ansicht war dem König der ganze Krieg widerwärtig, er sah Unglück voraus, und wünschte, daß der Kaiser ihn auf eine gute Art los werden könne. In einer der vertraulichen Unterredungen zwischen beiden Monarchen, hatte der König dem Kaiser seine guten Dienste um so mehr angeboten, als der Kaiser sich nicht in der Lage fand, die Vermittlung von England und Frankreich als die in der griechischen Angelegenheit ihm am nächsten stehenden Mächte, annehmen zu können. Wurden aber diese ausgeschlossen, so konnte keine andere europäische Macht vermittelnd — (im diplomatischen Sinn des Wortes) auftreten.

Eine solche Rolle konnte der König auch aus dem Grunde nicht übernehmen, weil ihm die dazu unentbehrliche materielle Einwirkung auf die Pforte abging.

Man hatte in Constantinopel alle Mittel erschöpft, um die Pforte zu einem verständigen Nachgeben zu bewegen, und nichts erlangen können. Indeß waren bis dahin die europäischen Rathgeber immer nur Gesandte gewesen, die beim Divan accreditirt waren, und denen es daher an Gelegenheit mangelte, persönlich, und durch ihre militairischen Kenntnisse und Erfahrungen auf den Sultan einzuwirken. Es kam darauf an, jetzt als ein letztes, und ganz neues Mittel, eine militairische Gesandtschaft außerordentlich, und von der Person des Königs an die Person des Sultans zu senden, den Abgesandten zu instruiren: daß er alle Mittel aufbiete, um sich Audienzen beim Sultan zu verschaffen, und in diesen dem Großherrn die militairische Lage des türkischen Reichs klar und kundig auseinan-

der zu setzen, um ihm dadurch die Vortheile eines billigen Friedensschlusses recht einleuchtend zu machen.

Wenn auf der einen Seite die alten Gewohnheiten und Etiquetten der Sultane einer solchen Annäherung eines militairischen Gesandten völlig entgegen standen, so glaubten beide Monarchen dennoch, daß sie bei einem Sultan leicht ausführbar sein würde, der ihnen als ein bedeutender Militair erschien, bereits im Lager stand, und in einem so wichtigen Krieg um seine Existenz begriffen war.

Der Kaiser glaubte Alles, was er wünschte, erreicht, wenn des Königs Abgesandter es dahin bringe:

> daß der Sultan in der Absicht, Frieden zu schließen, Bevollmächtigte ernenne, und diese mit den Seinigen wirklich zusammen kämen, um Präliminarien zu verabreden, oder noch besser, sofort den Frieden zu unterzeichnen.

Wo diese zusammen kämen, im russischen Hauptquartier, in einer Stadt, welche neutral erklärt werde, auf dem schwarzen Meer, das bleibe den Gesandten überlassen; nur dürfe die Unterhandlung zum Frieden die Operationen nicht aufhalten.

Nachdem beide Monarchen noch verabredet hatten, über die Sendung das größte Geheimniß zu halten, damit solche nicht in Constantinopel vor der Ankunft des Gesandten bekannt würde, hatte der Kaiser sich erboten, die Gesandtschaft durch ein Linienschiff von Odessa nach Constantinopel bringen, und wieder abholen zu lassen.

Alles, was über die Sendung besprochen war, wobei auch der Punkt der Kriegs-Entschädigungs-Summe vorkam, hatte der Kaiser eigenhändig niedergeschrieben und dem König übergeben. Diesen letzten Punkt betreffend, so war genau angegeben, was der erste Feldzug, vom Jahre 1828, und was der zweite in seiner ersten Hälfte gekostet hatten.

Es waren hier nur die Ausgaben über den gewöhnlichen Etat berechnet, und obgleich der Kaiser den Grundsatz der Entschädigung vollständig aufrecht erhalten wissen wollte, so zeigte er doch keine Abneigung, der Pforte die Abtragung zu erleichtern, durch Annahme von Gegenständen, als Schiffe, Produkte der Bergweke, Waaren u. s. w., doch behielt er sich die Unter-

handlungen darüber selbst vor, und gestattete nur bei der Sendung, wenn es erforderlich sei, eine solche Aussicht zu stellen.

Der König hatte dem Kaiser eröffnet, daß er mir das Geschäft übertragen würde, und der Kaiser hatte sich geäußert: daß er das Vertrauen habe, ich würde bewirken, was möglich sei.

Sr. Majestät der Kaiser hatten bei Ihrer Anwesenheit in Berlin eine Unterredung mit mir über die Vermählung Ihrer beiden Nichten angeknüpft, und sich über die Familien-Verhältnisse eben so vertraulich geäußert, wie sie es in früheren Zeiten als Großfürst zu thun pflegten.

Aber wenn damals die hohe Politik und die großen Operationen des Krieges, vorzüglich der Gegenstand waren, welche den Kaiser beschäftigten, so hatten Se. Majestät Ihrer sonstigen Gewohnheit entgegen, dieses Mal kein Wort mit mir darüber gesprochen.

Die General-Adjutanten Graf Benkendorf und Orlof waren in der Begleitung des Kaisers.

Mit beiden war ich aus den früheren Feldzügen bekannt, jedoch nie mit ihnen in näheren Beziehungen gewesen. Beide wußten, daß ich mit dem Feldmarschall Diebitsch aus einer Zeit (1814) befreundet war, wo wir, der Feldmarschall als Chef des Generalstabes der russischen, und ich als Chef des Generalstabes der preußischen Armee, gemeinschaftlich unter dem Marschall Barclay de Tolly standen.

General Benkendorff hatte nach mir gefragt, mich als einen alten Bekannten begrüßt, setzte sich bei einem langen Souper zu mir und fing sogleich an von den Feldzügen an der Donau zu reden. —

Ich hatte im Jahre 1827, mit Benutzung der Hülfsmittel, welche das Archiv und die Plankammer des Generalstabes boten, einen Operations-Plan für die russischen Armeen zur Eroberung von Constantinopel nach Zeit, Raum und Verpflegungsmitteln entworfen, dem Könige vorgelegt und mit dem Feldmarschall Diebitsch darüber correspondirt, dessen Ansichten — bis auf einige unwesentliche Dinge — mit den meinigen völlig übereinstimmten.

Ob General von Benkendorff hiervon unterrichtet war, ist mir nicht bekannt geworden, indeß äußerte er sich mit großer Offenheit über die Operations-Pläne der beiden Feldherrn und die Mittel des russischen Reichs.

Im Wesentlichen ging daraus hervor: Rußland müsse eine schnelle Beendigung eines Kampfes wünschen, bei welchem nichts zu gewinnen sei, als höchstens eine Erstattung der baaren Auslagen, indem der Kaiser sich durch sein Manifest gegen ganz Europa verbindlich gemacht habe, und nach seiner Art zu denken und zu handeln, nie von dem einmal gegebenen Versprechen, keine Eroberungen zu machen, abgehen werde. — Diese Gesinnungen ehre er, und achte sie über Alles hoch, indeß gerade deshalb erscheine ein baldiger Friede um so nothwendiger. —

Diebitsch nehme die Sache zu leicht, wolle nach der Eroberung von Silistria über den Balkan und gegen Constantinopel vorrücken, in der Hoffnung, den Frieden dadurch zu erzwingen.

Der Kaiser habe diesen Plan zwar genehmigt und genehmigen müssen, da er von dem Feldherrn ausgegangen sei, dem er das Commando seiner Haupt-Armee anvertraut habe, jedoch könne er (Benkendorff) sich nicht von der Nothwendigkeit überzeugen, über den Balkan zu gehen, und sich am südlichen Abhange allen Chancen des Krieges auszusetzen. Der Friede müsse auch ohne diesen gewagten Uebergang zu erlangen sein.

Diese Ansicht bestritt ich lebhaft, und stellte den Satz auf: daß Rußland ohne einen Uebergang über den Balkan nie Frieden erhalten würde, es müsse denn alle Entschädigungs-Ansprüche für die bereits aufgewendeten Kosten aufzugeben bereit sein.

Aus der Antwort des Generals von Benkendorff ersah ich, wie er nicht glaubte, daß Rußland je eine baare Entschädigung würde erhalten können, da man nie die Pforte habe zu einer solchen bringen können, während sie leicht zu Abtretungen ganzer Länderstriche zu bewegen war.

Dieß liege in den Verhältnissen des Sultans zu seinem Volk, indem er baare Entschädigungen aus seinem Schatz geben müsse, folglich sein Capital verliere, während er bei Ge-

biets-Abtretungen nur laufende Revenüen, also jährliche Zinsen abzugeben habe.

Nach dieser gründlichen Betrachtung halte er es besser, das aufzugeben, was man doch nicht erlangen könne, und — um den Grundsatz zu retten — zwar auf Etwas zu bestehen, aber mit wenigem vorlieb zu nehmen. — Aus einigen mit halben Worten ausgesprochenen Aeußerungen mußte ich entnehmen, daß der russische Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Graf Nesselrode, die Sache eben so ansähe, und dieser Gedanke dem Kaiser nicht fremd sei.

Diese Unterredung mit dem General von Benkendorff, welche zu der Zeit als sie Statt fand, nur ein rein wissenschaftliches Interesse für mich hatte, stand mit den Mittheilungen, welche mir durch den General von Witzleben wurden, in keinem Widerspruch, jedoch gingen die Aeußerungen des Generals von Benkendorff weiter, als die des Kaisers, und konnten daher nur als nützliche Winke zur Beurtheilung der Verhältnisse, aber keinesweges zum Handeln benutzt werden.

Ich machte dem General von Witzleben bemerklich, daß ich die größte Beschleunigung meiner Abreise für zweckmäßig hielte, eine Ansicht, die auch genehmigt wurde.

Der Weg über Odessa, und noch mehr die Ankunft auf einem russischen Schiff in Constantinopel, schien mir nicht angemessen. Aus einem neutralen preußischen Abgesandten, wäre ich in die Rolle eines russischen geworfen worden, was dem Zweck unmöglich förderlich sein konnte.

Se. Majestät der König hatten sich bereits in ähnlicher Art geäußert.

Von dem preußischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten hatte ich meine Instruetion zu empfangen. Es kam darauf an, in welchem Hafen des mittelländischen oder des adriatischen Merres ich mich ohne Aufenthalt nach Smyrna einschiffen konnte. Der Minister Graf Bernstorff hielt Neapel für den günstigsten Punkt; dort hatte sich kurz vorher der englische und französische Ambassadeur bei der Pforte, Sir Robert Gordon und General Guilleminot, so wie der preußische Gesandte von Royer nach Constantinopel eingeschifft. Die Reise über Neapel gab mir den Vortheil, dort den letzten russischen Gesandten bei der Pforte, Herrn von Ribeaupierre zu finden,

der mich über alle mir völlig unbekannten Personal-Verhältnisse unterrichten konnte, und dem, den Zweck meiner Reise vertraulich mitzutheilen, ich autorisirt war.

Ich berechnete, daß ich nach Ablauf von 14 Tagen in Neapel ankommen konnte. Bis dahin sollte meine Reise ein vollständiges Geheimniß sein, dann aber der Zweck und die Instruction zu meiner Sendung allen großen europäischen Höfen officiell mitgetheilt werden. — Nach dem Vorsprung, den ich hatte, traf ich dann in Constantinopel ein, ehe meine Sendung dort bekannt war. Es konnten aber kurz darauf die Instructionen aller Höfe, mich zu unterstützen, in Constantinopel eingehen.

Während dieser Zeit sollten dann, der Verabredung gemäß, von Seiten des Kaisers Nicolaus russische Bevollmächtigte zum Abschluß des Friedens oder Unterzeichnung der Prälminarien ernannt, in das Hauptquartier des Feldmarschalls gesandt, und dieser von meinem Auftrag unterrichtet, auch mit allen nöthigen Vollmachten versehen werden.

Der Major und Legationsrath von Küster, der in Petersburg bei der Gesandtschaft sich Vertrauen erworben, und den russischen Feldzug von 1828 an der Donau mitgemacht hatte, wurde mir beigegeben, und ich nahm einen Offizier des Generalstabes, Kapitain von Eler als Adjutanten mit.

Mein Arzt hatte mir den Gebrauch des Bades von Gastein für dieses Jahr abermals dringend empfohlen, ich nahm dazu in allen gewöhnlichen Formen Urlaub von Sr. Majestät; der Major von Küster Urlaub zu seinem Vater, der Gesandter in München war, und jeder von uns reiste einzeln ab, um uns in München zu vereinigen.

Als ich mich beim König zur Abreise meldete, wurde mir die besondere Genugthuung, zu bemerken, daß ich die Ansichten Sr. Majestät vollkommen aufgefaßt hatte. — Ich erlaubte mir dem König zu sagen, daß der Grundgedanke zu dieser Sendung mich von dem ersten Augenblicke an erhoben und begeistert hätte, wenn auch ich mir die Schwierigkeiten, auf welche ich stoßen würde, weder verbergen könne noch wolle.

Immer würde es zur großen Beruhigung Sr. Majestät gereichen, Alles gethan zu haben, was irgend möglich war, um diesem unnützen Blutvergießen, in welches am Ende doch Europa mit hinein gezogen werden könne, ein Ende zu machen.

Nach ruhiger Ueberlegung rechne ich nur in dem Fall auf einen Erfolg, wenn Verlegenheiten für die Pforte durch nachtheilige Gefechte, und unerwartetes Vordringen des Feldmarschalls Diebitsch entständen, wo mich der Sultan alsdann als einen Freund in der Noth betrachten müsse.

Der König stimmte dieser Ansicht vollkommen bei, und ich verließ Berlin am 20. Juni mit der Zuversicht, welche die Folge einer klaren Uebersicht ist, und mit der Ueberzeugung, daß mir kein Fall vorkommen könne, der mich in Zweifel über mein Benehmen lassen werde.

---

## Zweites Capitel.

Reise über München, Florenz und Rom nach Neapel. — Einschiffung daselbst, Ausschiffung in Smyrna und Fortsetzung der Reise nach Constantinopel.

---

Zwischen Berlin und Wittenberg wurde ich durch einen Courier, den französischen Legations-Secretair der Berliner Gesandtschaft Mr. Mortier überholt, der mir sagte: daß der Comte Agout ihn nach Paris sende, und daß ihm große Eile empfohlen sei. Es bedurfte keines großen Divinations-Vermögens, um zu errathen, daß die mir, wegen meiner Sendung anvertraute Unterredung des Kaisers von Rußland mit dem Comte Agout die Veranlassung zu dieser Courier-Sendung war, allein damals konnte ich nicht ahnden, welchen wichtigen Einfluß dieselbe auf den Ausgang meiner Mission haben würde.

Mein von dem Grafen von Bernstorff ausgefertigter offizieller Paß lautete: über München nach Gastein. —

In München angekommen, ersuchte ich unsre Gesandtschaft, wegen veränderter Umstände meinen Paß anstatt Gastein für die Bäder von Ischia zu visiren, worauf mein Paß ohne Aufenthalt in die vorgeschriebenen Formen gebracht wurde. —

In Florenz erfuhr ich bei meinem Eintritt, die durch einen russischen Courier der russischen Gesandtschaft überbrachte Nachricht von der bei Kulestscha durch den Feldmarschall Diebitsch

gewonnenen Schlacht, und fand darin eine Aufforderung mehr zur Beschleunigung meiner Reise.

Am 7ten Juli in Neapel eingetroffen, mußte ich zu meinem größten Verdruß erfahren, daß von da, weder mit Constantinopel noch Smyrna die geringste Verbindung bestehe. — Die Gesandten von England, Frankreich und Preußen hatten sich zwar nicht lange zuvor hier eingeschifft, waren jedoch mit englischen und französischen Schiffen nach Constantinopel gegangen.

Herr von Ribeaupierre, der mich auf das Freundlichste mit seinem Rath unterstützte, und mich von dem Verhältnisse in Constantinopel auf das Gründlichste unterrichtete, bot mir ein russisches Kriegsschiff an, welches zu seiner Disposition im Hafen von Neapel lag, um mich zur Flotte des russischen Admiral Heyden zu bringen, der durch Herrn von Ribeaupierre beauftragt werden sollte, mich weiter zu befördern; allein dies erschien mir ganz unpassend und ungünstig für meine Ankunft in Constantinopel.

Die Verdingung eines neapolitanischen Handelsschiffes zu einer Fahrt im Mittelländischen Meer (selbst wenn solche möglich gewesen wäre), unterlag überdies einer zweiten Schwierigkeit.

Neapel befand sich im Krieg mit den Barbaresken, und hatte kürzlich eine Expedition gegen die afrikanische Küste ausgerüstet, welche mit einem sehr schlechten Erfolg zurückgekommen war, wonach seine Kauffahrtheischiffe sich gar nicht zeigen durften. Unser Gesandter am Neapolitanischen Hofe, der Graf Voß, schlug als letztes Mittel vor, sich dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten — Medicis, den er als einen verschwiegenen Mann kannte, anzuvertrauen, und darauf anzutragen, daß der König von Neapel ein bewaffnetes Schiff zur Ueberfahrt gebe.

Die erste Frage des Ministers war: ob meine Sendung eine mit den übrigen großen europäischen Höfen verabredete sei? und ob namentlich Oestreich darum wisse? Antwort: nein, allein es werde unverzüglich davon unterrichtet werden.

Der Minister zuckte mit den Achseln, erbot sich zum Vortrag an den König, für dessen Schweigen er sich verbürge, bemerkte jedoch, daß er nach seiner Pflicht dem Könige abrathen müsse. Graf von Voß — ohne die Gründe zu verkennen,

welche des Ministers Ansicht motivirten, — nahm die Entscheidung des Königs in Anspruch.

Der König hatte eine besondere persönliche Hochachtung für den König von Preußen, und den innern Drang, ihm Beweise davon zu geben. Er nahm daher diese Gelegenheit mit Freuden auf, und ertheilte den Befehl, mir seinen besten Segler, den Don Carlos, eine Brigantine, welche 18 Kanonen führte, zur Disposition zu stellen.

Die Proviantirung und Bemannung des Schiffs erfolgte mit der möglichsten Beschleunigung, und am 13ten Juli verließ ich den Hafen von Neapel. — Der Wind war günstig bis zur Meerenge von Sicilien, nicht ungünstig, bis wir den Hafen von Navarin vor uns hatten, dann aber traten längs der griechischen Küste bis zum Capo doro Verzögerungen durch Winde ein, welche uns zu einem immerwährenden Laviren nöthigten. —

In der Nähe von Hydra erkannten wir ein Linienschiff, welches, ohne daß in seiner Nähe ein andres Schiff zu entdecken gewesen wäre, ein Feuer aus allen Geschützen (und wie es schien, auch kleinem Gewehr) eröffnete, wodurch es völlig in Rauch gehüllt wurde, nach einer kurzen Zeit aber wieder deutlich zu erkennen war, ohne daß ferner ein Schuß gefallen wäre. —

Ich vermuthete, daß es ein russisches Schiff sei, welches auf die erhaltene Nachricht von dem Sieg bei Kulestscha Victoria schieße.

Die Entfernung war zu groß und die Nacht zu nahe, um ein Boot auszusetzen und Nachfrage zu halten.

Wir kamen nach einer Fahrt von 12 Tagen gegen Abend auf der Rhede von Smyrna an, wo wir eine bedeutende Flotte fanden. Englische Linienschiffe, wovon eines die Admiral-Flagge aufgezogen hatte, französische, unter dem Admiral Rosamel, eine östreichische und eine niederländische Escadre. Wir warfen in der Linie der Fregatten und Briggs Anker. Die aufgezogene neapolitanische Kriegs-Flagge erregte die Neugier der Befehlshaber der vereinigten Flotte, wir waren bald von ausgesetzten Booten umgeben, durch welche mittelst abgesandter Offiziere der Kapitain des Don Carlos begrüßt wurde, mit dem ich verabredet hatte, den Zweck seiner Reise, und daß er

mich an Bord habe, zu verheimlichen, bis ich nach einer Rücksprache mit unserm Consul zu Smyrna die Beschlüsse wegen meiner Weiterreise gefaßt haben würde! —

Demgemäß setzte der Schiffs-Kapitain auch das gewöhnliche Salutiren bis zum andern Tag aus. Es ist nämlich Sitte, daß dieserhalb — nach den bestehenden Gebräuchen — Verabredungen genommen werden, insofern der Ankommende, zuerst Salutirende einen Anspruch auf eine gleiche Anzahl von Schüssen macht oder zu machen hat. —

Der neapolitanische Schiffs-Kapitain glaubte diesen Anspruch machen, und am folgenden Tage darüber unterhandeln zu müssen.

Sein Schiff war das erste neapolitanische Kriegsschiff, welches je den Hafen von Smyrna berührte. —

Ein niederländischer Offizier, der den Schiffs-Kapitain begrüßte, als gerade der Retraite-Schuß von allen Schiffen der vereinigten Flotte gethan und der Zapfenstreich geschlagen wurde, hatte es übernommen, ein Schreiben an den preußischen Consul in Smyrna zu besorgen, welches die Nachricht meiner Ankunft auf der Rhede, nebst dem Schreiben unsers Ministers der auswärtigen Angelegenheiten an den preußischen Consul enthielt. Bereits um Mitternacht fand sich der Consul Herr Pezzer in einem Boot beim Don Carlos ein, so daß ich vom Verdeck eine Unterredung haben konnte, durch welche die Quarantaine-Gesetze nicht verletzt wurden.

Hier erfuhr ich, daß Feldmarschall Diebitsch den Balkan bereits überschritten habe, und der General Paskewitsch in Erzerum eingetroffen sei.

Meine erste Frage mußte daher sein: wie ich am schnellsten und sichersten Constantinopel erreichen könne?

Die Antwort war: zu Lande von Smyrna auf dem großen Courier-Wege. Die Schifffahrt sei ungewiß, und Niemand könne dafür bürgen, daß bei den jetzt herrschenden Ostwinden die Einfahrt in die Dardanellen sich nicht Wochen lang verzögere. —

Hierauf beschloß ich sofort die Landreise, und verabredete mit unserm Consul meine Ausschiffung am folgenden Morgen.

Als ich den neapolitanischen Schiffs-Kapitain entließ, kündigte er mir an, daß er nach der Ordre des Ministers der Marine mir, wenn ich, und wo ich an das Land ginge, die militairischen Honneurs mit einer Zahl von Kanonenschüssen zu machen hätte. Alles Verbitten dieser, für mich in dem Hafen von Smyrna nicht angenehmen Honneurs half zu nichts, die Ordre war zu bestimmt und ich muß glauben, daß politische Gründe sie veranlaßt hatten.

Als ich den Don Carlos unter Kanonenfeuer verließ, glaubte die vereinigte europäische Flotte, daß dies der Salut des neapolitanischen Kriegsschiffes sei, und erwiederte die Zahl der Schüsse, welche für den gewöhnlichen Salut zu groß war.

Beim Consul Herrn Pezzer abgetreten, beauftragte ich sofort den Kapitain von Eler, den Pascha von Smyrna in meinem Namen zu complimentiren, und der Consul begleitete ihn, um meine sofortige Abreise nach Constantinopel einzurichten. In dem preußischen Paß, von dem ich nunmehr Gebrauch zu machen hatte, war ich als außerordentlicher Gesandter des Königs an den Sultan bezeichnet. Der Pascha hatte aus seinem Fenster das neapolitanische Schiff wimpeln sehen, und bereits erfahren, daß ein Abgesandter an's Land gestiegen sei; er nahm also an, daß alle europäischen Schiffe diesen Gesandten salutirt hätten.

Mein Offizier wurde ganz besonders höflich empfangen, als aber der Consul zu meiner Reise nach Constantinopel sich Tartaren erbat, um die Postpferde zu bestellen und mich zu geleiten, erwiederte der Pascha:

> Der angekommene Gesandte müsse nach der Art seiner Begrüßung ein sehr vornehmer Mann sein, und seine Pflicht erlaube ihm daher nicht, ihn abreisen zu lassen, ohne zuvor die Befehle des Sultans eingeholt zu haben, der ihn gewiß auf das Feierlichste werde empfangen lassen.
>
> Bis zur Rückkunft des Couriers müsse ich daher in Smyrna bleiben.

Das war eine nicht angenehme Nachricht, durch welche meine ganze Sendung hätte vereitelt werden können. Ich verabredete mit dem Consul, was zu thun sei, und er ging auf der Stelle zum Pascha zurück, um ihm zu eröffnen:

daß meine Sendung außerordentlich pressant und nicht an den Divan, sondern an den Sultan gerichtet sei, daß ich ihn daher ersuchen müsse, mich keinen Augenblick aufzuhalten, und wenn er meine Vorstellung nicht beachte, ihm alle Verantwortung zuschieben müsse. Bei solchen wichtigen Gegenständen, als diejenigen, welche meine Mission beträfen, und wobei es auf Krieg oder Frieden ankomme, müßten alle Complimente und leere Ceremonien untergeordnet bleiben. Ich verzichte auf Alles, nur nicht auf die Mittel, so schleunig als möglich in Constantinopel anzukommen.

Der Consul, der bei dem Pascha in hohem Ansehen stand, fügte noch vertraulich hinzu:

der Feind sei diesseits des Balkans, und da er wohl bemerke, daß meine Sendung darauf Bezug habe, so würde er Gefahr laufen, beim Sultan in die höchste Ungnade zu fallen, wenn er mich nicht reisen lasse.

Nach vielem Hin- und Herreden gab endlich der Pascha nach, suchte jedoch meine Abreise durch allerlei Schwierigkeiten (die er selbst künstlich schuf) noch zu verzögern: er sei für meine Sicherheit verantwortlich, müsse daher besondere Maaßregeln zu meinem Schutz nehmen, um so mehr, als gerade jetzt der größte Markt in Klein-Asien (in Beli Kessar) die Straßen unsicher mache. —

Ich sah, daß er einen Vorsprung für seinen Courier gewinnen wollte, und willigte ein, noch 24 Stunden in Smyrna zu bleiben, wenn er meinen Adjutanten auf der Stelle als Courier mit einem Tartaren expediren wollte, damit dieser mich in Constantinopel anmelden könne.

Dies wurde bewilligt, da ohnedies ein Tartar als Courier abgesendet werden mußte, und ich hatte dadurch den Vortheil, unserm Gesandten Herrn von Royer von meiner Sendung Nachricht zu geben, und die Depesche des Ministers Graf Bernstorff in seine Hände zu bringen, so daß er nicht vom Reis Effendi zuerst meinen Auftrag und zugleich meine Ankunft in Smyrna erfuhr.

Ich ersuchte Herrn von Royer, mir die Conferenz mit dem Reis Effendi vorzubereiten, so wie eine gedrängte Darstellung der Verhältnisse in Constantinopel, verbunden mit der militai-

rischen Stellung der türkischen Armeen bei meiner Ankunft bereit zu halten. Das Militairische gehörig zusammen zu stellen, war der Auftrag meines Adjutanten Herrn von Eler, der die Depesche an Herrn von Royer überbrachte. Dieser Offizier war im letzten Jahr eine Zeitlang beim Herrn von Royer in Lissabon gewesen, der damals den Posten als preußischer Gesandter am portugiesischen Hofe bekleidete. — Dort hatte er sich das Vertrauen und die Zuneigung des Herrn von Rover erworben.

Am 26sten Juli Abends ritt der Herr von Eler von Smyrna mit einem Tartaren ab, und ich folgte ihm mit dem Herrn von Küster 24 Stunden später.

Der Consul Herr Pezzer gab mir seinen ältesten Sohn als Dollmetscher mit, einen jungen gebildeten Mann, der vieler Sprachen und unter andern auch der russischen mächtig war, die er bei einem längern Aufenthalt in Odessa erlernt hatte.

Der Pascha ließ mich durch den Chef seiner Tartaren geleiten, der auf der ganzen Reise über die Truppen, welche er nach Umständen zu requiriren ermächtigt war, den Befehl führte.

Auf den Poststationen waren bereits die Pferde zu unserer Caravane (15—18, sowohl Reit- als Packpferde nach Umständen) durch den, Herrn von Eler geleitenden Tartaren bestellt. —

Das Reiten auf ungewohnten Sätteln und schlechten Postpferden hatte mich während der ersten Nacht ermüdet, und als wir bei Sonnenaufgang nach Magnesia kamen, erregte mir der starke widrig süßliche Geruch blühender Hecken, zwischen welchen wir in der letzten Stunde ritten, solche Uebelkeit, daß dadurch der Sonnenstich eingeleitet wurde, der mich im Laufe des Tages, und in der brennenden Hitze des Thals zwischen Magnesia und Ackissar traf. — Wir kamen erst spät, als es dunkel war, in Ackissar an, wo ich mich während der Nacht nur so weit erholte, um in kleinen Tagereisen bis Mudania zu kommen, von wo wir mit sehr schlechten türkischen Matrosen das Meer von Marmora überschifften. Zur Zeit, als griechische Matrosen diese Ueberschiffungen besorgten, brauchte man in der Regel 6 Stunden. Wir brachten 48 Stunden zu, und stiegen am 4ten August Abends, nachdem es bereits ganz dun-

kel geworden war, am Zollhause von Pera, der Echelle von Tophana, an's Land.

Herr von Eler war glücklich angekommen, hatte meine Aufträge ausgerichtet, und ich fand eine bequeme und angenehme Wohnung beim Herrn von Royer eingerichtet.

---

## Drittes Capitel.

Die militairisch-politischen Verhältnisse in Constantinopel. — Erste Conferenz mit dem Reis Effendi.

---

Noch in derselben Nacht setzte mich Herr von Royer von Allem in Kenntniß, was mir in diplomatischer Hinsicht zu wissen nöthig war.

Der französische Ambassadeur General Guilleminot hatte durch einen besondern Courier, der nach der Ankunft des Mr. Mortier (von Berlin nach Paris) abgefertigt worden war, von seinem Gouvernement den Befehl erhalten, alle für die Pforte günstigen Aeußerungen des Kaisers von Rußland dem Divan zu hinterbringen, und Frankreichs Mediation zur Herstellung des Friedens anzubieten. —

Einige Stunden zuvor, ehe die dieserhalb zwischen dem Reis Effendi und dem französischen Ambassadeur verabredete Conferenz Statt hatte, war ein Spion beim Reis angekommen, der aus dem Rücken der russischen Armee die Nachricht überbrachte: daß die Pest in der russischen Armee ausgebrochen sei, in der Gegend von Warna, Pravadü rc. wüthete, und daß Alles dahin deutete, daß diese Armee über die Donau zurückgehen müsse.

Der Reis, über diese Nachricht hoch erfreut, konnte sich des Lächelns nicht erwehren, als er den Vermittelungs-Antrag des Generals Guilleminot vernahm; er gab einige lakonische Antworten, und auf die Zusicherung, daß der Kaiser von Rußland von den, durch dessen Manifest verlangten Kriegs-Ent-

schädigungen abstehen werde, wenn die Pforte die Hand zum Frieden biete, erwiederte er mit türkischer Feierlichkeit:

Der Sultan, in seiner unüberschwänglichen Gnade, werde dem Padischah von Rußland den Frieden geben; allein so lange sich noch ein russischer Fuß auf türkischem Gebiet befände, könne von Unterhandlungen darüber nicht die Rede sein. Die Russen hätten sich also vor's erste innerhalb ihrer Grenzen zurückzuziehen, alle eroberten Festungen an die Pforte zurück zu stellen, und wohl zu merken, gerade so wie sie sie gefunden hätten, es dürfte keine Kanone darin fehlen. — Dann solle über den Frieden weiter gesprochen werden.

General Guilleminot, der diese Antwort etwas lächerlich gefunden hatte, vermochte nicht, den Reis Effendi zu einer andern zu bewegen, obgleich die Verhältnisse zwischen Frankreich und der Pforte, sowie die persönlichen des Ambassadeurs und des Reis sonst die allerbesten waren. Der Reis legte auf die Nachricht von der Pest in der russischen Armee ein großes Gewicht, und es zeigte sich bei ihm der Gedanke im Hintergrund: die Pest nöthigt die russischen Armeen, über die Donau zurückzugehen, sie bieten Alles auf, um dies unter den möglichst vortheilhaften Bedingungen auszuführen; der Kaiser Nicolaus ist zu dem Zweck, sich Vermittler zu verschaffen, nach Berlin gereist, und hat dort Frankreich für seine Zwecke gewonnen. —

Die genaue Kenntniß, welche ich von der Absicht des Kaisers Nicolaus hatte, Frankreich keine Mediation zu gestatten, so wie der Theil, den der Kaiser an meiner eignen Sendung hatte, ließen mich sofort erkennen, daß es ein Fechterstreich des französischen Cabinets sei, sich zur Mediation anzubieten und aufzudrängen, allein der französische Ambassadeur hatte nicht allein Alles erklärt, was in meinem Auftrag lag, sondern noch weit mehr, nämlich: daß der Kaiser Nicolaus die Entschädigungen aufgeben werde.

Die Pforte, welche durchaus nicht wissen konnte, daß das französische Anerbieten ein usurpirtes war, hatte es nebst dem Zusatz über die Entschädigungen, der weit über meine Instructionen hinausging, völlig zurückgewiesen.

Was für eine Erwartung konnte ich also noch für das Gelingen meiner Sendung haben?

Herr von Royer hatte mir die Conferenz mit dem Reis vorbereitet, und bei dieser Gelegenheit wahrgenommen, daß sich derselbe bereits als einen Sieger über den Padischah von Rußland betrachtete.

Was die militairischen Verhältnisse betraf, so erhielt ich von den Herrn von Cler und von Royer genügende Auskunft über die türkische Armee, aber über die russische Armee war sehr wenig, und selbst dies nur höchst unvollkommen bekannt. Die Türken beobachteten hierüber das strengste Schweigeu, selbst gegen diejenigen, welche sie als ihre vertrautesten Freunde ansahen. Dies war zu dieser Zeit ohne alle Frage Großbrittanien und sein Ambassadeur Sir Robert Gordon. Aber der Reis sagte diesem so wenig, als jedem Andern, was er über die Stellung der russischen Armeen wußte, ja nicht einmal, wo die Hauptquartiere der beiden feindlichen Armeen sich befanden. Sir Robert war also eben so gut, als die andern Gesandten genöthigt, sich durch eine Art von Espionage die Nachrichten zu verschaffen, über welche von den türkischen Freunden nichts zu erfahren war. — Zuweilen gab diese Organisation ganz gute Resultate, denn die europäischen Gesandten theilten sich einander mit, was sie erfuhren, zuweilen aber blieben solche Nachrichten auch gänzlich aus, und so schwebte ein völliges Dunkel darüber: wo sich der Feldmarschall Diebisch und die russische Armee befand. Man wußte, daß sie den Balkan überschritten hatte, man glaubte, daß Diebitsch in Burgas sei. Die Türken verbreiteten die Nachricht, daß die Russen wieder über den Balkan zurückgegangen wären. —

Was die politischen Verhältnisse, oder besser gesagt, die politischen Intriguen der verschiedenen Gesandtschaften betraf, so stand zu dieser Zeit der östreichische Internuntius in keinem vertrauten Verhältniß mit dem Divan. — Er hatte sich mäßig und ruhig für den Frieden ausgesprochen, dagegen ein östreichischer Legationsrath von Husar sich als ein so eifriger Türkenfreund gezeigt, daß man den Verdacht hatte, er reize die Pforte zum Kriege auf. Die verschiedenen europäischen Cabinette wurden daher die Veranlassung zu seiner Abberufung von

Constantinopel nach Wien, indem sie diesen Wunsch aussprachen und Oestreich darin auch einwilligte.

Man glaubte türkischer Seits nicht viel auf Herrn von Ottenfels rechnen zu können. —

Die beiden kürzlich von Neapel angekommenen Ambassadeurs von England und Frankreich hatten mit dem Reis Effendi die Conferenzen über die Grenzen von Griechenland eröffnet.

Die beiden Höfe hatten sich vor dieser Eröffnung nicht einigen können. England stimmte für eine enge, Griechenland beschränkende, Frankreich für eine weitere Grenze, über welche es mit dem Petersburger Cabinet einig geworden war. — Bei diesen Conferenzen in Constantinopel fehlte von Seiten der drei Griechenland pacificirenden Höfe die Vertretung des russischen. Die Pforte neigte sich natürlich auf die Seite der englischen Abstimmung, und der französische Ambassadeur stand allein.

Dies hatte auf die Stellung des englischen Ambassadeurs den größten Einfluß. Die Pforte behandelte ihn als ihren nächsten Freund, und zu dieser Zeit herrschte er ganz unumschränkt in Constantinopel.

So war die Lage der Dinge am 5ten August, an welchem ich mich auf den folgenden Morgen beim Reis Effendi anmelden ließ.

Ich übersah alle Schwierigkeiten meines Auftrags, und daß ohne besonders hinzutretende Umstände kein Resultat herauskommen konnte.

Es war klar, daß die Pforte, wenn sie in's Gedränge kam, sich immer nicht mit mir einlassen, sondern lieber Frankreich in die Arme werfen würde, das ihr bessere Bedingungen gestellt hatte. — Wenn es darum zu thun gewesen wäre, gewöhnliche diplomatische Kunstgriffe anzuwenden, so war es allerdings nicht schwer, Frankreich's Absichten verdächtig zu machen, mich an England anzuschließen, und dadurch auf die Pforte zu wirken. Dann aber mußte ich in die griechische Frage eingehen (was ganz außer meinem Verhältniß lag), durch dieses Eingehen England täuschen, gewissermaßen gegen die einmal ausgesprochene Ansicht von Rußland auftreten, und auf eine unwürdige Art meine Zuflucht zu Intriguen nehmen, was eben

so sehr gegen die Art und Absicht des Gouvernements, das mich gesendet hatte, als gegen meine persönliche Neigung war.

Auf der andern Seite fehlten mir alle Mittel, um mich mit dem französischen Ambassadeur zu verstehen, denn der östreichische Internuntius hatte eine Abschrift meiner Instruction von seinem Hof erhalten, welche dadurch zugleich allen andern Gesandten bekannt geworden war.

Es konnte nicht fehlen, General Guilleminot mußte daraus erkennen, daß meine Sendung nicht geeignet war, ihn aus seiner Stellung zur Pforte zu verdrängen, und der Unterhandlung zu schaden, welche er so eben angeknüpft hatte.

Der einzige Vortheil, der mir blieb, bestand darin, daß ich aus dem Orte kam, in welchem der Kaiser Nicolaus sich öffentlich geäußert hatte, und daß man also vermuthen konnte, ich hätte Instructionen und Vollmachten von dem Kaiser selbst erhalten.

Am 6ten früh begab ich mich, zum Konak des Reis Effendi. Theils als Folge meiner Krankheit, theils der empfangenen Nachrichten, durch welche meine Sendung als verfehlt erschien, ehe ich noch Gelegenheit gehabt hatte, mich über ihren Zweck zu erklären, fand ich mich unwohl und verdrießlich. Indeß hatte ich mir vorgesetzt, mit der größten Höflichkeit zu beginnen, und erst allmählig alle Stadien bis zur determinirtesten Grobheit durchzugehen.

Der Reis empfing mich mit der Förmlichkeit eines türkischen Ministers, und ich begann mit der Auseinandersetzung des Unterschiedes meiner Mission von allen gewöhnlichen, bei welchen die Gesandten an den Divan accreditirt sind. Meine Mission sei von Souverain zu Souverain eine vertrauliche; ich sei kein Diplomat, sondern ein Offizier, der auch nur militairische Aufträge habe. — Mein höchster Wunsch müsse es natürlich sein, daß mir der Großherr vergönne, meinen Auftrag Seiner hohen Person selbst zu überbringen; im Fall jedoch hierbei die gebräuchlichen Formen Schwierigkeiten in den Weg legten, so bliebe es mir am angenehmsten, wenn der Großherr denjenigen Offizier beauftrage, meine Anträge zu vernehmen, der bei ihm dieselbe Stelle bekleidete, welche ich bei meinem Monarchen habe. Ich wußte nämlich, daß der alte Cosref Pascha, der im türkischen Reich ohngefähr dieselbe Stel-

lung bekleidete, als ich in der preußischen Armee, sich für den Frieden ausgesprochen hatte, und zugleich in dem Vertrauen des Sultans war. — Ueberdies hatte dieser Cosref früher den Posten als Kapudan Pascha bekleidet, gegen die Griechen commandirt, und kannte von dieser Zeit her den Sohn unsers Consuls von Smyrna, der mich als Dollmetscher begleitete, und den ich in Constantinopel zurück behielt.

Der Reis Effendi erwiederte mir: daß dieser Unterschied der Gesandtschaften auch bei der Pforte wohl bekannt sei, und daß, wenn er die Vollmacht habe, alle Gesandten zu empfangen und ihre Aufträge zu vernehmen, so würde bei Missionen, wie ich sie habe, von ihm Alles dem Sultan und nichts dem Divan überbracht.

Da war ich also nun in das gewöhnliche Feld der Unterhandlungen geworfen! und es blieb mir nichts anders übrig, als mit der alltäglichen Phraseologie zu beginnen.

Als ich von der alten und erfolgreichen Freundschaft des preußischen Staats und der Pforte sprach, unterbrach mich der Reis durch den Zusatz: nie unterbrochene Freundschaft, doch vermochte diese Phrase nicht mich zu täuschen, da ich die Gesinnungen des Reis aus seinen Handlungen hinlänglich kannte.

Es lag in meinem Plan, die Veranlassungen zum Krieg als zu unbedeutend für so wichtige Folgen darzustellen, und dann zu der Frage überzugehen: ob es nicht in dem Interesse beider Mächte liege, die Vergangenheit, welche schon so vieles Blut gekostet habe, fallen zu lassen, und dagegen zu überlegen: welche Hindernisse einer künftigen dauernden Freundschaft entgegenstehen?

Hier war ich in die Materie des Reis Effendi gefallen. Er nahm sie mit großer Bereitwilligkeit auf, um mir auf die klarste und unwiderlegbarste Art zu beweisen, daß Rußland den Krieg herbeigeführt habe, und daß es in allen Stükken die Schuld ganz allein trage. — Herr Fonton habe dies und jenes gesagt, der Gesandte habe dies und jenes beabsichtigt, kurz, es blieb mir nichts anders übrig, als diese ganze, zu nichts führende Unterredung dadurch in eine andre Richtung zu bringen, daß ich bemerkte: Alles, was er mir sage, möge völlig richtig sein, allein Rußland glaube sich eben so

gut verletzt und im eben so guten Recht, als die Pforte. Wenn man zum Wohl der Menschheit den Frieden wolle, so müsse man vorwärts und nie rückwärts sehen. Ich schlage daher vor, mit dem Schwamm über die Vergangenheit zu fahren, und einen Blick auf die Gegenwart zu werfen um dadurch die dunkle Zukunft zu erhellen.

Nun setzte ich auseinander, welcher Vortheil es sei, wenn eine der kriegführenden Mächte genau wisse, was die andere wolle, denn wenn dies auch vor dem Beginn des Krieges bestimmt gewesen sei, so ändre sich Alles mit dem ersten Schuß, ja während des Krieges von einem Tage zum andern, je nachdem die Armeen Vortheile errängen oder Niederlagen erlitten.

Hier könne ich nun der Pforte auf das Vollständigste vorlegen, was der Kaiser von Rußland jetzt, und so lange der Krieg noch dauern werde, wolle, was er als Grundbedingung verlange, und wovon er nie abgehen werde, so lange er lebe und so lange ein russisches Reich bestehe.

Frei und offen habe der Kaiser sich in seinem Manifest ausgesprochen, habe die Herstellung alter Tractaten begehrt, und könne und werde nicht mehr verlangen, trotz der eroberten Festungen, ohngeachtet der Schlacht von Kulestscha, des Ueberganges über den Balkan und der Eroberung von Erzerum.

Das habe er vor ganz Europa feierlich in Berlin erklärt, Europa habe es beifällig gehört, und es sei nun Zeit, daß die Pforte endlich gründlich untersuche, zu welchem Zweck sie den Krieg führe, und wie sie ihn zu beendigen denke.

Nur mit großer Mühe, und in der That mit Anstrengung konnte ich in der Unterredung bis dahin vorrücken.

Der Reis zeigte ein großes Talent, eine Unterredung, welche ihm nicht gefiel, durch alle Künste der Dialektik widerwärtig zu machen, unaufhörlich von dem Gegenstand abzuspringen, durch schneidende und bittere Bemerkungen aufzureizen, und die guten Argumente dudurch zu vernichten, daß er als ein Widerleger erschien, der in der deutschen Sprache als „Haarspalter" auf eine treffende Art bezeichnet wird. — Meine Anstrengung bestand darin: daß ich die Fassung nicht verlor, und unablässig in der Discussion den Faden wieder aufnahm. Doch war es in der That dem Reis gelungen, mich so zu ärgern

daß ich den Salon verlassen und mich der überflüssigen Galle entledigen mußte. —

Als ich zurück kam, nahm ich, da nun Alles eingeleitet war, den wahren Gegenstand wieder auf, der meine Stärke ausmachte.

Ich hatte die Art der Widerlegung des Reis genug kennen gelernt, um zu sehen, daß ich ein anderes System annehmen und von meiner großen Höflichkeit zu einer bestimmteren Sprache übergehen mußte. Ich hatte bis dahin erlangt:

1) daß, da der König von Preußen an die Aufrichtigkeit der Erklärung des Padischah von Rußland:

   er wünsche und wolle den Frieden,

   glaube, so glaube die Pforte aus Achtung für den König auch daran.

2) Eben so, daß der Padischah von Rußland seinen Willen bei seinen Rathgebern durchsetzen werde, und die Pforte nicht späterhin die Unannehmlichkeit treffe, mit Unterhändlern zu thun zu haben, welche das Gegentheil von dem thun, was ihr Herr ihnen befohlen hat.

3) Nach diesen beiden Voraussetzungen wäre der Friede leicht, man dürfe ja nur auf die alten Tractaten zurückkommen. Wenn ich Vollmachten zum Abschluß habe, so möge ich mich erklären, der Friede könne dann unter uns morgen abgeschlossen sein. Ja, er, der Reis, könne mir noch mehr sagen, der Sultan habe ihm bereits die Vollmachten ertheilt, mit mir zu unterhandeln. Ich möge mit meinen Aufträgen vortreten. — Sollte der Friede außerhalb Constantinopel, und mit dem Feinde selbst abgeschlossen werden, so wäre nur der Groß-Vezier dazu befugt, der sich jetzt in Schumla befinde. Ein Waffenstillstand müsse vorhergehen, und dazu würde sich der Großherr nicht abgeneigt zeigen.

Das waren die alten Geschichten, bei welchen, insofern nicht davon abgegangen wurde, nichts heraus kommen konnte.

Wenn ich daher die Punkte 1 und 2 mit Dank acceptirte, so mußte ich alle Unterhandlungen durch meine Person zurückweisen, einmal, weil ich nicht dazu autorisirt sei, und zweitens weil es sich auch nicht schicken würde, daß der mächtige Kaiser

von Rußland einen Fremden zu einer so wichtigen Unterhandlung gebrauche. —

Sind denn, so sagte ich, nicht Umstände vorhanden, um von gewissen Förmlichkeiten abzugehen, welche für diesen Augenblick der Pforte viel mehr Schaden als Vortheil bringen? Ich habe mich des Auftrags meines Monarchen entledigt, der sich über die Gegenstände erstreckte, welche damals von ihm gekannt waren. Wenn aber mein Herr einen Militair zu dieser Sendung wählte, dem die großen Operationen sammt ihren Folgen nicht fremd sind, wenn es in des Königs Absicht lag, durch meine Erfahrungen dem Sultan nützlich zu werden, so bitte ich um die Erlaubniß, sie einfach und der Wahrheit getreu, ohne allen Schmuck entwickeln zu dürfen.

Bei meiner Abreise von Berlin, so hob ich an, kannte ich den Operationsplan der beiden russischen Heerführer in Europa und Asien. Ich hatte berechnet, daß Diebitsch den 18ten August den Balkan überschreiten, und Paskewitsch den 20sten August in Erzerum eintreffen konnte.

Beide haben mehr geleistet, als sie versprochen haben. Was kann Diebitsch abhalten, in einer Jahreszeit vor Constantinopel zu erscheinen, wo noch Alles ihn begünstigt? — Nur eine Schlacht, welche ihn zum Rückzug nöthigt.

Hier ist also eine rein militairische Aufgabe zu lösen.

Untersuchen wir die hierzu von der Pforte ergriffenen Mittel.

Die türkischen Armeen stehen mit ihrem rechten Flügel bei Kara-Bournu am schwarzen Meer, mit ihrem Centrum in Adrianopel, mit ihrem linken Flügel über Schumla an der Donau, d. h. auf einer Linie von mehr als 80 Lieues in einer höchst schwachen und unhaltbaren Defensive. Der Gegner kann diese Linie durchbrechen, wo er will. Ich habe erwartet, eine verhältnißmäßige Reserve zu finden, welche die Mittel zu einer zweiten und dritten Schlacht giebt, aber eine solche Reserve giebt es nicht.

Drei tausend Rekruten in Constantinopel, ist Alles, was die Pforte noch an regulären Truppen hat, die Wälle der Hauptstadt sind unbesetzt, — und wegen Mangels an Zeit, im Verhältniß zu dem Raum, ist es unmöglich, das Versäumte herzustellen, so daß ich bei der jetzigen Lage Alles befürchten

muß, und für die Pforte durchaus kein anderes Mittel sehe, als sich durch einen schleunigen Frieden aus der höchst ungünstigen Lage zu ziehen, in welcher sie sich befindet!

Der Reis begann seine Widerlegung meiner Darstellung damit, daß er den Uebergang des Feldmarschall Diebitsch über den Balkan als etwas ganz Unbedeutendes schilderte. — Balkan, sagte er, bedeutet Berg. Wißt Ihr, was das ist? Eine Erdscholle, welche nach mehreren Seiten einen Abfall hat. Es kann also der eine Theil heute von der einen Seite aufsteigen, von der andern Seite herabsteigen, der andere Theil kann morgen dasselbe thun — das Alles bedeute nichts — die Pforte sei nicht gewohnt, sich imponiren zu lassen. — Ich drückte meine Verwunderung darüber aus, daß die Pforte bei mehr als einem öffentlichen Akt den Balkan als ihr größtes und mächtigstes Schutzmittel aufgeführt habe, während jetzt der Herr Minister den Verlust dieses Gebirges als ganz unbedeutend angesehen wissen wolle. — Was er vom Herauf- und Heruntersteigen sage, sei ein Gemeinplatz, der gar nicht hierher passe. —

Er werde doch nicht darauf ausgehen, mich überreden zu wollen, daß ihre militairische Lage gut oder erträglich sei?

Ich müsse ihm sagen, daß, so lange die Pforte Kriege führe, sie nie in einer so schlechten militairischen Lage gewesen sei als gerade jetzt, — hier unterbrach mich der Reis mit der Aeußerung: er sei kein Militair von Profession. Ich erwiederte: Dies habe ich zwar aus Ihren Antworten längst entnehmen können, wäre es aber deshalb für Sie, als Minister der auswärtigen Angelegenheiten nicht gut und rathsam, daß Sie einen erfahrenen Militair zur Seite hätten, der Ihnen durch eine treue und klare Darstellung der Verhältnisse die Mittel gäbe, in Ihren Unterhandlungen von richtigen Vordersätzen auszugehen? —

Wenn ich Sie dringend bitte, meinen Vortrag zu beherzigen, so glaube ich dadurch Sr. Hoheit dem Sultan einen Dienst zu leisten.

Der Reis zwang seine Züge in die diplomatische Freundlichkeit, aber ich sah es ihm an, daß er innerlich vor Wuth schäumte. — Mein Dolmetscher konnte kein Wort mehr heraus

bringen, und zitterte am ganzen Leibe. Der Pforten-Dolmetscher mußte für ihn übersetzen.

Sie haben, sagte mir der Reis mit Grandezza, zweierlei Sprache geführt, die erste, die Gesinnungen Ihres Königs und was von ihm kommt, wird dem Sultan angenehm sein; die zweite, in welcher Sie Befürchtungen aussprechen, und darauf Ihren guten Rath auf Frieden gründen, wird dem Sultan eben so unangenehm sein, denn die Pforte kennt das Wort Furcht nicht, und hat aus diesem Gesichtspunkt noch nie einen Schritt gethan!

Ich habe — unterbrach ich den Reis — nicht verlangt, daß Sie sich fürchten sollen, — ich habe Ihnen von meiner Furcht, von meinen Besorgnissen gesprochen. Mir steht es frei, solche zu haben, ja mir steht es zu — um so mehr als ich sehe, daß Sie Ihre eigne Lage nicht kennen, die Gefahr nicht sehen, welche Sie so nahe bedroht. — Gott hat Ihnen oft geholfen, wenn die Noth am größten war. Europa, unter sich nicht einig, verschaffte Ihnen Gelegenheit, einen vortheilhaften Frieden abzuschließen. Sie hoffen heute dasselbe — aber Sie irren sich diesmal. — Wenden Sie sich an die Gesandten von England, von Frankreich, von Oestreich — versuchen Sie Ihr Glück! — Ganz Europa hat den Kaiser von Rußland gehört, wie er sich in Berlin geäußert hat. Hat es seine Mäßigung gebilligt, so hat es seinen Worten vertraut; keine der großen Mächte theilt Ihre Besorgnisse der Falschheit und Hinterlist, welche von Rußland ausgehen sollen, sie mögen nun bei der Pforte Vorwand oder Ueberzeugung sein. — So lange Sie nicht Beweise darüber aufstellen können, müssen Ihre Klagen in den Wind verhallen.

Wollen Sie ernstlich den Frieden, und zwar einen mäßigen, ehrenvollen und für Sie nach Ihrer militairischen Lage vortheilhaften, so müssen Sie es beweisen, indem Sie die Hand bieten.

Senden Sie Bevollmächtigte ab. Werden diese, wie Sie es behaupten, von Rußland zurückgewiesen, so ist es nicht allein Zeit genug, den Krieg fortzusetzen, sondern Ihre ganze Stellung ist dann verändert. Gewährt Rußland nicht, was der Kaiser in Berlin feierlich zugesagt hat, — bricht er sein im Angesicht von Europa gegebenes Wort — was übrigens ganz

unmöglich ist — dann haben Sie ein Recht auf europäische Theilnahme, dann würde selbst mein König in seiner Gerechtigkeit der erste sein, der sich Ihrer Sache annähme.

Es bleibt Ihnen nichts übrig, als Bevollmächtigte zum Abschluß des Friedens abzusenden.

Der Reis Effendi, den ich scharf im Auge behielt, that was er vermochte, um sein Gesicht in den freundlichen Zügen zu erhalten, aber man sah es ihm an, daß er die Kunst der Selbstbeherrschung übte.

Von Chicanen der Dialektik war keine Rede mehr; er dachte nur daran, der Würde der Pforte und sich selbst nichts zu vergeben. Er erklärte mir nochmals, der Sultan sei nicht gewohnt, sich vorschreiben zu lassen, ich sei falsch über ihre Lage unterrichtet, Constantinopel sei durch 40,000 Mann vertheidigt, die türkischen Armeen seien in dem vortrefflichsten Zustand, und in der russischen herrsche die Pest, der levantische Handel, Constantinopel und sein Hafen seien für Europa von der größten Wichtigkeit, — ich erwiederte hierauf schmerzlich: ich sähe es klar, daß ihnen nicht zu helfen wäre: mißtrauisch gegen Freunde, die es wohl mit ihnen meinten, bliebe mir nichts übrig, als sie ihrem Schicksal zu überlassen, mein Schiff wieder zu besteigen und Europa zu sagen, es ist ihnen nicht zu helfen.

Ihr werdet auf die Pest in den russischen Armeen Eure Hoffnungen setzen, bis diese Armeen vor Constantinopel stehen. Von Euren 40,000 Mann auf dem Papier, die Ihr auf die Wälle von Constantinopel stellen wollt, sind 35,000 Mann von der Canaille, die schon jetzt hofft, mit den Russen gemeinschaftlich die Konaks und das Serail zu plündern. Wahr ist's — wir legen in Europa einen großen Werth auf Constantinopel, wir wünschen, daß Klarheit und Vernunft von diesem wichtigen Punkt immer ausstrahlen möge; wenn aber unsre Wünsche nicht erfüllt werden sollten, so dürfte unser Interesse für die Localität größer, als für die Bewohner sein — hier stand ich auf und erklärte, daß ich eine so fruchtlose Unterredung abbrechen müsse. —

Der Reis hatte während der ganzen Unterhaltung mich auszuforschen gesucht, was ich für geheime Aufträge hätte, und wie weit ich zum Abschluß eines Friedens durch den Kai-

ser von Rußland autorisirt sei. — Auf mehrfache Versicherung: ich sei zu nichts autorisirt — ich habe gar keinen Auftrag vom Kaiser von Rußland, hatte er mir endlich mit scheinbarer Treuherzigkeit gesagt:

> das sei doch unmöglich, daß ein Mann von meinen Jahren und von meiner Stellung eine so große Reise mit einem Auftrag von so geringem Umfang habe übernehmen können?

Auf meine Erwiederung:

> dies sei um so mehr ein Beweis für das Interesse, welches mein König und Herr an dem Wohl seines Herrn und Sultan nehme,

blieb er im Kopfschütteln und ungläubig.

Als ich aufstand, erwartete ich, daß er mir eine gute Reise wünschen würde, allein ganz im Gegentheil drang er in mich, unsre Unterredung fortzusetzen, was ich ablehnte und mich entfernte.

Dieser letzte Schritt von seiner Seite war mir so unerwartet, daß ich annahm, es müßten ungünstige Nachrichten von der Armee eingegangen sein, die den Reis bewegen konnten, die Friedensvorschläge nicht ganz von sich zu weisen.

War diese Vermuthung richtig, so folgte daraus, daß er wissen mußte, ob ich noch bessere Bedingungen für die Pforte in der Tasche habe, als ihr von Frankreich bereits geboten waren.

So beurtheilte ich das Verhältniß des Reis Effendi zu mir.

## Viertes Capitel.

Unterredungen mit den Gesandten der großen Mächte; Verabredung mit ihnen. Meine offizielle Note an den Reis Effendi. — Meine geheime Mittheilung an den Sultan und dessen darauf gegebene Antwort. —

---

Der französische Ambassadeur, Graf Guilleminot, war mir seit 1815, wo wir die Convention von Paris zusammen abschlossen, näher bekannt, ja wir waren in literarischer Beziehung in Correspondenz geblieben.

Ich hatte mit Herrn von Royer verabredet, daß ich niemand vom diplomatischen Corps sehen würde, bevor ich nicht eine Unterredung mit dem Reis Effendi gehabt hätte. Ich glaubte dies meiner Mission schuldig zu sein, da daraus auf der einen Seite gefolgert werden mußte, daß ich selbstständige Aufträge hatte, auf der andern Seite aber die Abschrift meiner Instruction (welche bereits von allen europäischen Gesandtschaften gekannt war) den Beweis lieferte, daß sie völlig im europäischen Sinn wären.

Graf Guilleminot hatte mich am 5ten als alter Bekannter begrüßen lassen, und auf die Nachricht meines Unwohlseins mir seinen Besuch angekündigt.

Ich antwortete: daß ich ihn besuchen würde, sobald ich von meiner Unterredung mit dem Reis Effendi zurückkäme.

Dies wurde mir jedoch unmöglich, da ich, nachdem ich den Reis verlassen hatte, beim Ueberschiffen von Constantinopel nach Pera mich so unwohl fühlte, daß ich mir ein Pferd holen lassen mußte, um auf die Höhe von Pera hinauf zu kommen, was mir zu Fuß nicht möglich war.

Ich ließ sofort zur Ader, konnte aber der Vorschrift: mich während des Tages ganz ruhig zu verhalten, nicht nachkommen, da ich zu unruhig und begierig war, meine Stellung zu den europäischen Gesandten zu erfahren, wovon meine weiteren Schritte bei der Pforte abhängen mußten. Nach dem Aderlaß war mein Kopf frei, meine Ermattung war jedoch zu groß, um vom Divan aufzustehen; Herr von Royer übernahm es, mich bei den Gesandten zn entschuldigen, indeß da sie sämmt-

lich ein großes Verlangen zeigten, mich zu sehen, so führte er sie einzeln vor mein Lager.

Ich mußte hieraus erkennen, daß sie mir eine freundliche Aufnahme zugedacht hatten. Ich äußerte mich mit der Unbefangenheit, zu der meine Stellung berechtigte; meine Instruction lag auf dem Tisch, ich bot jedem an, sie zu lesen; sie erwiederten, daß sie sie kennten. Sir Robert Gordon, den ich zuerst sah, sagte mir, daß er in Betreff meiner Sendung keine Instructionen von seinem Gouvernement habe, auch noch nicht haben könne, daß er aber aus meiner Instruction entnommen habe, wie sie völlig im Sinn seines Gouvernements und ganz Europa's sei. Er biete mir daher an, über ihn zu disponiren, er sei bereit, Alles zu thun, was ich zur Unterstützung meiner Sendung von ihm wünsche.

Hier bedurfte ich nun vor allen Dingen zu wissen:

welche Ansichten Sir Robert über den wahrscheinlichen Ausgang der militairischen Operationen hatte, seitdem Diebitsch diesseits des Balkans angekommen, und Paskewitsch in Erzerum war.

Er erwiederte mir, daß er den Fall von Constantinopel voraussehe, wenn die Pforte nicht auf's Schleunigste zu einem Arrangement mit Rußland schreite, da die unbehülflichen türkischen Armeen durchaus nicht fähig wären, den russischen zu widerstehen, die mit Kühnheit und Sachkenntniß geführt würden.

Der Fall von Constantinopel sei jedoch eine für Europa höchst wichtige Begebenheit, da er leicht Kriege von der allerunangenehmsten Art herbeiführen könne.

Völlig mit diesen Ansichten einverstanden, eröffnete ich Sir Robert, daß ich autorisirt sei, eine Gesandtschaft der Pforte zum Abschluß des Friedens beim Feldmarschall Diebitsch einzuführen, daß dieser den Befehl habe, seine Operationen in keinem Fall einzustellen, aber nach den im Manifest ausgesprochenen Bedingungen auf der Stelle Frieden zu schließen.

Diese Nachricht befriedigte Sir Robert außerordentlich, und wir verabredeten: daß ich der Pforte eine Note übergeben würde, welche ich ihn mit folgenden drei Worten zu unterstützen ersuchte:

Envoyez des Plenipotentiaires.

Er verließ mich, dies zusagend.

Der Graf Guilleminot theilte mir die von ihm vor wenig Tagen mit dem Reis Effendi gepflogenen Unterhandlungen mit, gerade so wie ich sie bereits kannte. Ich eröffnete ihm zwei Bedenken:

einmal, wenn die Pforte die französische Mediation annehme, ob dann Rußland dasselbe thun werde?

Graf Guilleminot erwiederte: daß, nachdem was sich jetzt bei den russischen Armeen ereignet habe, allerdings daran zu zweifeln sei, er habe aber auch der Pforte nur den guten Willen Frankreichs — ohne Zusicherung, daß Rußland die Mediation annehmen werde, oder angenommen habe — angeboten.

Zweitens habe er Rußlands Absicht zu erkennen gegeben, den Frieden ohne Entschädigung der Kriegskosten zu schließen. Dies stehe mit den Aeußerungen des Kaisers Nicolaus in Berlin, in völligem Widerspruch.

Graf Guilleminot erwiederte: er habe durchaus keine Zusicherung zu einem solchen Erlaß gegeben, sondern seiner Instruction gemäß, nur Hoffnung dazu gemacht.

Das Verlassen des türkischen Gebiets und Zurückgabe der türkischen Festungen habe er zugesagt, jedoch mit Ausnahme von Anapa und Poti, welche Rußland in keinem Fall zurückgeben werde, da die Revolutionirung des russischen Gebiets vom Kaukasus, von diesen beiden Orten aus geleitet, eine Veranlassung zum Kriege gewesen sei.

Uebrigens hindere dies durchaus nicht, daß er sich völlig an mich anschließe.

General Graf Guilleminot war als ein erfahrener General der Meinung: daß die vereinzelten türkischen Corps dem Feldmarschall Diebitsch nicht widerstehen können, und daß Constantinopel ohne Belagerung in seine Hände fallen werde. Er gab mir viele, für mich wichtige Nachrichten über den innern Zustand der Pforte, welche mich in dem Plan bestärkten, den ich entworfen hatte, um zu meinem Ziel zu kommen.

Er versprach mir dieselbe Unterstützung, welche der englische Ambassadeur mir zugesagt hatte.

Ebenso der östreichische Internuntius, Baron von Ottenfels, der vom Jahre 1815 mein Bekannter war, wo ich als Gouverneur von Paris Geschäfte mit ihm hatte.

Eine solche Unterstützung von Seiten der europäischen Gesandten hatte ich nicht erwartet, noch weniger aber, daß ich auf ihre Aufrichtigkeit rechnen konnte. — Meine Unterredung mit den Gesandten hatte mir jedoch auf diesem Punkt vollständiges Licht gegeben.

Sir Robert Gordon war daran gelegen, daß ich erkennen sollte, was England bei diesem Kriege für so wichtig ansehe, daß es sich einmischen müsse. Es war die Besetzung von Constantinopel durch russische Truppen.

Daß dies verhindert werde, lag ihm vorzüglich am Herzen. Ich ahnte, daß eine Verabredung zwischen England und der Pforte für diesen Fall Statt habe, wie ich denn auch später erfahren habe, daß alsdann die englische Flotte durch die Dardanellen gehen, vor Constantinopel erscheinen und sich als Alliirten der Pforte erklären solle, wofern Rußland nicht gewisse Bedingungen erfülle, oder für deren Erfüllung Garantien gebe. Eine englische Fregatte, welche vor der Wohnung des englischen Gesandten in Terapia lag, war zur Ueberfahrt des Sultans nach Asien bestimmt, und dadurch sein Leben und die Wegschaffung seiner Schätze gesichert.

Ich erklärte Sir Robert, daß mein Auftrag: — die Näherung der beiden Mächte durch Zusammentreten von Abgeordneten, den Wunsch nicht ausschlösse, einen Frieden herbeigeführt zu sehen, ehe die russischen Truppen vor Constantinopel ankämen, daß ich jedoch bestimmt versichern könne, der Feldmarschall Diebitsch dürfe weder einen Waffenstillstand abschließen, noch in der Erwartung des Friedens Halt machen. — Wenn die Türken, nach ihrer gewöhnlichen Manier, hofften, durch Zaudern bessere Bedingungen zu erhalten, so bliebe Diebitsch gar nichts Anderes übrig, als sich in den Besitz von Constantinopel zu setzen. Er — Sir Robert — möge also von seiner Seite dahin wirken, daß die Pforte sich dieses Unglück nicht selbstverschuldet zuziehe, dagegen werde ich dafür sorgen, daß die Präliminarien auf der Stelle unterzeichnet würden, wenn sie dem Manifest des Kaisers gemäß, von türkischer Seite vorgeschlagen oder angenommen würden.

Sir Robert verlangte nichts mehr und nichts Besseres von mir; die übrigen Gesandten wollten so wenig als er den Einzug der Russen in Constantinopel und da sie sämmtlich einsa-

hen, daß die Unterhandlungen anfangen müßten, so lange die Russen noch in einer gewissen Entfernung von Constantinopel waren, weil die Türken nun einmal nicht aus ihren Gewohnheiten der Trägheit zu bringen sind, so trieben sie doppelt an:

Envoyez des Plenipotentiaires.

Ich hatte also Europa ganz gewiß für mich, so lange ich danach strebte, den Frieden vor der Einnahme von Constantinopel zu bewirken. — Dasselbe lag im Interesse der Pforte. Es entstand also die Frage, ob die Abwendung der Eroberung von Constantinopel im Interesse der Russen lag.

Als Resultat der sorgfältigsten Erwägung werden folgende Betrachtungen die Frage aufklären:

1) Der Kaiser Nicolaus hatte sich eine ungewöhnliche Politik vorgezeichnet. Er hatte erklärt, daß ist der Friede, den ich will, und von dem ich nicht abgehe. Ich will aber auch nicht mehr, denn selbst, wenn mir die ganze europäische Türkei als Eroberung zufiele, so will ich nichts Anderes und nicht mehr.

Ich kannle den Kaiser genug, um zu wissen, daß dies nicht leere Worte waren, denen späterhin eine andere Deutung gegeben werden sollte, ja ich wußte gewiß, daß dem Kaiser mehr daran gelegen war, sein Wort zu halten und Europa Vertrauen einzuflößen, als sich dieses durch einen augenblicklichen Vortheil zu verscherzen, der am Ende späterhin — immer zu blutigen Kriegen führen mußte.

2) Ich wußte ferner aus meinen Unterredungen mit dem General von Benkendorff, wie sehnlich man in Rußland den Frieden wünschte, und wie die Eroberung von Constantinopel eine Verlängerung des Krieges — ohne alles Resultat hervorbringen mußte, selbst wenn ganz Europa nichts dagegen hatte.

3) Da dies aber durchaus nicht anzunehmen war, so trat wahrscheinlich Folgendes ein:

Sobald der Feldmarschall Diebitsch sich Constantinopel näherte, so floh der Sultan mit seinem Divan über den Bosphorus. Alle europäischen Gesandten, welche accreditirt waren, mußten folgen.

Die türkischen Armeen gingen in zwei Colonnen, bei Constantinopel und Gallipoli über den Bosphorus und die Dardanellen. Es muß angenommen werden, daß Constantinopel nach wenigen Tagen in russische Hände fiel, da Pera nicht vertheidigt werden kann, und die Höhe von Pera ganz Constantinopel beherrscht. Daß bei der Einnahme der größte Theil von Constantinopel abbrannte, wird niemand bezweifeln, der die Stadt kennt. Die engen Straßen, in denen kein Wagen, keine Spritze fahren kann, die hölzernen Barracken, das schlechte plünderungssüchtige Gesindel, das nur durch das Beispiel täglichen Kopfabschneidens in Zucht und Ordnung gehalten werden kann, Alles das reicht hin, die größten Unordnungen herbeizuführen, ohne daß man nöthig hat, sich einen beschießenden oder stürmenden Feind hinzuzudenken.

Constantinopel ist in dem eigenthümlichen Verhältniß, daß seine Population von einem Tag zum andern von den Lebensmitteln lebt, welche entweder zu Wasser oder durch Lastthiere zugeführt werden. Diese Transporte kommen aber nie von der europäischen Seite, sondern aus Asien. Von Constantinopel bis Araba-Burgas ist die ganze Gegend eine Art von Wüste, welche nichts für die Proviantirung von Constantinopel thun kann.

Magazine giebt es nicht in Constantinopel. Wenn früher Noth eintrat, so wurden die im Hafen liegenden russischen von Odessa kommenden Schiffe in Beschlag genommen, ihre Ladungen tarirt und baar bezahlt.

Wenn der russische Feldmarschall in Constantinopel einrückte, so wurde ganz natürlich kein Schiff mit Lebensmitteln von der asiatischen Seite herüber gelassen, und man muß annehmen, daß bei der Unmöglichkeit, die Population zu ernähren, sie sich in das Innere der europäischen Türkei zerstreut hätte.

In welcher Lage befand sich dann der Feldmarschall Diebitsch, selbst wenn er die Mittel gehabt hätte, seine Verpflegung auf dem Landwege von Burgas nach Constantinopel zu beschaffen.

Die Flotte des schwarzen Meeres konnte den Bosphorus nicht passiren, so lange die asiatischen Schlösser noch in türki-

schen Händen waren. Auf eine Proviantirung aus dem schwarzen Meer konnte also der Feldmarschall nicht rechnen.

Blieb er in Constantinopel stehen, zu was sollte das führen? Wollte er nach Asien übergehen, welche Mittel hatte er dazu? So viel war aber gewiß, daß ohne einen Feldzug in Asien der Krieg nicht beendigt werden konnte.

Die Pforte wußte zu gut, daß Europa Rußland nicht in dem ruhigen Besitz des Hafens von Constantinopel lassen würde.

So war es nach meiner Ueberzeugung eine Sache des allgemeinen Wohls, wenn für Rußland erreicht wurde, was es wünschte: der Friede; wenn für Europa vermieden wurde, was es fürchtete — Rußland im Besitz von Constantinopel zu sehen, und wenn hiernach der Pforte die Rettung aufgedrängt wurde, die sie selbst nicht übersah, und nicht zu beurtheilen vermochte.

Die von mir der Pforte übergebene, und den Gesandten der großen Mächte mitgetheilte Note, ist in der Beilage Nr. 1 angeschlossen.

Die Ambassadeurs waren damit zufrieden, fanden den guten Rath an der Pforte ungewöhnlich kräftig ausgedrückt (was sie übrigens als nöthig und nicht nachtheilig erachteten) fragten jedoch, ob ich nicht besorge, daß Rußland den Schluß meiner Note übel nehmen würde. Ich erwiederte ihnen: ich bin gewiß, daß der Kaiser Nicolaus diesen Schluß als eine nothwendige Consequenz des Eingangs findet, und folglich nicht übel deutet.

Ich hatte einen Canal ausfindig gemacht, den Sultan wissen zu lassen, was ich über meine Sendung dachte, ohne daß dies durch den Reis Effendi ging. — Indeß legte ich keinen großen Werth darauf, da ich mir sagen mußte, daß der Sultan, wo ich mit seinem Minister verschiedener Meinung war, nicht mir beitreten und ihn, der alle seine Gründe vorlegen konnte, während mir alle Mittel dazu abgeschnitten waren, verlassen würde.

Ganz anderer Ansicht war der europäische Freund, der mir diesen Canal eröffnet hatte. Er, der die Verhältnisse sehr genau kannte, versprach sich viel davon, wenn der Sultan mittelst dieses geheimen Weges täglich von allen meinen Wünschen und Hoffnungen unterrichtet würde.

Ich erfuhr bereits nach einigen Tagen, daß die sämmtlichen europäischen Minister, mit meinen Ansichten sehr zufrieden, in den Reis Effendi drangen — nicht allein in die Idee eines Friedens-Congresses einzugehen, wie ich sie gegeben hatte, sondern überhaupt sich fest an mich zu halten, da ich offiziell autorisirt sei, mit den russischen Feldherrn in dieser schwierigen Zeit zu verhandeln. — Ich könne dadurch der Pforte sehr nützlich werden, da kein anderer Gesandter in Constantinopel solche Vollmachten habe. — Ich wußte, daß diese Aeußerungen bis an den Sultan gebracht waren, und dies bestimmte mich, letzteren durch meinen geheimen Canal wissen zu lassen:

> der Reis Effendi verstehe mich nicht, er wisse nichts von der Kriegführung, sei mißtrauisch und empfindlich.
>
> Wenn ich ihm über das Ungünstige der militairischen Lage rede, in welcher sich in diesem Augenblick die türkischen Armeen befänden, so nehme er es für eine Beleidigung und antworte mir mit Hochmuth; wenn ich ihm einen günstigen Ausweg zeige, um aus der Sache zu kommen, so stoße er Alles mit Mißtrauen zurück, und gebe mir zu verstehen: er brauche meinen Rath nicht.
>
> Es thue mir daher leid, Sr. Hoheit nicht nützlich sein zu können, denn alle Unterredungen mit dem Reis könnten zu nichts führen. Wolle der Sultan meinen Auftrag genau kennen lernen, so müsse ich bitten, mir eine Unterredung mit einem einsichtsvollen Militair, der sein Vertrauen besitze, zu gestatten, wenn die Etiquette nicht erlaube, daß ich ihm persönlich vortragen dürfe.

Am andern Morgen wurde mir auf geheimem Wege folgende Antwort überbracht:

> Es thut dem Sultan sehr leid, daß sein Reis Effendi sich, wie er sich überzeugt habe, auf eine völlig unangemessene und mißtrauische Art gegen mich, als den Abgesandten seines erhabenen Freundes benommen habe. — Er habe ihm darüber bereits sein höchstes Mißfallen zu erkennen gegeben, und glaube zuversichtlich, daß so etwas nicht zum zweiten Male vorkommen werde, wenn ich noch eine Unterredung mit ihm ver-

suchen wolle. — Wenn ich jedoch dies nicht wolle, und es verlange, so sei er (der Sultan) bereit, ihn auf der Stelle abzusetzen.

Dies war mehr als ich erwarten konnte, und bewies mir, daß der Sultan einen großen Werth auf meine Sendung legte, was ich, da der Sultan noch zu wenig davon wußte, nur den Aeußerungen und dem Einfluß der Gesandten zuschreiben konnte.

Ich erwiederte auf der Stelle:

Ich beschwöre Se. Hoheit, den Reis in diesem wichtigen Augenblick nicht abzusetzen, weil das Uebel noch größer werden würde, wenn sich ein neuer Minister in die Geschäfte einwerfen müsse, in einer Zeit, in welcher kein Augenblick zu verlieren sei. Ich wolle lieber noch eine zweite Unterredung versuchen, und bitte um die Erlaubniß, nach derselben Sr. Hoheit das Resultat wissen zu lassen.

Dieser Versuch einer zweiten Unterredung konnte nach meiner Rechnung nicht übel ausfallen, wenn der Reis es erfuhr, daß er seine Nichtabsetzung mir zu verdanken hatte.

Eh' ich noch dazu kam, hierzu geeignete Mittel zu ergreifen, wurde mir durch meinen Dragoman die Anzeige: daß sich auf der Pforte Alles zu meinen Gunsten geändert habe.

In den ersten Tagen hatte der Reis beklagt, daß ich so wenig die Sitten und Gebräuche des Landes kenne, und meine Art zu unterhandeln, Mißfallen erregen müsse. — Am Tage da der Sultan mich beschickte, hatte er bereits geäußert: meine militairischen Kenntnisse müßten ganz eminent sein, da sie selbst den Sultan in Erstaunen setzten. — Späterhin: Er als Reis hätte sich zu den vorzüglich Beglückten zu zählen, da ihm der Vorzug geworden wäre, meine persönliche Bekanntschaft zu machen, mich zu hören und zu bewundern.

Für alle diejenigen, welche den diplomatischen Verkehr zwischen der Pforte und den bei ihr accreditirten Gesandten nicht kennen, bemerke ich hier: daß nach einer alten Gewohnheit die Dollmetscher sich fast täglich auf das Pforten-Gebäude begeben, um dort etwas Neues zu erfahren, oder dem Reis Effendi etwas mündlich von ihren Gesandten zu überbringen. Hierauf erfolgen dann mündliche Antworten, und der Reis benutzt diese

Gelegenheit, um den Dragomans in einer Art von Vertraulichkeit zu erzählen, was die Gesandten wissen sollen. — Die Dragomans kommen dann mit einer wichtigen Miene an, bitten, daß man sie nicht compromittiren möchte, weil es sie um das schmeichelhafte Vertrauen des Reis bringen könnte, u. s. w.

Da hiernach mein Barometer nicht allein gestiegen, sondern so vorzüglich schnell sich verändert hatte, so mußte ich schließen, daß der Reis genug, und mehr über die Stimmung seines Herrn gegen ihn wisse, als ich ihm beibringen könne.

Ich verschmähte jedoch die gewöhnlichen Künste der Diplomatie von Pera nicht, gab meinem Dollmetscher officielle und vertrauliche Antworten, da ich gewiß war, daß er die vertraulichen vor den officiellen mittheilen werde.

Zu diesen vertraulichen gehörte dann: vor meiner Abreise sei ich nicht abgeneigt, mich noch einmal mit dem Reis Effendi zu unterreden, aber dies könne nicht auf die Art wie das vorige Mal geschehen. Er habe das Recht seines Hauses zu sehr gemißbraucht und mich zu schwer verletzt, als daß ich seinen Konak je wieder betreten könne. Am dritten Ort, am besten in Scutari, sei ich bereit, mit ihm zusammen zu kommen. Ich würde dann nach türkischer Sitte Pistolen bei mir führen, und er würde mir für jedes Wort, das meine Person beleidigen könne, verantwortlich sein.

Seine Antwort hierauf war befriedigend: tiefer Kummer und Betrübniß beuge seine Seele, daß er von mir anders gedeutet sei, als sein reines Herz es gewünscht. Was ich wolle, wie ich es wolle, Alles solle geschehen.

Verstrich so die Zeit unter leeren Hin- und Herbestellungen zwischen dem Reis Effendi und mir, so schritt dennoch der Zweck meiner Sendung mächtig durch die übrigen europäischen Gesandten vor; sie trieben — (im Geist meines Auftrags) die Pforte an: ihre Lage zu bedenken, die Gefahr, die sie bedrohe, ihre Hauptstadt zu verlieren, die Folgen, welche daraus entständen, wenn sie aufhöre, ein europäisches Reich zu sein, wenn ihre Freunde sie in den Tiefen des verbindungslosen Asiens aufsuchen müßten, um ihr zu gestehen, daß sie nichts für sie thun könnten.

Diese Einladungen, meinen Friedens-Anträgen Gehör zu geben und Bevollmächtigte zu ernennen, mußten um so wirk-

samer sein, jemehr sie von Freunden kamen, welche die Pforte in ihrer Lage nöthig hatte und nicht durch zwecklosen Eigensinn von sich entfernen durfte. — Ich wurde täglich sehr genau von Allem unterrichtet, was vorging, ohne daß es erforderlich war, mein Zimmer zu verlassen; ich erfuhr die Fortschritte, welche die europäischen Gesandten machten und fand es um so angemessener, in einer scheinbaren völligen Unthätigkeit zu bleiben, als mein Zustand von Kränklichkeit dies rechtfertigte, und jede andere Rolle mich auch durchaus dem Ziele nicht näher bringen konnte.

Die Pforte mußte Zeit haben, zu andern Grundsätzen überzugehen, oder wenigstens es öffentlich zu gestehen. Mußte sie angetrieben werden, diese Zeit abzukürzen, so war ich viel weniger dazu geeignet, als ihre alten durch Handels-Verbindungen mit ihr vertrauten Freunde.

Zwei gefährliche Klippen hatte ich dabei zu bestehen: erstlich, daß das Kriegsglück sich für die Russen erhalte, und die Türken nicht durch einen Sieg auf's Neue aufgeregt in ihren alten Dünkel verfielen: zweitens, daß die Gesandten nicht durch einen oder den andern Umstand veranlaßt wurden, von meinen Ansichten abzuspringen und einen eignen Weg zu gehen versuchten.

Was den ersten Punkt betrifft, so war ich wegen der schlechten Stellung der türkischen Armeen, und ihrer Unbehülflichkeit in großen Operationen, ziemlich unbesorgt, um so mehr als ich damals die Armee des Feldmarschall Diebitsch ungleich stärker hielt, als sie es wirklich war.

Ueber den zweiten Punkt konnte ich viel weniger beruhigt sein, denn, wußte ich auch Uebereinstimmung der Zwecke meines Hofes mit denen aller übrigen, so war ich deshalb über die Persönlichkeiten und die Ausführung bei allen untergeordneten Fragen nicht in völliger Sicherheit.

---

## Fünftes Capitel.

Geheime Botschaft des Sultans, offizielle Beantwortung meiner Note. — Zögerungen, welche die Folgen des türkischen Geschäftsganges und der Unsicherheit über Leben und Eigenthum sind. — Absendung des Hauptmann von Eler an den Feldmarschall von Diebitsch.

Am 11ten August ließ mich der Sultan auf geheimem Wege benachrichtigen: er wolle den Frieden, und nehme meine Vorschläge, Gesandte zu senden, als zweckmäßig an.

Am 12ten August sandte mir der Reis Effendi als Antwort auf meine Note die Bedingungen des Friedens in 5 Artikeln, wovon die Uebersetzung in der Anlage Nr. 2.

Zugleich wurde ich durch den preußischen Dollmetscher benachrichtigt: daß der Groß-Vezier (der sich in Schumla befand) den Auftrag erhalten hatte, die Bevollmächtigten aus seinem Lager abzusenden. —

Diese, an das Thörichte grenzende Maaßregel hatte einen tiefern Grund, als die alte Gewohnheit. Ich glaubte, es sei die Absicht, durch die Verzögerung, welche bei diesem Auftrag an den Groß-Vezier unvermeidlich war, Zeit zu gewinnen; aber auch das war nicht der Fall. — Der eigentliche Grund, weshalb die Bevollmächtigten nicht von Constantinopel ausgesendet wurden, war, weil sich Niemand in Constantinopel mit dieser Sendung befassen wollte, und Niemand in Folge seines Amts dazu gezwungen werden konnte.

Einige vornehme Türken, denen man von einer solchen Mission sprach, hatten geäußert: ihr habt den Krieg zu einem Religionskrieg gemacht, und daher muß jeder Friede beim Volk unpopulär sein. Nehmen wir den Auftrag als Bevollmächtigte zum Abschluß des Friedens an, und führen ihn zur höchsten Zufriedenheit des Großherrn aus, so daß er uns nach unserer Zurückkunft mit Ehren und Würden überhäuft, so hindert dies nicht, daß wenn der Frieden dem Volk mißfällt, der Großherr uns die seidne Schnur schickt, und wir das Opfer werden. Es mag daher der, dessen Amt es mit sich bringt, diese gefährliche Sache ausführen.

Nicht ohne Verwunderung erkannte ich hierin noch mehr als bisher die Schwäche der Regierung des Sultans.

Nachdem im Laufe des 13ten August mein Dollmetscher eine Unterredung mit dem Reis Effendi gehabt hatte, woraus hervorging, daß weder auf diesen Punkt eine Aenderung zu bewirken sei, noch in Hinsicht auf die Kriegs-Entschädigungs-Forderungen des russischen Kaisers leicht nachgegeben werden würde, so sah ich den Frieden allerdings noch sehr entfernt, und es kam darauf an, ob ich dies aussprechen und versuchen solle, die Pforte nachgiebiger zu machen, oder ob ich das erste Zugeständniß festzuhalten, und alles Uebrige den Bevollmächtigten bei ihrer Zusammenkunft zu überlassen habe.

Das Erste hätte ich thun müssen, wenn mein Auftrag auf eine Vermittelung gerichtet war, das Zweite lag in meiner Rolle und gab zugleich den europäischen Gesanten den Beweis und die sichere Garantie: daß Preußen eine Mediation nicht wolle und nicht annehmen werde.

Damit aber war meine Mission auch zu Ende. Ich schrieb daher am 14ten August an die Ambassadeurs, theilte ihnen officiell mit, was die Pforte beschlossen, und indem ich für ihre Mitwirkung dankte, kündigte ich ihnen meine Abreise an, da der mir ertheilte Auftrag, eine Zusammenkunft von Bevollmächtigten unter den kriegführenden Mächten zu bewirken, glücklich vollbracht sei.

Mit diesem Abschieds-Schreiben verband ich auch noch den Zweck: es unwiderruflich festzustellen, und einen Beweis darüber in Händen zu haben, daß die Zugeständnisse der Pforte an Preußen gemacht, aber in der nollkommensten Uebereinstimmung aller europäischen Mächte erwirkt waren.

Die Ambassadeurs antworteten mir, (wie sie nicht anders konnten,) sie wünschten mir zu dem Erfolge Glück, und erklärten ihre Mitwirkung als die Erfüllung ihrer Pflicht und ihrer allgemeinen Instruction zur Herstellung des Friedens*).

Von diesen wohlgesinnten Männern sowohl, als dem ganzen übrigen diplomatischen Corps, erhielt ich hierauf die mündliche Versicherung, daß, wenn ich abreise, ehe das wirkliche Zusammentreten der Bevollmächtigten erfolgt sei, dies auch nimmermehr zu Stande kommen würde. Die Türken seien viel

*) Abschriften ihrer Schreiben in der Beilage Nr. 4. a, b, c.

zu unbehülflich, um die Schwierigkeiten zu heben, welche sich unvermeidlich zu dieser Zusammenkunft noch darbieten würden. Den russischen Armeen dürfte, wenn es ihnen glücklich gehe, und sie sich Constantinopel näherten, nicht daran gelegen sein, zu unterhandeln, und so könnten leicht alle edeln Absichten des wohlwollenden Kaisers ohne alle Früchte bleiben. Von allen Seiten wurde ich bestürmt und beschworen, Constantinopel noch nicht zu verlassen.

Man mußte meinen Gründen, welche ich entgegensetzte, Gerechtigkeit widerfahren lassen, blieb aber dabei stehen, daß meine Instruction die Zusammenkunft als Zweck ausspreche, diese aber noch nicht erfolgt, sondern bloß die Absicht dazu ausgesprochen sei.

Dem Reis Effendi hatte ich ebenfalls meine Abreise ankündigen lassen, und mir vorbehalten, Abschied zu nehmen. — Der Reis war darüber betroffen, und hatte meinen Dollmetscher gefragt: ob ich das Friedensproject in das russische Hauptquartier mitgetheilt habe. Dieser hatte (seiner Instruction gemäß) mit Nein geantwortet, da dies nicht meine Sache, sondern die der Bevollmächtigten sei.

Der Reis drückte seinen Wunsch aus, daß ich einen meiner Offiziere in das russische Lager senden, und den Feldmarschall von der Ankunft der Bevollmächtigten benachrichtigen, so wie (nach den eigenen Worten des Reis) den Feldmarschall günstig für die Pforte disponiren möge.

Der Dollmetscher erwiederte, daß ich ihm diese Sendung bereits angeboten habe, um den Ort der Zusammenkunft mit dem Feldmarschall zu verabreden, so wie dessen Neutralitäts-Erklärung zu bewirken, damit daselbst ungestört conferirt werden könne. Diese Verabredung des Orts, und was sich daran knüpfte, lehnte der Reis, als zum Ressort des Groß-Veziers gehörig ab, wünschte aber doch meine Sendung, wobei es sich zeigte, daß er sich hierüber mit dem englischen und französischen Ambassadeur berathen und ihre Beistimmung erhalten haben mußte. Er beklagte es, daß ich abreisen wolle, da meine Gegenwart noch so nothwendig und nützlich sei.

Ich ließ ihm am 16ten antworten:

ich sei nicht allein zu dieser Sendung in's russische Hauptquartier, sondern überhaupt zu Allem bereit, was

ich zum Besten der Pforte thun könne, und was nicht den Charakter als Mediation habe; indeß müsse ich dann zu meiner eigenen Legitimation um eine schriftliche Aufforderung dazu bitten.

Die beiden Ambassadeurs gaben mir ebenfalls ihren Wunsch zu einer solchen Sendung eines meiner Offiziere zu erkennen, was keiner von ihnen glaubte, sich erlauben zu dürfen, obgleich sie in den Conferenzen über die griechische Frage Rußland mit vertraten. Ihre Absicht war, dem Feldmarschall Diebitsch gemeinschaftlich über diese Angelegenheit zu schreiben, und durch meinen Offizier wurde dies dann sicher besorgt.

Am 17ten August (s. Beilage Nr. 3.) erhielt ich die angeschlossene übersetzte Aufforderung, und am Abend ging mein Offizier, Herr von Eler, von zwei Tartaren der Pforte begleitet, nebst Herrn Pezzer als Dollmetscher ab.

Ich hatte dem Feldmarschall Diebitsch offiziell geschrieben, ihn mit dem Stand der Angelegenheiten bekannt gemacht, und ihm als einem alten Freund in einem vertraulichen Schreiben meine Ansichten über den zu erlangenden Frieden mitgetheilt.

Ich hatte, um meinen Offizier auf dem kürzesten Wege zu dirigiren, den Reis fragen lassen, wo sich der Feldmarschall Diebitsch befinde. Im Fall einer ausweichenden Antwort hatte ich den Firman auf Kirclissa verlangt.

Der Reis hatte sich mit Unwissenheit entschuldigt, den verlangten Firman gegeben, jedoch, da ein Pascha in Adrianopel sei, auch einen zweiten Firman über Adrianopel.

Die Pforte wußte nämlich damals schon, daß Feldmarschall Diebitsch sich gegen Adrianopel gewendet hatte, wollte dies jedoch nicht laut werden lassen, und verschwieg es deshalb auch mir, den die Pforte ihren Freund nannte.

Herr von Eler ging über Kirclissa, traf daselbst den russischen General-Lieutenant von Budberg, der ihn durch Kosaken gegen Adrianopel begleiten ließ (wohin Diebitsch marschirt sein sollte), und traf den Feldmarschall am 21sten August daselbst, nachdem sich Adrianopel am 20sten durch Kapitulation ihm ergeben hatte.

## Sechstes Capitel.

Die Pforte erhält die Nachricht von dem Fall von Adrianopel und kommt dadurch zum Entschluß. — Ernennung der Bevollmächtigten zum Abschluß des Friedens. — Conferenz im Pfortenpalast. — Der Major von Küster stellt die ernannten Bevollmächtigten in Adrianopel dem Feldmarschall Diebitsch vor. — Rückkunft des Hauptmann von Eler. — Conferenz mit dem Reis Effendi in einem Kiosk am Hafen.

Am 22sten August war die Nachricht von dem Fall von Adrianopel, zugleich aber andere ungünstige Nachrichten aus der Gegend von Erzerum und aus dem Innern über die Unzufriedenheit des Volks eingegangen, so daß die türkischen Minister sich entschließen mußten, einen bedeutenden Schritt zu thun. Bereits Tages zuvor hatte mich der Reis wissen lassen, der Groß-Vezier habe aus Schumla gemeldet: ein Abgesandter, den er an den russischen Feldmarschall gesendet, sei an den russischen Vorposten zurückgewiesen worden. Ich erwiederte auf der Stelle, dies müsse ein Mißverständniß sein, und später zeigte es sich nicht allein so, sondern obenein, daß der türkische Abgesandte es durch seine Schuld veranlaßt hatte.

Am Morgen des 22sten wurde ich sondirt, ob ich etwas dagegen habe, in den Friedens-Angelegenheiten der Pforte, in Gemeinschaft mit den Ambassadeurs von England und Frankreich, einer Conferenz mit dem Reis Effendi beizuwohnen. Keinesweges, war meine Antwort; wir sind alle von einer und derselben Ansicht, wir brauchen keine Geheimnisse vor einander zu haben.

In der That konnte ich diese Antwort mit der Beruhigung geben, das Vertrauen dieser Ambassadeurs durch die letzten Begebenheiten dergestalt gewonnen zu haben, daß ich für Alles, was nun noch zu thun übrig blieb, keiner Absonderung bedurfte. Ich hatte ihrem Wunsch nachgegeben, meine Reise bis zu dem Augenblick zu verschieben, wo die Bevollmächtigten zusammen gekommen sein würden. —

Der Reis Effendi ließ hierauf die beiden Ambassadeurs und mich ersuchen, uns zu einer Conferenz im Pfortenpalast einzufinden, da er unsers Raths bedurfte. Mit dieser Nachricht

kamen die beiden Ambassadeurs zugleich zu mir. Sie hatten bereits Nachrichten vom Fall von Adrianopel durch ihre Kundschafter. Es kam nun darauf an, uns auf diese Conferenz dergestalt vorzubereiten und zu vereinigen, daß wir in Gegenwart des Reis nur eine und dieselbe Sprache führten. Leider konnte ich wegen eines Rückfalles des kalten Fiebers die Ambassadeurs nicht auf den Pfortenpalast begleiten; ich übertrug dies jedoch dem Major und Legationsrath von Küster als meinem Stellvertreter, der auch bei unsrer Verabredung gegenwärtig war, in welcher wir uns vollkommen über Alles einigten, was der Gegenstand des guten Raths sein konnte, den man von uns verlangte.

Der Reis trug daselbst vor: daß, nachdem der vom Groß-Vezier ernannte Abgesandte an den russischen Vorposten abgewiesen, und überdies krank geworden sei, die Pforte beschlossen habe, zwei neue Bevollmächtigte, in dem Dafterdar (Finanz-Minister) Sadik Effendi, und dem Oberrichter von Constantinopel und Natolien Cadir Bey zu ernennen; er präsentirte solche und erbat für sie die Erlaubniß, der Conferenz beiwohnen zu dürfen.

Ferner sei der Pforte der Fall von Adrianopel berichtet, wonach sie eine Beschleunigung des bereits eingeleiteten Friedens wünsche, und um Rath bitte, was sie zu dem Ende noch thun könne.

Der englische Ambassadeur, als unser Wortführer, erklärte: das sicherste Mittel zum Zweck sei, daß die Pforte sich klar und bestimmt ausspreche, was sie zur Erlangung des Friedens für Mittel anzuwenden beschlossen habe.

Der Reis bezog sich auf ihre Erklärung und den Friedensplan in 5 Artikeln.

Sir Robert: Dies reiche nicht aus, da man wisse, daß Rußland nur nach seinem Manifest unterhandeln wolle, und dieses einen 6ten, von der Pforte übergangenen Punkt — die Kriegs-Entschädigungen — enthalte.

Hierüber verlangte der türkische Minister nun vorzüglich unsern Rath.

Sir Robert erwiederte: Der Kaiser von Rußland habe allen europäischen Mächten den Glauben an seine Mäßigung eingeflößt, und ihr Vertrauen erworben, wir sähen daher für

die Pforte kein andres Mittel, als diesen europäischen Ansichten beizutreten, und die Bestimmungen über diesen Punkt der Großmuth (magnanimité) des Kaisers anheim zu stellen.

Ganz unerwartet, aber ohne das allermindeste Schwanken, wurde dies von dem Minister angenommen, mit der Bemerkung, die Bevollmächtigten würden danach instruirt werden. Hierauf folgte das Gesuch unsrer Mitwirkung zur Erlangung eines günstigen Friedens für die Pforte. Wir erklärten uns bereit, und so wurde verabredet, daß der Herr von Küster ungesäumt die Bevollmächtigten nach Adrianopel bringen und dort dem Feldmarschall Diebitsch vorstellen solle. Der englische Ambassadeur gab ein Schiff, um auf dem kürzesten Wege über Rodosto nach Adrianopel gehen zu können.

Am 24sten August ging Herr von Küster mit den Bevollmächtigten ab. Es war der Pforte gelungen, in ihrer großen Noth den Finanz-Minister zu dieser Sendung zu bewegen, der sie jedoch nur unter der Bedingung angenommen hatte, daß einer der vornehmsten Ulemas die Mitgesandtschaft zur Bewirkung des Friedens übernähme.

Am 26sten August kam Herr von Cler aus Adrianopel zurück und brachte die befriedigendsten Antworten des Feldmarschalls, der mir indeß vertraulich schrieb: so wenig er die Großmuth des Kaisers beschränken wolle, so müsse der Punkt der Entschädigungen unter allen Umständen in dem Tractat figuriren. Alle übrigen vertraulichen Aeußerungen des Feldmarschalls bewiesen mir, daß er den Frieden ernstlich wolle.

Die Pforte hatte uns die Instructionen für die Bevollmächtigten mitgetheilt, woraus hervorging, daß es ihr ebenfalls Ernst mit dem Frieden war. Nichts konnte ihn also jetzt mehr stören oder zurückhalten, als Mißverständnisse. Am meisten fürchtete ich hierbei die türkische Langsamkeit und Unentschlossenheit, wenn es darauf ankommt, einen wichtigen Akt zu vollziehen. —

Wenn, während in Adrianopel alle Friedenspunkte genau überlegt wurden, russische Truppen gegen Constantinopel vorprellten, und der Sultan dann den Ort verließ, so konnte große Verwirrung entstehen, welche zu nichts führte.

Dies hatte ich dem Feldmarschall von Diebitsch durch Herrn von Küster vorgestellt, und seiner Beurtheilung anheim gege-

ben, das Vorrücken einzelner Truppentheile gegen Constantinopel zu verhindern, bis in Adrianopel der Friede unterzeichnet sei oder die Aussicht dazu sich wieder zerschlage.

Der Feldmarschall gab hiernach seiner Armee die nöthigen Befehle.

Herr von Eler hatte den beiden Ambassadeurs eine Antwort des Feldmarschalls mitgebracht, welche meinen Wünschen gemäß auch diese in den Stand setzte, der Pforte beruhigende Worte zu sagen, so daß sie am Abend durch unsre Mittheilungen zufrieden gestellt war.

Herr von Eler war bei seiner Rückreise neben und zwischen den türkischen Truppen geritten, welche von Adrianopel abgezogen, und im Marsch auf Constantinopel waren.

Er hatte sie in dem Zustande einer völligen Auflösung aller Ordnung und Subordination gefunden. Die Colonne von einer Stärke von etwa 25,000 Mann in einer Mischung von allen Waffen, nahm eine Länge von 8—10 Stunden ein, und hatte sich der Leitung ihrer höheren Offiziere entzogen, welche seitwärts, abgesondert ritten, da sie Gefahr liefen, in der Colonne von ihren völlig verwilderten Leuten ermordet zu werden. Der Dollmetscher Herr Pezzer hatte die Verabredung der türkischen Soldaten unter einander gehört, wie sie nach ihrer Ankunft in Constantinopel daselbst verfahren wollten, und wie das Nest an allen 4 Ecken angesteckt werden solle. —

Mir schien es zweckmäßig, den Sultan auf meinem geheimen Wege von diesem Zustand seiner Truppen noch vor ihrer Ankunft Nachricht zu geben, und ihm zu rathen, Niemand davon nach Constantinopel zu lassen.

Der Sultan ließ mir danken und mich benachrichtigen, daß er den Eintritt dieser verwilderten Banden in Constantinopel durch Aufstellung von Linientruppen verhindern und die ganze Armee im Lager vor Ejub sammeln werde. Am 28sten früh Morgens war die Wasserstraße nach Scutari mit Schiffen bedeckt, welche ununterbrochen Truppen nach der asiatischen Seite überführten.

Ich konnte dies aus meinen Fenstern sehen und war damit beschäftigt, aufzuklären, was es bedeuten könne, als mir der Sultan sagen ließ:

es sei mit den Miliztruppen gar nichts mehr anzufangen gewesen; er habe sie daher sämmtlich nach Asien übergeschifft und entlassen. Den Ueberrest von den Linientruppen, etwa 3000 Mann, habe er in seinem Lager zurückbehalten. — Jetzt, da er die Armee habe auseinandergehen lassen, rechne er doppelt auf mich, daß ich ihm den Frieden verschaffen werde, wie ich es versprochen habe.

Der geheime Abgesandte des Sultans konnte sich meine Verwunderung über diese Maaßregel gar nicht erklären, und den Unterschied nicht begreifen, der zwischen einem Friedensschluß mit einer gerüsteten Armee und einem Friedensschluß zu machen ist, wo der eine Theil sich waffenlos dem andern übergiebt. —

Der Sultan hatte den beiden Ambassadeurs dasselbe eröffnen lassen. Wir befanden uns sämmtlich in nicht geringer Verlegenheit, bis wir am 30sten aus einer Depesche des Major von Küster erfahen, daß der Feldmarschall Diebitsch auf meine Vorstellung und in der Ueberzeugung, daß die Präliminarien oder der Frieden bereits unterzeichnet seien, wenn es die Zeit erlaubt hätte, das Friedens-Instrument zu schreiben, alle Bewegungen auf Constantinopel eingestellt hatte.

Der Sultan sah Alles als beendigt und den Frieden als abgeschlossen an. Nicht so der Reis Effendi, aus dessen Fragen, die er an meinen Dollmetscher that, Besorgniß hervorging. Er ließ mich täglich ersuchen, wenn mir etwas einfalle, was die Pforte thun könne, um sich günstig zu stellen, ich es ihn wissen lassen möchte.

Ich übersah bereits folgendes großes Mißverständniß. Der Reis war der Meinung, daß, da die Pforte sich wegen der Kriegsentschädigungen der Großmuth des Kaisers ergebe, von diesem Punkt in dem Tractat keine weitere Rede zu sein brauche. Dem Feldmarschall Diebitsch war es gleichgültig, was der Kaiser von diesen Entschädigungen erlassen werde, aber es war für ihn eine Hauptbedingung, daß diese Entschädigungen, so wie es das Manifest bereits ausgesprochen hatte, im Tractat standen.

Nun legte der Reis einen außerordentlichen Werth darauf, daß im Friedenstractat weder von Gebiets-Abtretungen, noch

von Entschädigungen die Rede sei, damit das türkische Volk den Frieden nicht ungünstig aufnehmen möge.

Ich ließ ihn daher durch meinen Dollmetscher wissen, ich hätte Mehreres notirt, was ich, als der Pforte günstig, ihr zu thun rathen würde, und ich wollte mich mit ihm darüber an einem dritten Ort besprechen.

Dies wurde dankbar angenommen, der Reis kam zu der Zusammenkunft über den Hafen in ein Lusthaus. Ich schlug ihm vor: Freilassung von 3 russischen Kaufleuten, welche in Ketten lagen, ohne etwas verbrochen zu haben, und die grausamste Behandlung erfuhren, weil sie während des Krieges das türkische Gebiet wieder betreten hatten, wo ihre Familien beim Ausbruch zurückgeblieben waren.

Ferner: daß der Sultan alle während des Krieges gemachten russischen Gefangenen nach Constantinopel kommen, dort neu kleiden lasse und dem Kaiser als einen Beweis von Hochachtung und friedlichen Gesinnungen zurücksende.

Dies wollte dem Reis nicht recht als zweckmäßig einleuchten. Er fragte, wie denn die türkischen Gefangenen zurückkommen sollten. Ich übernahm es, ihnen die Freiheit zu verschaffen, und als ich ihn mißtrauisch gegen den Kaiser sah, zog ich eine Petersburger Zeitung aus der Tasche, aus welcher ich ihm das Benehmen des Kaisers gegen einige türkische vornehme Offiziere übersetzen ließ. Der Kaiser hatte sie zu einem großen Manöver eingeladen, nach demselben sie kaiserlich beschenkt und ihnen die Freiheit gegeben, indem er sie auf seine Kosten in ihr Vaterland zurück reisen ließ. Dieser Artikel setzte den Reis in große Verwunderung. Er lobte die Großmuth des Kaisers, und hiermit auch meinen auf selbige gegründeten Vorschlag.

Wir kamen nun auf das, was den Reis am meisten beschäftigte, den Punkt der Kriegs-Entschädigung, von der er glaubte, daß sie ihnen unmittelbar, vom Kaiser zum Sultan auferlegt werden würde, und wobei, wie ich sehr bald bemerkte, er mich als Mittelsperson zu Gunsten des Sultans brauchen wollte.

Ich eröffnete ihm, daß der Kaiser eine Liquidations-Commission niedergesetzt habe, welche die Kriegskosten niederschreibe, monatlich summire, und sie Tag für Tag angeben könne. —

Der Feldmarschall habe die dazu nöthigen Papiere bei sich, und werde sie den Abgeordneten wahrscheinlich vorlegen, um die daraus sich ergebende Summe in einen Friedens-Artikel einzuführen. — Dies zu vermeiden, war der lebhafteste Wunsch des Divans. Nie haben wir noch bei einem Friedensschluß solche Gelder bezahlt, wir können es auch nicht, weil im ganzen Reich Niemand Geld hat, als der Großherr, dessen Schatz erschöpft ist. Was für einen Eindruck würde ein solcher Artikel auf das Volk machen. Ich zeigte dem Reis, daß das russische Volk das entgegengesetzte Interesse habe. — Was würde es sagen, wenn nach einem glücklich vollbrachten blutigen Kriege ihm seine baaren Auslagen nicht durch Stipulationen des Friedens ersetzt würden!

Rußland werde also darauf bestehen, daß die Total-Summe im Friedens-Instrument genannt werde. — Dann aber würde der Kaiser wahrscheinlich Grenzfestungen, Schiffe, Holz, Kupfer u. s. w. in Kapital-Werth annehmen und von dieser Summe abrechnen.

Alles komme hierbei darauf an, wie hoch oder niedrig diese Gegenstände in Kapital angeschlagen würden. Dies gehe von dem Kaiser aus und sein Feldmarschall habe nichts damit zu thun. Deshalb müsse die Pforte den Kaiser günstig für sich stimmen, indem sie beweise, daß sie den Frieden ernstlich wolle und keine Schwierigkeiten mache.

Der Reis begriff das, fürchtete aber, daß die Pforte gar nicht dazu kommen werde, mit dem Kaiser zu unterhandeln, da sich die russischen Behörden dazwischen schieben würden, und da ich ihm gesagt habe: ich könne in dieser Angelegenheit nicht handeln, so möchte ich ihnen wenigstens rathen.

Das war der Punkt, auf welchem ich den Reis erwartete.

Ich rathe Euch, eine Gesandtschaft nach Petersburg zu schicken, an deren Spitze ein vornehmer General steht, der sich in diesem Kriege gegen Rußland ausgezeichnet hat. Er muß ein bedeutendes Gefolge von jungen intelligenten Offizieren, Generalen, Obersten &c. bei sich haben, so wie einen Mann, der in den diplomatischen Geschäften erfahren ist.

Der Reis fragte: von welchem Rang dieser Abgesandte sein solle? Ich erwiederte: von einem so hohen, daß der Kaiser nach allen Regeln der Etiquette ihn bei sich sehen, mit ihm selbst verhandeln könne. Dann würde der Kaiser ihm seine

Truppen zeigen, sich mit ihm unterhalten, und wenn der Mann dann verständig wäre und sich zu benehmen wisse, so würde sich viele Gelegenheit für ihn finden, für das Wohl der Pforte zu reden und zu wirken. Der Abgesandte müsse daher wenigstens den Rang eines Pascha von 2 Roßschweifen haben.

Die Absendung eines so vornehmen Mannes ist ganz unmöglich, sagte der Reis mit Lebhaftigkeit, Männer von solchem hohen Rang schickt man nicht in's Ausland.

Da mir vom Reis selbst der Titel eines vornehmen Pascha gegeben wurde, so sah ich ihn für diese Insolenz starr in die Augen. Er verbesserte seine Rede durch die Bemerkung, in der Türkei sei es ganz ungewöhnlich, und fragte, wen ich denn zu dieser Sendung geeignet hielte?

Ich erwiederte: den Seraskier Cosrew Pascha, und dies um so mehr, als man wisse, daß dieser Mann sich der Gunst des Sultans erfreue.

Er sei zu alt.

Die Folge dieser Conferenz war, daß mir der Sultan bereits am andern Tage sagen ließ: die Sonne habe meinen Mund vergoldet.

Alles, was ich vorgeschlagen und wie ich es vorgeschlagen habe, sei von ihm genehmigt worden; ich möge nun noch mein Werk vollenden und ihm die Personen bezeichnen, welche er nach Petersburg senden solle.

So wunderbar diese Forderung auch war, da ich mich erst seit 3 Wochen in Constantinopel befand und keine Gelegenheit gehabt hatte, die Diener des Sultans kennen zu lernen, so nahm ich mich wohl in Acht, sie zurückzuweisen, da ich mit Bestimmtheit voraussehen konnte, daß in diesem Fall nichts geschehen würde. Ich erwiederte daher mit gravitätischer Miene: ich würde mich bis zum folgenden Morgen darüber erklären.

Nach einer Berathung mit einem die Verhältnisse und die Menschen genau kennenden Europäer nannte ich Halil Pascha, Seraskier der Linientruppen, und Adoptio, Sohn des Cosrew Pascha. Dieser Halil Pascha hatte einen guten Namen in der Armee, war ein junger Mann von 28 Jahren, verband mit einer angenehmen Gesichtsbildung anständige Manieren, und

gehörte nicht zur Parthei der Ulemas, sondern war ein dem Sultan ganz ergebener Reformer.

Zu seiner Begleitung und Wahrnehmung der diplomatischen Geschäfte fand sich Niemand geeigneter, als ein bejahrter, aber noch rüstiger Grieche, Namens Arioropolo, der durch seine langen und treuen Dienste das Vertrauen der Pforte erworben, zugleich aber auch in Europa einen guten Namen hatte. Er war nämlich Geschäftsträger in Berlin gewesen und dort sehr beliebt.

Was die Adjutanten von Halil betraf, so schlug ich vor: daß der Sultan zwei von seinen eignen mitgeben, und zwei durch Halil auswählen lassen möchte.

Alles wurde ausgeführt, wie ich es vorgeschlagen hatte. Meinen Vorschlag so wie die Verhandlungen darüber hatte ich den Ambassadeurs bei unsern gewöhnlichen Zusammenkünften mündlich mitgetheilt. Der französische Ambassadeur so wie die übrigen europäischen Gesandten fanden diese Sendung nach Petersburg als ein gutes Mittel, den Abschluß des Friedens in Adrianopel zu beschleunigen, worauf ihnen viel, wo nicht Alles ankam. Der englische Ambassadeur konnte sein Mißfallen an meinem Vorschlag nicht bergen, wußte mir jedoch keine Gründe dagegen anzugeben, oder er trat vielmehr mit denselben nicht vor. — Der französische Ambassadeur hatte Gelegenheit, dasselbe zu bemerken, und keine Gründe erfahren können. Die Folge wird zeigen, weshalb von diesem Umstand hier Erwähnung geschehen mußte.

---

## Siebentes Capitel.

Mein Verhältniß zum Feldmarschall Diebitsch und zur Pforte. — Anstalten zur Abreise. — Abschieds-Audienz beim Sultan. — Rückkunft des Herrn von Küster von Adrianopel. — Abreise.

Der Feldmarschall Diebitsch war seit dem 21sten (als Herr von Cler bei ihm eintraf) mit mir täglich in Correspondenz. Ich überwies ihm die in Freiheit gesetzten russischen Kaufleute, die russischen Gefangenen, so viel sie noch zur Disposition des türkischen Gouvernements waren, ich regulirte mit ihm den freien Durchgang der Posten zwischen Constantinopel und Wien, (durch östreichische Couriere) so wie alle kleinen Wünsche der Pforte und der europäischen Gesandten. Der Feldmarschall stellte, meinem Vorschlag gemäß, alle türkischen Gefangenen, welche noch nicht im russischen Reich angekommen waren, zur Disposition der Pforte und dirigirte sie auf Rodosto, er bewilligte Alles, was billig war, beantwortete alle Schreiben, welche ihm aus Constantinopel zukamen, sendete mir jedoch von jeder Antwort eine Abschrift.

Dies veranlaßte die Pforte, sich in Allem an mich zu halten, und mich über manche Gegenstände zu befragen, wegen welcher früher England und Frankreich zu Rathe gezogen waren. — Meine Antworten blieben immer einfach im europäischen Interesse, und ich machte kein Geheimniß daraus. Ich erwartete die Zurückkunft des Herrn von Küster aus Adrianopel, um mich sofort nach Genua einzuschiffen. Der Sultan hatte die Absicht ausgesprochen, mich vor meiner Abreise auf eine ganz ungewöhnliche Art auszuzeichnen, einmal, um dadurch seine Dankbarkeit gegen den König, meinen Herrn, für seine Sendung auszudrücken, als auch einen öffentlichen Beweis zu geben, wie sehr er mit den Diensten zufrieden sei, welche ich ihm geleistet. Ich wurde daher zum 3ten September zu einer Audienz in einem Kiosk am Arsenal eingeladen, wo Niemand zugegen sein werde, als der Reis Effendi, wozu ich meinen Dollmetscher mitbringen möge, da der Sultan keinen Pforten-Dollmetscher

haben werde, noch mit mir bedürfe. Was die Kleidung betreffe, so würde ich dem Großherrn in jeder angenehm sein.

Dies war in der That etwas Ungewöhnliches und erregte daher in Pera ein Aufsehen unter dem diplomatischen und Dollmetscher-Corps.

Alles dies mochte den englischen Ambassadeur etwas verstimmt haben, so schien es mir wenigstens, als ich mich genöthigt sah, ihn über einen nicht ganz angenehmen Gegenstand zu unterhalten.

Von dem Augenblick, als der Feldmarschall Diebitsch in Adrianopel eingetroffen war, fanden sich Offiziere der englischen Marine daselbst ein, welche dergestalt hin und herreisten, daß es der russischen Polizei-Behörde auffiel, und nach einer kurzen Beobachtung derselben, aus den nicht immer vorsichtigen Aeußerungen dieser jungen Offiziere hervorging, daß sie zur Einziehung von Nachrichten ausgesendet waren.

Der Feldmarschall Diebitsch theilte mir hierüber sein Mißfallen mit; er äußerte, daß es ihm zum größten Vergnügen gereichen werde, Alles, was der englische Ambassadeur aus Adrianopel zu wissen wünsche, ihm selbst mitzutheilen, daß jedoch solche Beobachtungsreisen zu Unordnungen, ja zu unangenehmen Brouillerien führen könnten, welche er vermeiden wolle. Er überließ mir, dies abzustellen und ihm dadurch Maaßregeln gegen solche nicht passenden Reisen zu ersparen.

Ich fand, daß der Feldmarschall ganz Recht hatte, und wenn wohl Niemand leugnen konnte, daß es ihm zustand, in seinem eigenen Hauptquartier Polizei-Gesetze zu geben, denen sich jeder Reisende zu unterwerfen hatte, so lag eine Delikatesse darin, den Ambassadeur darauf aufmerksam zu machen, daß es besser sein würde, die Gegenwart junger reisender Offiziere in Adrianopel — bis zur Unterzeichnung des Friedens — zu vermeiden, als den Feldmarschall Diebitsch in die Lage zu setzen, solche Offiziere polizeilichen Vorschriften zu unterwerfen; dies um so mehr, als bekanntlich die jungen Engländer sich auf diesen Punkt sehr wenig zu fügen wissen, und ohngefähr wie unsre deutschen Studenten gegen solche Gesetze überall Prärogativen verlangen.

Meine freundschaftliche Benachrichtigung hatte jedoch bei Sir Robert einen ganz andern Erfolg, als ich erwartet hatte.

Diese Offiziere waren nicht von ihm, sondern wahrscheinlich vom Admiral Malcolm, der mit seiner Flotte, vereint mit der russischen unter Admiral Riccord, bei Tenedos lag, gesendet worden, und der Ambassadeur (obgleich der Admiral Malcolm unter ihm stand) wußte wahrscheinlich nichts davon.

Sir Robert hatte es dem Feldmarschall Diebitsch übel genommen, daß er die Freiheit der Engländer beschränken wolle, wozu er kein Recht habe, hatte es mir übel genommen, daß ich die Ansichten des Feldmarschalls Diebitsch theilend, mich seiner Wünsche angenommen hatte, kurz, es war der Stoff zu einer völligen Brouillerie vorhanden, wenn es mir nicht gelang, Sir Robert in einer besonderen Unterredung durch ruhige Darstellung zu überzeugen, daß der Feldmarschall Diebitsch Recht habe, und daß er, als Repräsentant der englischen Nation, diese nicht passenden Reisen abstellen müsse.

Die Umstände hatten eine höchst wunderbare Complication herbeigeführt. — Die im mittelländischen Meer vereinigte englische, französische, russische Flotte hatte zwar bei Navarin die türkische Flotte geschlagen, befand sich jedoch wieder in einem halb friedlichen Zustande, und ihr Zweck, die Beendigung der griechischen Frage, hatte nichts mit dem Krieg des russischen Reichs und der Pforte gemein.

Dagegen befand sich die russische Flotte im schwarzen Meer unter dem Admiral Greigh in einer entgegengesetzten Lage.

Diese Flotte gehörte zum Krieg des russischen Reichs während das Handeln der russischen Flotte des mittelländischen Meeres ihr fremd war.

Admiral Greigh hatte durch Offensiv-Maaßregeln das Vorrücken des Feldmarschalls Diebitsch nach Adrianopel unterstützt, und es fragte sich, was, nachdem ꝛc. Diebitsch dem mittelländischen Meer so nahe gekommen war, der Admiral Riccord nun thun würde?

Als russischer Admiral an den Operationen des Feldmarschalls Theil nehmen, oder sich an das System der vereinigten Flotte des mittelländischen Meeres halten?

Der Feldmarschall hatte von Adrianopel Demotika und Enos besetzt. Da dies keinen andern Zweck zu haben schien,

als mit der Flotte des mittelländischen Meeres in Verbindung zu kommen, so glaubte man englischer Seits, die russischen Schiffe würden mit ꝛc. Diebitsch operiren, und dies mag den Admiral Malcolm auch wohl vermocht haben, Offiziere nach Adrianopel zu senden, durch welche er zu erfahren trachtete, was für ihn — in Beziehung auf die russischen Schiffe unter Admiral Riccord — von großer Wichtigkeit war.

Es gelang mir, Sir Robert zu überzeugen, daß er jede Reibung vermeiden müsse, und so stellte er denn auch die Besuche der jungen Offiziere in Adrianopel — zur großen Zufriedenheit des Feldmarschall Diebitsch — ein. Bei dieser Unterredung sah ich die Schwierigkeit, in welche Rußland kommen mußte, wenn es darauf ausging, die englischen Ideen zu befriedigen. —

Meine Audienz beim Sultan fiel ganz erwünscht aus.

Er empfing mich, auf einem Divan in der Ecke einer Nische sitzend. Der Reis Effendi, der mich in den Salon eingeführt hatte, trat an seine linke Seite. Ich war so gekleidet, wie ich am Hofe vor meinem König erscheine. — Der Reis Effendi hielt mir eine Rede im Namen des daneben sitzenden Sultans, welche sehr feierlich damit anhob:

Es war immer Unsre Kaiserliche Absicht ꝛc.

Die Rede war in Absätze getheilt, welche auf die Uebersetzung durch den Dollmetscher berechnet waren, und deren Schluß jederzeit eine solche Verbindlichkeit für meinen König enthielt, daß ich durch eine Verneigung danken mußte. Eine sehr feine Aufmerksamkeit für mich lag in der wörtlichen Wiederholung der von mir angebrachten Phrase, bei meiner ersten Zusammenkunft mit dem Reis Effendi:

wenn man das Glück der Völker wolle, müsse man nicht rückwärts, sondern nur vorwärts sehen,

welche der Reis seinem Souverain in den Mund legte.

Ich beantwortete die Rede, indem ich mich jedoch unmittelbar an den Sultan wendete und ihm dabei ganz dreist militairisch in die Augen sah.

Ich wußte, daß beides nicht den orientalischen Etiquetten gemäß ist, vorzüglich dem Sultan dreist in die Augen zu sehen. Jeder Orientale muß in solchen Augenblicken die Augen niederschlagen, um praktisch zu beweisen, daß des Sultans Antlitz leuchtet und blendet, gerade wie das Sonnenlicht.

Indeß, da mich der Sultan europäisch empfing, so kam es mir passend vor, mich ihm auch mit europäischen Sitten zu zeigen. Dies schien ihm wohl zu gefallen, denn nun redete er mich an; in seinem Gesicht lag ein bedeutender Ernst, aber seine Augen hatten etwas Sanftes, ich möchte sagen Schwärmerisches. Seine Stimme war außerordentlich sonor, seine Manieren graziös und verbindlich, so daß jeder, der ihn so sah und hörte, sich sagen mußte: das kann kein wilder Kopfabschneider sein! Nach später erhaltenen Belehrungen ist es auch wirklich so. —

Von seinen Umgebungen, seinen Dienern, Frauen und Kindern geliebt, geachtet, ja auf Händen getragen, verbreitet er Freude und Glück um sich.

Der Sultan hatte die Rede des Reis Effendi verbessert, indem er, wo der Name des Königs vorkam, oder der Reis in Beziehung darauf ihn als mon ami aufführte, dies durch ein respectable, digno oder magnanime eine Note höher schraubte. Mein Dragoman, der in seiner preußischen Uniform mir seitwärts einen halben Schritt zurück stand, und noch nie die Ehre gehabt hatte, Worte des Sultans zu übersetzen, wurde hierbei etwas lebhaft und übersetzte mir die durch den Sultan an den Reis gerichteteten Worte, ohne abzuwarten, bis der Reis sie mir wiedergab. Dies schien mir unschicklich; ich griff daher mit meiner linken Hand zurück, faßte ihn am Rock und gab ihm, ohne hinzusehen, ein Zeichen, nach welchem er zusammenschrak. Der Sultan hatte dies gesehen und fing an, dergestalt darüber zu lachen, daß auch ich das Lachen nicht unterdrücken konnte.

Von diesem Augenblick an schien der Sultan ganz à son aise zu sein. Er lachte mich aus, daß ich so fest in meinen Kleidern stecke, und die Escarpe noch obenein brauche, um schlank zu sein, er meinte, sich so zu schnüren, könne doch bei den Europäern nur Folge der Eitelkeit sein.

Am Schluß legte er mir noch besonders an's Herz, wenn ich zurück sein werde, meinem magnanime roi zu sagen: mit welcher Theilnahme er sich nach seiner précieuse santé erkundigt habe, — dann, ich solle Constantinopel nicht vergessen, sondern um freundlich daran zurück zu denken, ein Andenken von ihm, für mich und meine beiden Begleiter annehmen. — Auf einen Wink des Sultans erschien hier sein Geheimschreiber Mustapha (ein bedeutender Mann durch seine Stellung und seinen Einfluß)

und übergab mir eine Tabatiere (welche, wie ich nachher vernahm, der Sultan mit 40,000 Piastern bezahlt hatte) und zwei andre (von 10—12,000 Piastern jede) für meine Offiziere.

Alles ging hier mit dem größten Anstand zu, und der Sultan zeigte sich als ein heiterer Mann, der gern lacht. —

Wieder in den Vorzimmern angekommen, verlangte mich einer der Adjutanten des Sultans zu sprechen und bat mich, ihn zu der Gesandtschaft nach Petersburg zu ernennen. Ich erwiederte ihm: dazu müsse er sich an seinen erhabenen Herrn wenden, für mich würde es sich nicht schicken, einen solchen Vorschlag zu machen. — Wie? rief er aus: für wen in der Welt, wenn nicht für Dich, den Wohlthäter des türkischen Reichs, den Vater aller Ottomanen, den Mann, den unser Sultan wie einen Bruder liebt, dessen Macht größer ist, als alle Macht eines Sterblichen dieser Erde — ich unterbrach meinen jungen Mann, um ihn los zu werden, er rief jedoch mit lauter Stimme: ein Wort von Dir dem Reis Effendi oder Mustapha, und meine Wünsche sind erfüllt — Du hast einen Glücklichen gemacht! — Mein Dollmetscher, mit den orientalischen Sitten besser bekannt, gab mir ein Zeichen, daß ich es thun möchte, und beim Abschied vom Reis — wobei Mustapha, ein junger Mann von 28 Jahren, gegenwärtig war, brachte mein Dollmetscher meine Unterstützung des Antrags an. — Beide erwiederten, es wäre eine Begünstigung des Himmels, daß der Sultan Gelegenheit fände, etwas zu thun, was mir angenehm sei. —

Es war mir bis dahin schon klar geworden, daß dies eine Verabredung war, um mich mit der süßen Ueberzeugung abreisen zu lassen, daß ich in Constantinopel ein allmächtiger Mann sei.

Ich sah später diesen Obristen bei der Gesandtschaft des Halil Pascha in Petersburg wieder.

Am 5ten September Abends 7 Uhr schiffte ich mich ein. Unser trefflicher Minister Herr von Royer begleitete mich noch einige Stunden lang, und fuhr dann mit seinem Ruder-Boot zurück. —

---

## Achtes Capitel.

Rückreise nach Berlin. — Stürme auf dem mittelländischen Meer. — Quarantaine in der Spezzia. — Nachrichten über die Unterzeichnung des Friedens in Adrianopel am 14ten September; des Herrn von Royer Theilnahme daran (als mein Stellvertreter). Abreise von Genua und Ankunft in Berlin.

---

Die Herren Gordon, Guilleminot und von Ottenfels hatten mir Fregatten zu meiner Rückreise angeboten; ich hatte mit der gebührenden Erkenntlichkeit ihr freundliches Anerbieten abgelehnt. —

Zu meiner Rückreise hatte ich die Wahl:

durch die russische Armee (oder über Odessa) und Warschau, durch das mittelländische Meer und Italien, durch das adriatische Meer über Triest und Wien.

Die Grundsätze, welche mich bei der Wahl leiten mußten, waren:

1) ich hatte seit meiner Abreise von Berlin keine Antwort auf meine Berichte, keinen Befehl erhalten. — Ich durfte erwarten, daß ich zur Zufriedenheit meines Gouvernements gehandelt hatte, aber ich wußte es nicht, kannte auch den Standpunkt der Politik in Europa nur aus den Zeitungen; ich mußte es also bei meiner Rückreise vermeiden, eine Hauptstadt zu berühren, in welcher es die Schicklichkeit erfordert hätte, die Befehle des Souverains abzuwarten und ein diplomatisches Korps zu sehen,

2) mußte ich, so wie bei der Hinreise, auch bei der Rückreise jede Berührung mit Rußland vermeiden, weil dieselben Gründe sowohl für meine Person, als (so lange der Friede nicht abgeschlossen war) auch für die Sache noch bestanden,

3) hätte ich die Reise mit einer Fregatte zwar sicherer und bequemer gemacht, allein es hätte mir und meinem Gouvernement Verbindlichkeiten auferlegt, von denen ich nicht wußte, ob sie ihm angenehm waren, welche ich also nicht eingehen konnte.

Auch hätte ich nicht gewußt, von welchem der Gesandten ich das gefällige Anerbieten annehmen sollte, da ich das des östreichischen Gesandten wegen Nr. 1 ablehnen mußte.

Da Sardinien von den Kaperschiffen der Barbaresken respectirt wurde, so beschloß ich, auf einem sardinischen Schiff nach Malta zu segeln, dort meine Quarantaine zu machen und sodann von Genua über Mailand und Constanz in gerader Richtung nach Berlin zu gehen.

Der sardinische Gesandte, Marquis von Gropallo, hatte die freundschaftliche Gefälligkeit, die Verdingung eines solchen Schiffes zu übernehmen, da er die meisten dieser Capitains und ihre Schiffe kannte. — Er wählte eine sehr schnell segelnde Brigantine, mit 18 Matrosen bemannt, welche keine pestfangende Waaren an Bord nehmen durften (wodurch die Quarantaine verlängert wird). Ich gestattete übrigens auf den Wunsch des Gesandten allen in Constantinopel befindlichen sardinischen Matrosen, deren Schiffe gescheitert waren, die Rückfahrt, wodurch die Mannschaft bis auf 30 stieg.

Es war bedungen, daß ich nach Malta segeln oder in irgend einem Hafen meine Quarantaine machen, dann aber in Genua oder wo ich es sonst gut fand, an's Land steigen konnte.

Für diese Ueberfahrt zahlte ich 1200 Thlr. Preuß. Cour. und sorgte für meine Küche.

Es fand sich unter den nach Genua zurückkehrenden Leuten ein Schiffskoch; ich nahm den Proviant auf einen Monat mit.

Wir segelten mit gutem Wind. Als wir aus den Dardanellen in's mittelländische Meer kamen, lag die Blockade-Flotte in einer ausgedehnten Linie vor uns; Admiral Malcolm auf dem rechten, Admiral Riccord auf dem linken Flügel.

Der englische Ambassadeur hatte die Güte gehabt, die Admirale von meiner Reise zu benachrichtigen, um mich aller zeitraubenden Formalitäten und Anhalten meines Schiffs zu überheben. —

Beide Admirale kamen an Bord meiner Brigantine, und geleiteten mich eine Strecke. Admiral Malcolm war mein alter Bekannter. Wir hatten die kurze Campagne von 1815 zusammen gemacht.

Ich konnte durch meine Mittheilungen beide beruhigen. Malcolm, daß der Feldmarschall Diebitsch keinen Schritt thun

würde, der von den Verabredungen mit den großen Mächten abwiche, und als Beweis, wie er der Pflicht und nicht der Eitelkeit folge, daß er auf meinen Antrag den Marsch auf Constantinopel ausgesetzt habe: und Riccord, daß Diebitsch seiner Hülfe durchaus nicht bedürfe, daher er in seiner jetzigen Rolle bleiben und unter keinerlei Umständen davon abweichen möge. Ich forderte beide Admirale auf, der Welt eine eben solche Einigkeit zu zeigen, als wir Abgesandten dazu in Constantinopel das Beispiel gegeben hätten.

Beide bezogen sich in dieser Hinsicht auf die Vergangenheit, drückten sich als Freunde die Hände, und da jeder einzeln mir die Umsicht und die Gefälligkeit des Andern gerühmt hatte, so verließ ich sie mit der Beruhigung, daß sie sich beide bis zum unterzeichneten Frieden vertragen würden.

Meine Rückreise war schnell und ohne Unfall bis auf den halben Weg von Navarin nach Sicilien, wo uns eine Windstille überfiel, der ein Sturm folgte, durch welchen der große Mast gebrochen wurde.

Er ward gebessert, so gut es ging, ich mußte die Quarantaine in Malta aufgeben; wir segelten viel langsamer, konnten aber nach dem Urtheil aller auf dem Schiff befindlichen erfahrenen Seeleute, noch bis an die genuesische Küste kommen, während die Aufstellung eines neuen Mastes uns in Messina 8—10 Tage zurückhalten würde.

Wir segelten also weiter zwischen den liparischen Inseln durch. Hier überfielen uns Gewitter und Stürme, wir wurden zurückgetrieben, kamen in der Nähe von Gaëta, wo das Meer viele Felsen hat, mit Mühe und Noth in den Hafen, wo wir den Sturm abwarteten und endlich den 29sten September in der Spezzia einliefen.

Der Marquis de Gropallo hatte hier die Quarantaine für mich eingeleitet, in dem Fall, daß ich verhindert würde, sie in Malta zu halten.

Alles war daher zu meinem Empfang bereit, und ich bezog in der Quarantaine-Anstalt nebst meinem Gefolge ein abgesondertes bequemes Haus.

Ich fand bereits Nachrichten aus Constantinopel, welche mir unerwartet waren. Der Pascha von Scutari (Scodra) hatte sich mit einem Corps Albanesen, welches auf 25—30,000

Mann angegeben wurde, im Thal von Sophia gesammelt und bedrohte den Feldmarschall Diebitsch mit einem Angriff in Adrianopel. Die türkischen Bevollmächtigten, welche der Herr von Küster am 1sten September in den anscheinend besten Dispositionen verließ, hatten unerwartet so viele Bedenklichkeiten über den Friedensschluß gefunden, daß eine Unterschrift von ihnen nicht zu erlangen war.

Am 4ten September ließ der Pascha von Scodra den Feldmarschall Diebitsch wissen: er würde mit seiner Armee am 10ten September in Adrianopel eintreffen, die Russen möchten es daher räumen.

Der Feldmarschall Diebitsch, ein Verständniß zwischen dem Pascha von Scodra und den Bevollmächtigten ahnend, ließ den General von Geismar aus dem Thal der Donau gegen Sophia vorrücken und verlangte von der Pforte, ihrem Pascha zu befehlen, die Feindseligkeiten einzustellen, nachdem er in der Erwartung des Friedens den Marsch auf Constantinopel und alle Feindseligkeiten eingestellt habe.

Die Pforte erwiederte, dies sei bereits geschehen, aber er gehorche nicht. Der Feldmarschall Diebitsch erklärte hierauf: unter diesen Umständen müsse er andere Maaßregeln ergreifen.

Er setzte bis zum 13ten September eine Frist, um den Frieden zu unterzeichnen, wenn dies jedoch an diesem Tage nicht geschehen sei, so müsse er sich nicht allein in den Besitz von Constantinopel setzen, sondern werde den rebellischen Pascha in Gehorsam zu bringen wissen.

Dies erregte große Bestürzung in Constantinopel. Man sah nach den türkischen Aeußerungen die Bevollmächtigten eben so widerspenstig an, als den Pascha von Scodra. Bei allen Conferenzen und Beschickungen der Gesandten konnte aber nichts herauskommen, denn man mußte die einfache Antwort geben: weshalb sind Eure Diener ungehorsam und widerspenstig!

Ich hatte bei meiner Abreise den Herrn von Royer bevollmächtigt, Alles, was in meinem Auftrage lag, und noch nicht beendigt sein sollte, in meinem Namen zu vollenden, und dies sowohl dem Feldmarschall Diebitsch, als der Pforte und den europäischen Gesandtschaften in Constantinopel eröffnet.

Dem Feldmarschall schrieb ich dabei noch vertraulich: daß er sich ganz auf Herrn von Royer verlassen könne. Er sei nicht allein ein Ehrenmann, sondern auch ganz in denselben politischen Ansichten, welche mir sein Vertrauen erworben hätten.

Da die Pforte sich nun durchaus nicht zu helfen wußte, und den Herrn von Royer nicht geneigt fand, sich in diese innere Angelegenheit einzulassen, so wurden die Ambassadeurs in's Interesse gezogen, um den Herrn von Royer zu bewegen, daß er zur Vollendung meines Auftrags sich nach Adrianopel begeben, und dort zur Abwendung des großen Unglücks für die Pforte handeln möge.

Herr von Royer, mit dem ich Alles, was vorkommen konnte, auf das Genaueste besprochen hatte, fand die Ausführung von dem, was man ihm ansann, ganz unpassend, wies alle Anträge, ja sogar die unmittelbaren des Sultans, zurück.

Als er endlich von allen Seiten auf's Neue bestürmt wurde, erklärte er sich unter einer Bedingung zu dieser Reise bereit, nämlich, wenn die Pforte bereit sei, für den Fall, daß er nichts für sie erlangen könne, am 13ten September zu unterschreiben und ihm ein Befehl des Sultans an die Bevollmächtigten mitgegeben werde, von welchem er im letzten Augenblick Gebrauch mache: Die Bevollmächtigten sollten unterschreiben.

Die europäischen Gesandten unterstützten diese Forderung, man einigte sich über die verschiedenen Punkte, welche möglicher Weise vom Feldmarschall bewilligt werden konnten, — der Befehl des Sultans wurde Herrn von Royer übergeben, und er reiste sofort nach Adrianopel ab. — Dort fand er die türkischen Bevollmächtigten in einer so widerwärtigen Opposition gegen die russischen, daß er deren Geduld bewundern mußte. Er fand diese letzteren so wie den Feldmarschall überall gemäßigt, billig und einsichtsvoll.

Nachdem Herr von Royer die Gründe zu den Abänderungen im Friedensschluß, welche ihm der Berücksichtigung werth schienen, vorgetragen hatte, wurde ihm Alles bewilligt. Aber die türkischen Bevollmächtigten, weit entfernt, damit zufrieden zu sein, weigerten standhaft die Unterschrift. Nun zog

Herr von Royer den Befehl des Sultans aus der Tasche, und erklärte: daß wenn sie sich nach diesem Befehl noch einen Augenblick weigerten zu unterzeichnen, er sie als Rebellen gegen ihren Herrn betrachten, und sich ihrer Person zur Vollziehung der gerechten Strafe versichern müsse.

Dies half. Am 14ten September war das Friedens-Instrument unterzeichnet.

Somit leistete der Herr von Royer der Pforte einen sehr großen Dienst. — Ich bin nicht im Stande aufzuklären, wie diese sonderbare Verwickelung entstanden ist, glaube aber sie folgendermaßen annehmen zu müssen.

Als die Nachricht vom Fall von Adrianopel in Constantinopel einging, wurden alle Maaßregeln ergriffen, um Zeit zu gewinnen, wenigstens den Feldmarschall Diebitsch in Adrianopel festzuhalten.

Der Pascha von Scodra war der einzige, der hierauf wirken konnte, wenn er mit seinem Corps von Albanesen, welche noch ungeschlagen, erst kürzlich auf dem Kriegstheater angekommen waren, eine Stellung bei Sophia nahm.

Ich erinnere mich, zu der Zeit gehört zu haben, daß ein Offizier aus dem Gefolge des Sultans auf Umwegen abgesendet worden war, um Befehle an die Armee zu bringen.

Nun ist es eine alte Regel bei der türkischen Armee, daß Befehle, welche ein solcher Offizier bringt, nie durch Befehle aufgehoben werden können, welche ein Tartar bringt, und welche der Großvezier, Generale, Minister oder Gesandte im Namen des Sultans geben. — Hatte also der Pascha von Scodra einmal die Ordre des Sultans, auf Adrianopel zu operiren, so konnte sie nur durch eine eben solche Ordre aufgehoben werden.

Es ist jedoch bekannt, daß der Feldmarschall Diebitsch nach seiner Ankunft in Adrianopel die Verbindung zwischen Constantinopel und der Armee durch Besetzung der Linie über Demotica und Enos unterbrochen hatte, so daß kein Offizier des Sultans an den Pascha von Scodra durchgekommen ist, um den ersten Befehl aufzuheben. Was die Bevollmächtigten aus Adrianopel — auf Verlangen von rc. Diebitsch und unter russischer Eskorte ihm sendeten, mußte er hiernach allerdings als ungültig ansehen.

Es ist übrigens nicht unwahrscheinlich, daß diese Bevollmächtigten in Adrianopel, vor ihrer Abreise von Constantinopel, die geheime Ordre erhalten hatten, die Verhandlungen so lange hinzuziehen, bis der Pascha von Scodra heranrücke, den Feldmarschall in Verlegenheit setze und ihnen dadurch Gelegenheit gebe, bessere Bedingungen zu erhalten.

In Beziehung auf die Gesandtschaft Halil Pascha's nach Petersburg habe ich Folgendes nachzutragen.

Halil und Arioropolo wurden gemeinschaftlich ernannt.

Kurz darauf aber verschwand der Letzte. Das verbreitete Gerücht, er habe sich das Leben genommen, fand keinen Glauben, — es lag nicht in der Art des Mannes. Da er sich nicht wiederfand, wurde ein Effendi an die Stelle des Arioropolo ernannt, der auch die Aufträge des Sultans in Petersburg zur vollkommenen Zufriedenheit ausgeführt hat.

Späterhin fand sich Arioropolo in Griechenland wieder.

Wie er dorthin gekommen, und weshalb er Constantinopel verlassen hat, ist für das große Publikum bis jetzt ein Räthsel geblieben. Geheime Nachrichten von Constantinopel gaben an: er sei durch Gewalt entführt worden, und zwar von einer Parthei, welche gefürchtet habe, sein Talent und seine Ansichten könnten eine für Europa's Wohl gefährliche Allianz zwischen Rußland und der Pforte herbeiführen.

Es konnte nach einigen Aeußerungen, welche Sir Robert Gordon hatte fallen lassen, nicht fehlen, daß die ganze Welt glaubte: er habe bei dieser — wohl nur in der Türkei möglichen — Entführungsgeschichte die Hände sehr stark im Spiele gehabt.

Meine Quarantaine in der Spezzia verstrich für mich und meine Gefährten auf eine eben so nützliche als angenehme Art.

Ich badete bis zum 12ten Oktober, (wo die Temperatur des Meeres auf 12 Grad Réaumur herunter gesunken war) täglich in der See, und machte Spazierfahrten in der Bay, welche eine der romantischsten der ganzen italienischen Küste ist, wodurch meine Gesundheit sich herstellte.

In den ersten Tagen des Monats November gingen wir mit 17 Grad Wärme von Genua über Mailand, Bellinzona,

den Splügen, Constanz und Würzburg nach Berlin, wo wir den 17ten November eintrafen.

Der König, mein Herr, war mit dem erlangten Resultat zufrieden, und billigte Alles, was ich gethan hatte. Bereits unterm 14ten Oktober war ein Artikel in der Staatszeitung aufgenommen, der auf diese Zufriedenheit deutete (s. Beilage Nr. 5). Bei meiner Ankunft in Berlin sendete mir der König den schwarzen Adler-Orden, der in der Regel nur Generalen der Infanterie oder Cavallerie verliehen wurde.

Aber auch Se. Majestät der Kaiser Nicolaus bezeigten mir Ihre Zufriedenheit, indem Sie mir durch Ihren Gesandten in Berlin bei meiner Ankunft, den Wladimir-Orden 1ster Klasse, den bis dahin noch kein Ausländer gehabt hatte, überreichen ließen, begleitet von dem Schreiben Anlage Nr. 6.

# Anhang.

Nachdem ich die Türken kennen gelernt, und viel über sie gehört hatte, wurde mir eine Aeußerung des russischen Etatsraths Fonton mitgetheilt, welche ich hier anführe, weil sie mir eben so treffend als erschöpfend erscheint. „Der Türke, hat er gesagt, muß, wenn er beurtheilt werden soll, in drei verschiedenen Verhältnissen betrachtet werden."

„Als Privatmann hat er viele schätzbare treffliche Eigenschaften, welche Vertrauen einflößen, und selbst in den Augen eines Europäers ihn liebenswürdig machen können."

„Tritt er als Mitglied der großen Nation auf, welche sich zur osmanischen Lehre bekennt, so erhält er dadurch eine unangenehme Zugabe. Der Dünkel und die Ueberschätzung aller nationalen Verhältnisse, stellen seine Treue, seine Wahrheitsliebe, seine Mäßigung im Glück und seine Ausdauer im Unglück, bereits in den Schatten."

„Hat man aber mit einem Türken zu thun, der seinem Staat dient, und mit dem man als Staatsdiener verhandelt, so giebt es in allen Theilen der Welt keinen unerträglicheren Menschen, und kein widerwärtigeres Geschäft. Zur Erreichung seines Zwecks sind ihm alle Mittel recht, welche er als Privatmann verabscheuen würde, Mißbrauch des Vertrauens, Mißbrauch der Gewalt, Härte, Grausamkeit — Alles das scheint ihm erlaubt, er übt es aus, und erscheint völlig gleichgültig gegen den Haß und Abscheu, den er einflößt."

Wenn es auffallend erscheinen mag, daß hiernach der einzelne Mensch nach seinen Verhältnissen unterschieden werden muß, so haben meine kurzen Erfahrungen mir doch die Richtigkeit dieser Ansicht unwiderleglich bestätigt. Der Chef der Tartaren, der mich von Smyrna nach Constantinopel begleitete, war früher Janitschar gewesen, als solcher 1809 von den Russen gefangen und nach Petersburg gebracht worden. Er hatte sich durch seine Intelligenz auf den für ihn hohen Posten aufgeschwungen, in welchem er stand, eigne Pferde und Diener hielt, sich in der Nähe des Pascha's befand, und sein gutes Auskommen hatte.

Er zeigte sich mir sehr gutmüthig, dienstfertig, und versah seine Geschäfte, um mich bequem, schnell und mit Sicherheit fortzuschaffen, mit großem Eifer und Treue.

Als er mich leidend sah, ließ er mir durch den Dollmetscher sagen: er würde gern von seinem Herzblut geben, wenn er mich dadurch erleichtern könne. — Nachdem wir einige Tage zusammen geritten waren, und ich mir von ihm über das Land, die eigenthümliche Kultur, die Gebräuche und Bewohner viel hatte erzählen lassen, und die verständige bescheidene Auskunft, die er mir gab, meine Verwunderung und mein Wohlgefallen erregte, führte ich das Gespräch auf die Macht seines Pascha, die Armeen des Sultans und fragte, was er von dem jetzigen Krieg mit Rußland denke? Ich beklage die Verblendung des Sultans, der die Janitscharen aufgehoben hat, und nun dulden muß, daß solche elende Kerle, wie die Russen, über den Balkan kommen.

Ich fragte, was er denn thun würde, wenn er Sultan wäre?

Ich würde, erwiederte er, mit hocherhobenem Kopfe und rollenden Augen, Euch Christenhunde, wie ihr seid, in einem Winkel von Europa zusammen treiben, und Euch nöthigen, Euch untereinander aufzufressen.

Meine Begleiter und ich brachen in ein Gelächter aus; dies setzte jedoch meinen Tartaren-Chef in eine solche Wuth, daß er sein altes Postpferd im Maule riß, ihm beide Sporen gab, es in der Carriere parirte, rechts und links herum warf, Alles das, bloß um uns zu zeigen, daß er der Mann dazu sei, die Christenhunde in die Enge zu treiben. Nachdem er

uns sämmtlich hierauf mit der ausdrucksvollsten Verachtung angesehen hatte, ritt er stillschweigend weiter. Als ich auch schwieg, war er nach einer Stunde wieder wie zuvor, mein sorgsamer und dienstfertiger Freund.

Mein Dollmetscher hatte mich zuvor gewarnt, mich in Acht zu nehmen, und sagte mir nachher, ich könne sicher sein, daß es mir mit jedem Türken so gehen würde, wenn ich ein Wort fallen ließe, was er als eine Geringschätzung seiner Nation ansehen könne.

Wir hatten später mit ganz gemeinen Schiffern, die uns höchst ungeschickt fuhren, eine ähnliche Scene, als Herr von Küster sie belehren wollte, und einem von uns die gute Lehre entfahren war: sie möchten sich die Griechen wieder ausbitten — die Türken könnten das nicht.

Bei meinem Eintritt in Klein-Asien hatte ich mir es zum besondern Geschäft gemacht, mich mit den Türken, mit denen ich in Berührung kam, zu unterhalten. Es waren dies Leute der gemeinsten Klassen, zerlumpte Packträger auf den Posthöfen, Postillone, und gemeine Milizen, welche unsre Bedeckung ausmachten.

Wenn die Leute angeredet, und somit in der Regel um etwas befragt wurden, so hörten sie den Dollmetscher mit der größten Aufmerksamkeit, und gaben dann eine klare und bestimmte Antwort, bei welcher in Hinsicht des wenig oder viel ein merkwürdiger Takt zum Grunde lag.

Unsre Bagage mußte alle Stationen auf neue Lastpferde gepackt werden, und da wir darauf nicht vorbereitet waren, so konnte es nicht fehlen, daß manche Gegenstände sehr schlecht verwahrt waren, welche für den gemeinen Mann einen großen Reiz haben mußten.

Unser Dollmetscher beruhigte uns dadurch: daß ein Diebstahl solcher Art nie von Türken verübt werde, auf deren Ehrlichkeit, Treue in der Ausübung einer übernommenen Pflicht und Wahrheitsliebe man sich vollkommen verlassen könne.

Ich war von diesem Benehmen der gemeinsten Leute so imponirt, daß ich mich fragte: wie müssen erst die Reichen und Vornehmen sein? bis ich später entdeckte, daß diese Tugenden keine Folgen einer hohen Kultur, sondern eine Folge der na-

tionalen, auf die muhamedanische Religion gegründete Entwickelung waren.

Alle Kinder werden geübt zu hören, zu verstehen und dann zweckmäßig zu antworten. Die Lüge, der Wortbruch, werden als die größten Unthaten dargestellt, der Diebstahl, der ein geheimes Handeln und fortgesetztes Verbergen erfordert, wird als eine unauslöschliche Befleckung eines offen männlichen Charakters angesehen, und diese aus der Kindheit mit herüber genommenen Vorstellungen haben als religiöse Lehren und Gesetze eine tiefe Wurzel geschlagen.

Hatte sich Mahomet das Ziel gesteckt, sein Volk von diesen Fehlern frei zu erhalten, so hat er es allerdings erreicht, allein nicht ohne große Opfer zu bringen, denn wenn der Mensch Leidenschaften völlig bezähmen soll, so wird die große Masse dies nur vermögen, wenn ihr für die Bezähmung gewisser Leidenschaften ein Ersatz durch freie Ausübung anderer zugewiesen wird.

Mahomet hat das ganze weibliche Geschlecht den Männern Preis gegeben. Für die Frauen giebt es keinen Himmel und keine Rechte auf Erden; sie müssen sich bedingungslos dem Willen der Männer unterwerfen, welche ihre Herren werden. — Eine natürliche Folge davon ist, daß die Frauen gar keine Erziehung erhalten, und daher auch auf die Erziehung ihrer Söhne durchaus nicht einwirken können. Sie sind auf die mütterliche Liebe beschränkt.

Die väterliche Liebe, in dem Sinn unserer Monogamie kann der Türke, vor Allem der Reiche, der viele Frauen hat, nicht kennen. Mahomet hat ihm dafür andre Freuden zugewiesen.

Wenn wir in Europa zwar wissen, daß der Koran den Zweck hatte, eine vollkommen kriegerische und erobernde Nation zu bilden, herrschend in den Gauen, welche sie bewohnt, und nie das Schwert von sich legend, die Bewohner der eroberten Länder zu Sclaven bildend, — oder wenn sie es bereits waren, darin erhaltend, so fehlt uns doch immer das sicherste Mittel, um zu klaren Vorstellungen zu gelangen, wie diese Aufgabe gelöst ist, weil wir die mohamedanischen Lehren auf europäische Stämme pfropfen, wohin sie nicht passen wollen, und daher auch kein Resultat geben können.

Sieht man jedoch die Vorbereitung zum Koran an Ort und Stelle, durch die glühende Sonne, welche für den Menschen arbeitet und ihm seine, in jenem Klima viel geringeren Bedürfnisse so reichlich zuführt, daß es keiner Arbeit zur Fristung des Lebens bedarf, so wird Vieles klar.

Die hohe Entwickelung des kriegerischen Geistes hat meine Erwartung zwar übertroffen, allein ich habe begriffen, daß es in einer Nation nicht anders sein kann, in welcher der Stuhl, der Tisch und das Bette verboten sind, um nicht vom Zeltleben zu entwöhnen, jedes andre als das Kriegshandwerk Unehre bringt, und der bewaffnete Theil der unermeßlichen Länderstriche, welche der türkischen Botmäßigkeit unterworfen sind, nur aus Osmanlis bestehen kann.

Dagegen ist es mir unbegreiflich geblieben, wie bei dem sonst so wahrheitsliebenden Charakter, die Türken den Zustand in welchem sie sich hinsichtlich ihres Eigenthums befinden, ertragen können.

Der Sultan ist Herr über das Leben aller Türken, er kann jeden ohne Untersuchung und Urtheil hinrichten lassen. Der Koran beschränkt den Großherrn, indem er die Willführ gestattet, nur in der Zahl.

Er erlaubt ihm täglich 14, oder jährlich 5110 dergleichen Hinrichtungen auszuführen.

Der Sultan ist aber auch Herr über alles Vermögen seiner Unterthanen. Er kann bei ihrem Tode Alles einziehen, was sie hinterlassen, nach dem Grundsatz, daß der ganze Besitz nur ein Lehen ist, das bei dem Tode jedes Einzelnen heimfällt. —

Wenn es hierbei die Absicht Mahomets war, eine Gleichgültigkeit gegen das Leben, und zugleich gegen den irdischen Besitz zu erzeugen, so hat er auf den ersten Punkt seinen Zweck erreicht — aber nicht durch dieses Gesetz, sondern weil ihm dabei die Pest, der Fatalismus und die klimatischen Verhältnisse zu Hülfe kommen; auf den zweiten Punkt aber, den irdischen Besitz, hat er seinen Zweck verfehlt, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil ein solcher Besitz sich nicht allein auf das Individuum und dessen Leben, sondern auf dessen Familie und ihre Existenz nach seinem Tode bezieht.

Daher ist denn der allgemeine Gebrauch entstanden, daß jeder Türke sein Vermögen verheimlicht, verbirgt, ableugnet, und alle Künste aufbietet, um es seinen Nachkommen zu sichern.

Eine Benutzung des baaren Geldes durch zu beziehende Interessen giebt es öffentlich in der ganzen Türkei nicht. Jedermann vergräbt sein baares Geld, und zeigt öffentlich Armuth, wenn er auch in seinem Innern mit Luxus lebt.

Diese Verhältnisse sind es, welche den türkischen Staat mit einer Umwälzung bedrohen, und sie ohnfehlbar herbeiführen müssen, sobald er aufhört, ein erobernder zu sein, und seine Unterthanen die europäischen Gesetze kennen lernen.

Es ist oft die Ansicht aufgestellt worden, daß die im türkischen Reich durch die Macht der Priester zurückgehaltene Kultur sich die Bahn selbst, durch den Umsturz dieser Macht durchbrechen werde. — Diese Ansicht kann ich nicht theilen.

Es scheint, als ob Mahomet die menschliche Natur und ihre Abneigung gegen die Priester-Gewalt genau gekannt habe, und daß er aus diesem Grunde die religiösen und weltlichen Gesetze dergestalt in einander verschmolzen, ja in einem solchen Knoten zusammen gewirrt habe, daß Niemand ihn anders zu lösen vermag, als der gordische Knoten gelöst wurde. — Um dies zu verhindern, ist aber durch den Stand der Ulema's gesorgt, welche als Wächter aller Gesetze bestellt, und dazu mit besonderen Vorrechten ausgerüstet sind. Der Priester, der Rechts- und der Schriftgelehrte gehören alle gleichmäßig zu den Ulema's, und der Sultan ist ihrer Macht unterworfen, wenn er vor ihrem Gericht nicht darzuthun vermag, daß er nach den Buchstaben des Koran gehandelt hat.

Wie allmächtig man den jetzigen Sultan auch halten mag, weil er das Recht über Leben und Tod ohne Rechenschaft übt, nie wird es ihm gelingen, die Macht der Ulema's zu brechen.

Man hat so viel von den Schönheiten der Natur in dem Bosphorus und der reizenden Lage von Constantinopel gesprochen, daß ich mich gedrängt fühle, diesen Gegenstand hier noch zu berühren. —

Wer um den Anfang August's aus dem Meer von Marmora nach Constantinopel kommt, wird sich unmöglich rühmen

können, einen angenehmen Eindruck empfangen zu haben. Das Gemäuer der sieben Thürme in braungrauer Ruinenfarbe im Vordergrund, links so weit das Auge reicht, eine von aller Vegetation entblößte, von der Sonne in Heidefarbe gesetzte Fläche, im Hintergrund die Unzahl von geschmacklosen Minarets, welche die schönen Kuppeln der Sophia und einiger andern Kirchen völlig erdrücken, und längs dem Meer die verfallne ungeheure Mauer von Constantinopel — in der That, Niemand kann da etwas besonders Schönes finden. Dasselbe findet überall Statt, wenn man von der europäischen Landseite kommt.

Aus dem Bosphorus nimmt sich Constantinopel viel besser aus. Man hat das Serail mit seiner Terrasse vom Meer aufwärts vor sich, rechts auf der Höhe Pera den Hafen, links den Leander-Thurm, Scutari und in der Entfernung die Inseln. Der Bosphorus ist ein sehr belebter breiter Kanal mit leichten Hügeln eingefaßt. Unmittelbar am Wasser ziehen sich Wohngebäude gegen das schwarze Meer mit geringen Unterbrechungen hin, Kiosks, Vertheidigungsthürme und Batterien in den wunderbarsten Formen liegen längs beider Ufer, und Alles das hat seine Verbindung mit Constantinopel und auf der asiatischen Seite mit Scutari zu Wasser, in Ermangelung von Landwegen.

Der Bosphorus ist pitoresk, man kann sagen schön; — aber wer den Lago di Como gesehen hat, wird diesem letzten sehr den Vorzug geben.

Bei einer ohngefähr gleichen Breite hat dieser an seinen Ufern eine üppige Vegetation, während die des Bosphorus ärmlich, und die Hügel zu unbedeutend sind.

Man nennt Constantinopel, Neapel und Genua als die drei schönsten Punkte von Europa.

Wenn dies richtig ist, so möchte vor Allem die Bucht von Neapel zuerst genannt werden. Genua von der Seeseite, den Hafen, die Stadt im Vordergrund, den Leuchtthurm zur Linken, im Hintergrund seine Terrassen bis zum Fort l'Eperon, giebt den imposantesten Anblick. —

Der Golf der Spezzia ist von einer besondern Schönheit, so wie er auch für eine Marine von besonderer Wichtigkeit ist. Napoleon hatte dies erkannt, und war damit beschäftigt in drei

nahe zusammen liegenden Buchten dieses Golfs, dessen Eingang leicht zu sperren, dessen Ausgang aber schwer zu verhindern ist, ein großes Kriegs-Etablissement für 32 Linienschiffe mit eben so viel Fregatten 2c. anzulegen.

Die bedeutenden Quarantaine-Gebäude, welche zwischen diesen Buchten liegen, wären ihm dabei zu Statten gekommen.

Er wurde in diesen Anlagen unterbrochen.

---

## Neuntes Capitel.

Reise von Berlin nach Petersburg. — Zusammentreffen mit der türkischen Gesandtschaft in Petersburg. — Rückreise nach Berlin.

Der König empfing mich am andern Morgen nach meiner spät des Abends erfolgten Ankunft in Berlin mit allen Zeichen der großen Zufriedenheit des glücklichen Ausganges meiner Mission; Se. Majestät hatten jedoch die Ansicht aufgefaßt, als ob der Entschluß des Sultans, den Frieden herzustellen, eine Folge der ihm von mir gegebenen Ueberzeugung sei, daß seine Armeen den russischen nicht widerstehen könnten, und dadurch eine vortheilhafte Meinung von den militairischen Einsichten des Sultans bekommen, der durch die Vernichtung der Janitscharen den Eindruck eines Mannes von großer Energie gemacht hatte. — Der König war sehr verwundert, daß ich das Eine wie das Andre nicht zuzugeben und meine Zweifel mit guten Gründen zu belegen vermochte.

Der König eröffnete mir bei dieser Gelegenheit, daß sein jüngster Sohn, der Prinz Albrecht, eine Reise nach Petersburg mache, und daß ich zu seinem Begleiter ausersehen sei, wodurch ich vielleicht Gelegenheit haben werde, dem Kaiser, seinem Herrn Schwiegersohn, noch nützlich zu werden.

Während meines Aufenthalts in Constantinopel hatte ich dem Minister der answärtigen Angelegenheiten nicht allein meine offiziellen Schritte mitgetheilt, sondern auch mehrere ganz sichere Gelegenheit gefunden, um ihm über die Verhältnisse Aufklärungen zu geben, und die Motive meines Handelns vorzulegen.

Der Minister Graf Bernstorff war in Allem mit mir vollkommen einverstanden, theilte mir jedoch mit, daß der Kaiser Nicolaus mit meinem Verhalten in Constantinopel außerordentlich zufrieden, jedoch sehr unzufrieden mit der Pforte sei, daß sie ihm eine Gesandtschaft nach Petersburg zu sendeu beabsichtige, was keinen andern Zweck habe, als Alles hinzuhalten und die Unterhandlungen von Constantinopel, wohin sie gehören,

nach Petersburg zu verlegen. Aus meinen vertraulichen Mittheilungen wisse er, daß der Rath zu dieser Maaßregel von mir ausgegangen sei, habe sich aber wohl gehütet, dies dem russischen Gesandten mitzutheilen, der bei jeder Gelegenheit darüber sein Bedauern ausdrücke, daß dieser Schritt der Pforte Rußland um alle Früchte des Friedens bringen werde. Obwohl ich die beruhigende Zusicherung geben konnte, daß die Pforte bei dieser Gesandtschaft an nichts Anderes denke, als dem Kaiser Bitten vorzutragen, so war der Graf Bernstorff doch der Ansicht, daß es besser sei, wenn ich die Sache auf sich beruhen ließe, da kein Grund für mich vorhanden sei, als Vertheidiger einer Maaßregel aufzutreten, welche ein so entschiedenes Mißfallen erregt habe. Ich erwiederte, daß ich schweigen könne, so lange ich nicht darüber befragt werde.

Nach meiner Ankunft in Petersburg empfing mich der Kaiser auf das Gnädigste und nahm mich sofort in sein Cabinet, wo er mir Alles mittheilte, was seit meinem Verlassen von Constantinopel vorgegangen war. Als der Kaiser auf den Punkt der türkischen Gesandtschaft nach Petersburg kam, erwähnte er: die von ihm vorausgesehenen übeln Folgen seien bereits eingetreten. Ich habe, sagte er, Orlof mit solchen bestimmten Instructionen nach Constantinopel gesendet, daß alle noch zurückgebliebenen Fragen in 3 Tagen gelöst sein konnten, denn mir liegt daran, die unangenehmen Verschleppungsmanieren der Pforte abzuschneiden; jetzt, wie mir Orlof anzeigt, heißt es bei jeder Frage: „über diesen Punkt hat unsre nach Petersburg abgesendete Gesandtschaft Instructionen und Vollmachten,“ so daß in Folge dieser Hinterthür mit den türkischen Ministern nicht aus der Stelle zu kommen ist. — Wenn meine guten Nachbarn hoffen, daß ich mir gefallen lassen würde, die Verhandlungen mit Rußland in europäische Verhandlungen umzuwandeln, so sind sie in großem Irrthum. — Sie haben ganz in meinem Sinn mich mit der Pforte ohne fremde Einmischung zusammengebracht, wer den unglücklichen Rath zur Absendung einer Gesandtschaft nach Petersburg gegeben hat, hat mir damit einen schlechten Dienst geleistet.

Nach diesen Worten erwiederte ich auf der Stelle: wenn dieser Rath ein Fehler ist, so muß ich mich schuldig bekennen, aber geruhen Ew. Majestät, meine Gründe zu hören.

Die Pforte hat von jeher Friedensschlüsse unterzeichnet, welche sie nur als Waffenstillstände ansah, um neue Kräfte zu versammeln. Der Hochmuth eines rechtgläubigen Muselmannes gestattet ihm nicht, zu glauben, daß das ausgewählte Volk des Propheten je überwunden werden könne. Wenn es von einem Frieden hört, so ist das für die Muselmänner das Signal zu neuen Rüstungen.

An diesen Begriff von Frieden, selbst wenn die Abtretung von ganzen Länderstrichen damit verbunden ist, knüpft sich ein zweiter, aber eben so tief eingewurzelter Begriff über die Bedeutung einer Gesandtschaft, eine Vorstellung, welche allen orientalischen Völkern gemein ist:

die Absendung einer Gesandtschaft sei ein öffentliches Zeichen der Unterwürfigkeit.

Als ich in Constantinopel ankam, frohlockten die Ulema's und riefen: die Brandenburger erkennen die Macht des Sultans an, sie bitten durch eine Gesandtschaft um Gnade.

Als Persien eine Gesandtschaft nach Petersburg absandte, sahen die Ulema's dieses Reich als besiegt und Ew. Kaiserlichen Majestät Scepter unterworfen an.

Als sich in Constantinopel die Kunde von dem Uebergang des Feldmarschalls Diebitsch über den Balkan verbreitete, schrieen alle Ulema's: wir müssen Frieden schließen! wer aber gerathen hätte, wir müssen eine Gesandtschaft nach Petersburg senden, lief damals Gefahr, gesteinigt zu werden.

Der Sultan hat seinen Frieden aus innerer Neigung geschlossen, aber er mußte ihn schließen, weil die Ulema's ihn wollten, wenn er damit den Fall von Constantinopel abwenden konnte. Der Sultan mußte aber den Krieg eben so gut wieder anfangen, wenn die von Ew. Majestät eroberten Länderstriche wieder verlassen waren, und um ihn dieser Gewalt der Ulema's zu entziehen, gab es kein anderes Mittel, als eine Gesandtschaft nach Petersburg.

Hatte Persien diesen Beweis von Unterwerfung (nach der Ansicht der Muselmänner) gegeben, so lag es im europäischen Interesse, dieses öffentliche Zeichen der Anerkennung Ihrer Macht und Erfolge herbeizuführen, denn es war das einzige Mittel zu einem dauerhaften Frieden.

Aber abgesehen von dem europäischen Interesse, lag es noch ungleich höher in dem von Ew. Kaiserlichen Majestät, einen Nachbar zu haben, dem es Ernst ist, den Frieden zu bewahren, und nicht tückisch auf eine Gelegenheit zu lauern, um sein Glück in einem neuen Kriege zu versuchen.

Es ist mir nicht leicht geworden, den Sultan zu diesem wichtigen Schritt zu bewegen. Wohl übersah ich nach der Auflösung aller militairischen Streitkräfte der Pforte, daß der Augenblick da war, meine Absicht durchzusetzen, allein ich konnte weder dem Sultan die Augen öffnen, daß ich dadurch seine Macht befestigen wolle, indem ich den Zwang einen neuen Krieg gegen seinen Willen zu beginnen, abwende, noch den Ulema's, daß ich dadurch ihre usurpirte Gewalt zu brechen gedenke.

Dem einen Theil mußte ich die Freundschaft und Allianz mit Ew. Kais. Majestät, verbunden mit einem dauerhaften Frieden, in Aussicht stellen, dem andern Theil, der zur Rettung von Constantinopel den Frieden verlangt hatte, zur Erwägung stellen, daß mit der Unterzeichnung des Friedens die Erfüllung des Manifests angenommen sei, und daß ein Nachlaß von den baaren Entschädigungen, welche dadurch zur Bedingung geworden, nur von Ew. Kaiserlichen Majestät ausgesprochen werden könne. —

Ich berge nicht, daß ich die Erfolge dieser Vorstellungen für einen glücklichen Ausgang des bis dahin zweifelhaften Friedens gehalten habe.

Ob diese Sendung einer Gesandtschaft den Beifall aller europäischen Höfe haben werde, lasse ich dahin gestellt sein, so viel aber ist gewiß, daß Ew. Kaiserlichen Majestät wegen dieser Sendung von keiner der europäischen Mächte ein Vorwurf gemacht werden kann.

Aber auch noch andere Gründe haben mich geleitet.

Die Muselmänner sind gute Reiter, tapfre Soldaten und höchst brauchbar als Sabreurs.

Aber in dem ganzen Volk giebt es keinen Strategen, der gegenseitige Kräfte zu bilanciren und Operationen einzuleiten weiß, nach welchen Entscheidungen ohne Schlachten erfolgen, und selbst nach gewonnenen Schlachten ganze Feldzüge erfolglos enden.

Die türkischen Feldherrn wissen von ihrer Ueberlegenheit keinen andern Vortheil zu ziehen, als eine Schlacht hartnäckiger zu machen, und da sie von der Prädestination regiert werden, so ist die Uebermacht ihres Gegners für sie kein Grund, einer Schlacht oder einem Krieg auszuweichen.

Die Muselmänner haben sich streng von Allem, was Ausland ist, abgeschlossen, sie verlassen ihr Reich nicht, sie verachten die europäischen Sprachen, sie kennen die europäische Literatur nicht, und im ganzen Reich ist Niemand, der Ew. Kaiserliche Majestät persönlich kennt, der irgend etwas von Ihrer Art zu regieren, von Ihrer Macht, von der Organisation Ihrer Armeen und Ihren Hülfsquellen weiß.

Wurde eine Gesandtschaft aus intelligenten und einflußreichen Muselmännern zusammengesetzt, so konnte es nicht fehlen, daß diesen Männern in Ihrer Nähe die Augen geöffnet wurden, daß die Milde Ihrer Regierung, die Ordnung Ihrer Finanzen und die Disciplin Ihrer zahlreichen Armeen Ihnen die Ueberzeugung aufdrang, daß die heutige Pforte dem heutigen Rußland nicht widerstehen, sich nicht in einen Krieg einlassen könne, sondern der Freundschaft Rußlands bedürfe.

Es konnte nicht fehlen, daß diese Männer in Petersburg Ihre Verehrer, Ihre Bewunderer wurden, und nach ihrer Rückkunft in Constantinopel den Sultan wie das Volk über ihre wahren Interessen belehrten.

Daß sich Gegner gegen diese Sendung in Constantinopel finden, geht daraus hervor, daß der von mir zu dieser Mission empfohlene Minister als der Beste, der dazu im türkischen Reiche gefunden werden konnte, nachdem er seine Ernennungs-Audienz beim Sultan gehabt hatte, verschwunden, und zwar, wie nicht zu zweifeln ist, durch Gewaltschritte an der Ausführung seiner Aufträge gehindert worden ist.

Geruhen Ew. Kaiserliche Majestät nach Darlegung meiner Gründe zu beurtheilen, ob ich einen Fehler begangen oder ob ich richtig vorausgesehen habe. Mit besonderem Leidwesen habe ich vernommen, daß durch diese Sendung die Beendigung der Verhandlungen erschwert wird, und gewiß ist es, daß ich mir nicht erlauben durfte, dem Sultan den Rath zu ertheilen, Ew. Majestät ohne Weiteres eine Gesandtschaft nach Petersburg zu senden.

Allein dies ist auch nicht geschehen; ich habe gerathen anzufragen:

ob die Absendung einer Gesandtschaft Ew. Kaiserlichen Majestät genehm sein würde?

Für den Fall einer bejahenden Antwort habe ich die Zusammensetzung einer solchen Gesandtschaft angegeben und mich dafür verbürgt, daß Ew. Majestät sie mit Wohlwollen aufnehmen und nicht solche erniedrigende Formen bei deren Empfang vorschreiben würden, als in Constantinopel verlangt werden, wo der Sultan die Abgesandten nicht anders, als im Sclavenmantel und baarfuß vor sich erscheinen läßt, ohne daß sie sein Angesicht zu sehen bekommen.

Wenn dieses Verbürgen von meiner Seite beruhigte und mit Vergnügen aufgenommen wurde, so hatte ich dadurch Gelegenheit erhalten, ganz Europa einen Dienst zu leisten, denn der Sultan mußte mich consequenter Weise so empfangen, wie er wünschte, daß seine Gesandtschaft in Petersburg empfangen werde, in meinem vollen Dienstanzuge. Wenn ich der erste Gesandte war, dem in Constantinopel sein volles Recht widerfuhr, so ist damit nicht allein ein barbarischer Gebrauch abgeschafft, sondern ich darf auch annehmen, daß Ew. Majestät meine Schritte in dieser Beziehung nicht mißbilligen werden.

Der Kaiser hatte meinen Vortrag ohne Unterbrechung mit der größten Ruhe und Geduld angehört. Er erwiederte nichts darauf, sondern befragte mich über die Person des Sultans, von welchem er sich ungefähr dasselbe Bild gemacht hatte, als der König mein Herr.

Meine Versicherung, daß der Sultan von Natur sanft und wohlwollend, von seinen Frauen und Dienern geliebt und verehrt sei, paßt nicht in dieses Bild und war Sr. Majestät eben so neu als die Macht der Ulema's; ich durfte hierbei die Worte des unglücklichen Vorfahren des jetzigen Sultans citiren, die er vor seinem Ende an ihn richtete: „ich erliege; Dich werden sie schonen, weil Du der letzte vom grünen Turban bist; aber so lange die Janitscharen und die Ulema's bestehen, bist Du ein machtloser Sultan!“

Die Janitscharen sind vernichtet, die Gefahren für den Sultan sind dieselben geblieben, nie wird es ihm gelingen, ihre Macht zu brechen.

Der Sultan ist nach der Verfassung der erste Ulema, aber indem er ihre Macht vertritt, ist er ihr auch in vielen Fällen unterworfen. Die Ulema's und der Fanatismus sind unzertrennlich. Der Fanatismus und die Civilisation stehen einander gegenüber. Soll die Civilisation den Fanatismus verdrängen, so muß die Verfassung zuerst untergehen. Das kann aber nicht aus dem Innern des Reichs, es kann nur von Außen kommen, und bedingt eine Unterjochung des türkischen Reichs unter fremde Gewalt.

Der Kaiser wies den bloßen Gedanken an eine solche Umwälzung als ein eben so strafbares als thörichtes Unternehmen zurück. Er bezeichnete die Grenzen des russischen wie des östreichischen Kaiserreichs als sicher stellend gegen das osmanische Reich, das nach dem Fall der Janitscharen aufgehört habe, eroberungssüchtig zu sein. Er rühmte den Charakter der Muselmänner, ihre Wahrheitsliebe, die Treue, mit welcher sie gegebene Versprechungen halten, und folgerte daraus, daß er sich keinen bessern Nachbarn wünschen könne, daher auch Alles thun werde, um ihre Integrität aufrecht zu erhalten und sie, so weit er es vermöge, vor innern Spaltungen und äußern Angriffen zu bewahren. — Wenn in Europa hin und wieder die Besorgniß laut geworden sei, als könne er aus Kriegslust oder falschem Ehrgeiz verleitet werden, gegen die Pforte als Eroberer aufzutreten, so beweise dies nicht allein eine völlige Unbekanntschaft mit der Richtung seines Geistes, sondern auch die Voraussetzung, daß er seine eigne Lage und die Verhältnisse seines Reichs wenig durchdacht habe. Sowohl der Umfang der seinem Scepter unterworfenen Länder, als ihre Population, beschäftige für ein Menschenleben vollauf; es würde eine Thorheit von ihm sein, nach Eroberungen zu streben; der ihm von Gott vorgezeichnete Weg sei, das Wohl seiner Unterthanen zu fördern, und dazu gehöre vor Allem, es vor frivolen Kriegen zu bewahren. Dies werde erreicht durch treues Festhalten der eingegangenen Verbindlichkeiten gegen andre Mächte, und durch ein consequentes Enthalten aller Einmischung in fremde Rechte. Dies sei das Streben seines Le-

bens, und er bäte Gott, ihm dazu die nöthige Gesundheit und Kraft zu verleihen.

Diese Aeußerungen versetzten mich in eine schwer zu beschreibende Bewegung. Sie waren so einfach und doch mit so viel Wärme ausgesprochen, daß jeder Gedanke an Kunst und Absicht nicht aufzukommen fähig war. Es hatte sich ein edles Herz, ein reiches Gemüth, ein klarer Verstand bei einer großen, aber ganz zufälligen Veranlassung mit Wahrhaftigkeit entfaltet. —

Ich habe diese mir ewig merkwürdige Unterredung sofort niedergeschrieben, und während meines beinahe 5monatlichen Aufenthalts in Petersburg in Wirken und Handeln des Kaisers nichts gefunden, was nicht mit den Worten dieser Unterredung in der vollkommensten Harmonie gestanden hätte.

Die türkische Gesandtschaft kam in Petersburg an, sie wurde vom Kaiser mit Auszeichnung, mit besonderm Wohlwollen und mit vollem Vertrauen empfangen. — Der Kaiser hatte in der ersten Woche tägliche Unterredungen mit den Abgesandten, um den Weg zu bahnen, und theilte mir die Resultate mit. Halil Pascha war mir mit der Anrede: mon respectable père entgegengekommen und nahm meinen Rath in seinen wichtigen Aufträgen in Anspruch*).

Er theilte mir seine Privat-Unterredungen mit dem Kaiser mit, ohne zu wissen, daß ich sie bereits kannte. Alles stimmte vollkommen.

Im Laufe der Unterhandlungen konnte ich nützlich werden. Halil befolgte meine Winke und der Kaiser kam meinen Bitten: der Pforte die baaren Zahlungen als Kriegsentschädigung zu erleichtern, entgegen. Ganz konnten sie nicht erlassen werden, denn es war das erste Mal, daß die Pforte in die europäische Sitte, Kriegs-Entschädigung zu zahlen, eingeweiht und dadurch der europäischen Civilisation näher gebracht wurde.

Der Kaiser war übrigens der Ansicht, daß er diese Kriegsentschädigung nicht erlassen könne, ohne ein Unrecht gegen seine

*) Die Vaterwürde ist im osmanischen Reich so hoch gestellt, daß die Anrede: „mein Vater," die höchste Dankbarkeit und die größte Ehrerbietung ausdrückt.

eignen Unterthanen zu begehen, denen er nicht ansinnen könne, die Zahlungen zu leisten, welche die Türken nicht aufzubringen geneigt wären. Er bewilligte jedoch Fristen und nahm Gegenstände der Ausgleichung zu so hohen Preisen an, daß Halil dankbar und mit der größten Verehrung für den Kaiser, Petersburg verließ. Das ganze Personal der Gesandtschaft theilte dieses Gefühl der Verehrung und Bewunderung der großen Eigenschaften des Kaisers, so daß man annehmen konnte, diese auserwählten Männer würden auf die öffentliche Meinung in Constantinopel zu Gunsten des Kaisers einen wohlthätigen Einfluß üben.

Der Kaiser hatte mir während meines langen Aufenthalts in Petersburg so viele Beweise seines fortgesetzten Wohlwollens gegeben, daß ich mit Gewißheit annehmen konnte, er hatte die Aufzählung der Gründe, die mich bewogen hatten, die Sendung einer türkischen Gesandtschaft nach Petersburg in Vorschlag zu bringen, nicht übel aufgenommen. Ob ich ihn von der Nothwendigkeit und Nützlichkeit mei'es Vorschlags überzeugt hatte, war eine andere Frage. Ich mußte das Gegentheil annehmen, da er mir keine Antwort gegeben und die Angelegenheit nicht wieder zur Sprache gebracht hatte.

Er verabschiedete mich in seinem Cabinet mit der ganzen Fülle seines Wohlwollens, und als ich an der Thür war, rief er mich zurück: „Apropos wegen der Sendung der Gesandtschaft, die Sie dem Sultan vorgeschlagen hatten, — Sie haben Recht gehabt, Sie haben richtig vorausgesehen."

Also, ich hatte den Kaiser überzeugt, nicht im ersten Augenblick, wo der Verdruß der Verzögerungen in Constantinopel noch auf ihm lastete, jedoch nach reiflicher Prüfung. — Mir Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, war seinem edlen Herzen ein Bedürfniß. Er wollte mich nicht abreisen lassen, ohne mir diese Genugthuung zu geben, die ich nicht erwartete, da ich wohl fühlte, wie schwer es dem Kaiser werden mußte, einen Irrthum anzuerkennen, der nicht allein von ihm ausging, sondern auch während 3 Monaten den diplomatischen Verhandlungen seines Ministers des Auswärtigen eine falsche Richtung gegeben hatte.

Für mich waren diese wenigen Worte der höchste Beweis eines erhabenen großartigen Charakters, und befestigten die tiefe Verehrung, die ich für den Kaiser empfand, für mein ganzes Leben. —

Ich sehe es als eine heilige Pflicht an, der Nachwelt diesen schönen, den Kaiser Nicolaus ehrenden Charakterzug nicht vorzuenthalten, mit welchem meine Mission nach Constantinopel beendet war.

---

# Beilagen.

Nr. 1.

Constantinople, le 10 Août 1829.

Sa majesté le roi mon auguste maître, ayant recueilli dans les entretiens qu'il a eu récemment avec S. M. l'empereur de Russie, de nouvelles et d'irrécusables preuves des intentions bienveillantes du monarque Russe, et étant par là plus à même qu'aucun de ses alliés de rendre un témoignage éclatant de la sincérité des sentiments de l'empereur Nicolas, s'est cru plus particulièrement appellé à tâcher de porter la conviction que S. M. avait acquise, elle même, dans l'esprit de sa hautesse le Grand-Seigneur.

C'était le but principal de la mission que S. M. le roi m'a confié.

Il est atteint, depuis que Son Excellence le Réis Effendi m'a assuré que la Sublime Porte ajoute une foi entière aux assurances que j'ai été chargé de lui présenter, c. a. d. qu'elle croit à la modération, et aux dispositions pacifiques de l'empereur Nicolas.

Les appréhensions que la Porte entretenait jusqu'ici sur le projet qu'elle prêtait à la Russie, de viser á la déstruction du gouvernement Ottoman, n'existant plus, deux alternatives paraissent se présenter à la Porte relativement à la marche qu'elle aura à suivre désormais.



L'une serait, de ne tirer aucun profit de la connaissance plus parfaite qu'elle a aujourd'hui des intentions de l'empereur Nicolas, et de continuer la guerre.

Si la porte choisissait cette alternative, l'Europe ne pourrait que regretter de la voir entrer dans une voie aussi funeste. L'empereur de Russie après avoir épuisé tous les moyens pour mettre au grand jour la cincérité des ses intentions, serait en droit alors, de poursuivre ses opérations militaires, jusqu'à leur dernier résultat, et les puissances amies de la Porte, loin de la soutenir dans une telle résolution, ne seraient même en état de s'intérresser efficacement pour un gouvernement, qui aurait rejetté les conseils de l'amitié, dans un moment où ils devaient produire un effet aussi salutaire qu'immédiat. Les conséquences, faciles à prévoir de cette résolution, ne seront dès lors, on doit craindre, plus à détourner.

L'autre alternative consisterait à entrer en négociations avec la Russie. Cette route paraît réunir en elle tous les avantages; elle est conseillée par les préceptes de la plus simple prudence. S. E. le Réis Effendi m'a fait l'honneur de me dire, que la Sublime Porte croyait aux intentions moderées de l'empereur Nicolas, en ajoutant que la Sublime Porte était animée des mêmes dispositions. — Qu'est-ce qui peut donc dans un tel état des choses empêcher la nomination, et le départ des plénipotentiaires de la part de sa hautesse le Grand-Seigneur? Reste-t-il encore à la porte une ombre de méfiance sur les intentions de l'empereur de Russie? sur le sens des conditions renfermées dans le manifeste Russe? — Mais alors S. E. le Réis Effendi se dirait sûrement; que le roi mon auguste maître, et les souverains, ses alliés, ne sont pas habitués à adopter et à prononcer légèrement une opinion sur les intentions d'une puissance tierce, et que (ce qui doit être mis au nombre des chimères,) si les assurances données par l'empereur de Russie, ne venaient pas à se réaliser, les souverains s'en trouveraient tellement blessés, qne sûrement, ils se verraient engagés auy efforts les plus empressés, pour faire revenir le gouvernement Russe d'une marche, contraire à ses promesses. S. E. se dira également, que le roi de Prusse, l'ami le plus constant et le plus désinterressé de la porte Ottomane, ne conseillerait pas à sa hautesse le Grand-

Seigneur, d'entrer en négociations pour rétablir la paix, si sa majesté n'était pas bien assurée:

que la Sublime Porte peut obtenir une paix, qui se concilie avec son honneur, sa dignité et son indépendance.

---

## Nr. 2.

### Traduction de l'original turc.

**Constantinople, le 12 Août 1829.**

La Sublime Porte, désirant de voir la fin des maux de la guerre, et persuadée que l'empereur de Russie est dans les mêmes dispositions pacifiques, est prête a conclure la paix aux conditions suivantes:

1) Intégrité entière de toutes ses possessions en Romélie et Natolie, sans exception.
2) Exécution entière de tous les anciens traités, et particulièrement de celui d'Akerman.
3) Conformément au traité de Londres, on négociera sur les bases du dit traité.
4) La sureté complette de la navigation libre des vaisseaux marchands Russes de la mer noire, sans que cela porte préjudice à l'indépendance des possessions Ottomanes.
5) Les affaires des négociants respectifs, et leurs demandes reconnues justes, seront traitées et réglées à Constantinople.

En Conclusion.

On enverra immédiatement au grand-visir les instructions, et les pouvoirs nécessaires, pour traiter et conclure la paix, sur la base de ces cinq articles, et après avoir échangé les documents à ce sujet, faire cesser aussitôt les hostilités par terre et par mer.

Le grand-visir fera part de ces dispositions au Feld-Maréchal Russe, et aprés la conclusion de la paix, fondée sur ces bases, seront nommés de la part du camp impérial, des plénipotentiaires, pour traiter et régler les autres affaires et objets de moindre conséquence.

---

## Nr. 3.

Traduction de l'original turc.

Constantinople, le 17 Août 1829.

La Sublime Porte, prêtant foi aux dispositions pacifiques de sa majesté l'empereur de Russie invite Son Fxcellence, son ami, le général Prussien, d'écrire à S. E. le Feld-Maréchal du camp Russe, pour l'engager, d'entrer sans délai en négociation, et d'amener la paix de part et autre, sur la base, specifiée dans les cinq articles.

---

## Nr. 4a.

Constantinople, le 15 Août 1829.

Mon général!

Tout en félicitant à Votre Excellence du résultat dont sa mission vient d'être couronnée, je ne puis qu'exprimer mes regrets, de ce qu'elle se dispose à quitter aussitôt cette capitale.

Je prie V. E. de croire, qu'en faisant tout ce qui dépendait de moi pour coopérer dans vos efforts, je n'ai fait que remplir un de mes devoirs le plus sacré, qui est de travailler incessamment à la paix, et au répos de l'Europe; et il m'a été infiniment agréable de me trouver à coté de vous mon général dans la poursuite de ces bienfaits. —

Je saisis cette occasion pour réitérer à V. E. l'assurance de ma haute considération.

(signé) R. Gordon.

A
S. E. le général etc. Müffling.

---

Nr. 4 b.

**Constantinople, le 15 Août 1829.**

Monsieur le Baron!

Je vous prie de recevoir l'expression de toute ma réconnaissance de communications interressantes que vous avez bien voulu me faire par la lettre que vous m'avez fait l'honneur de m'adresser en date du 14 du courant, et d'agréer en même tenu mes félicitations sincères, sur le plein succès de votre mission.

Le résolutions prises par le gouvernement Ottoman à la suite de vos démarches Monsieur le Baron, sont d'une si haute importance pour cet empire, et ce résultat est si conforme aux voeux de ma cour, qu'elle ne pourra en l'apprenant, qu'éprouver la plus vive satisfaction.

En réunissant mes efforts anx votres, je n'ai fait que remplir les ordres de l'empereur mon auguste maitre.

Je m'estime heureux d'avoir, en les exécutant, pu mériter votre suffrage, auquel j'attache le plus grand prix.

Recevez monsieur le général, l'assurance de ma haute considération.

(signé) Le Baron d'Ottenfels.

A

S. E. Monsieur le Baron etc. de Müffling.

---

Nr. 4 c.

**Constantinople, le 14 Août 1829.**

Monsieur le Baron!

J'ai reçu la lettre que vous m'avez fait l'honneur de m'adresser en date de ce jour, afiin de m'annoncer que l'objet de votre mission se trouvant rempli par les déclarations satisfaisantes du Réis Effendi, V. E. se disposait à retourner à Berlin.

Je suis très sensible à ce qu'elle veut bien ajouter d'obligeant sur ma coopération, et j'aime à espérer avec elle, que la démarche à laquelle la port vient d'être amenée, sera suivie d'un paix durable.

Agréez, je vous prie, Monsieur le Baron, avec l'expression du regret que me fait personnellement éprouver votre prochain départ, les assurances de ma haute considération.

(signé) Comte Guilleminot.

A
S. E. Mr. le général etc. Baron Müffling.

---

Nr. 5.

## Auszug
### aus der Preußischen Staats-Zeitung.

Berlin, Mittwoch den 14ten October 1829. Nr. 285. Beilage.

### Inland.

Berlin, den 13ten October. Die mancherlei irrigen Nachrichten und Urtheile, welche über die Mitwirkung Preußens zu der nunmehr glücklich erfolgten Herstellung des Friedens im Orient sich durch öffentliche Blätter verbreiten, geben uns Anlaß, nachstehende gedrängte Darstellung des ganzen Zusammenhanges hier mitzutheilen.

Schon seit dem Beginn des Krieges zwischen Rußland und der Pforte hegten Se. Majestät der König die Ueberzeugung, daß der Kaiser von Rußland, bei der gefühlten Nothwendigkeit zur Ergreifung der Waffen, gleichwohl unverändert in der hochherzigen Gesinnung beharre, welche sich als fortwährendes Ziel der Anstrengungen den Frieden gesetzt, sobald derselbe die in dem russischen Manifest ausgesprochenen Bedingungen darbieten würde. Diese Ueberzeugung konnte während der im verflossenen Sommer stattgefundenen Anwesenheit des Kaisers in Berlin nur zu größerer Bestimmtheit und Kraft erhöht werden. In den Unterredungen, welche der König mit seinem erhabenen

Schwiegersohne über die Orientalischen Angelegenheiten hatte, erklärte der Kaiser sich bereit, zur Beendigung des Krieges Alles, was mit seiner Würde und den unabweislichen Interessen seines Reiches irgend vereinbar sei, eifrig beizutragen, sobald die Pforte ernstlich den Frieden nachsuchen und die Unterhandlungen hierzu anknüpfen würde.

Se. Majestät sahen sich dadurch mit völliger Einstimmung des Kaisers, bewogen, diese Ihre so glücklich bekräftigte Ueberzeugung auf entschiedene Weise gegen die Pforte auszusprechen und zugleich nebst diesem Vorhaben den andern Höfen kund zu thun. Es erschien unter den waltenden Umständen angemessen, von Seiten Preußens für diesen Zweck eine eigene Sendung nach Constantinopel unverzüglich zu veranlassen. Die Wahl traf den General-Lieutenant von Müffling, der durch seinen Rang, seine Stellung und Persönlichkeit geeignet war, dem Großherrn die Wichtigkeit der Sendung und die Gewißheit der ihm überbrachten Friedensworte zu verbürgen. Sein Auftrag war einzig darauf gerichtet, die Pforte durch die bestimmte Versicherung der unveränderten Friedensgeneigtheit des Kaisers von Rußland zu bewegen, daß sie ohne Verzug in das russische Hauptquartier Bevollmächtigte zur Einleitung des Friedensgeschäfts, abordnete; eine unmittelbare Einwirkung aber auf dieses Geschäft selbst als Unterhändler oder Vermittler auszuüben, blieb aus dem Kreise seiner Beauftragung, der Natur der Sache nach, gänzlich ausgeschlossen.

Als der General von Müffling am 4ten August in Constantinopel eingetroffen war, hatte der russische Ober-Befehlshaber, Graf von Diebitsch, mittlerweile siegreich den Balkan überstiegen und drang ungehemmt gegen die Hauptstadt des türkischen Reiches vor. Die Pforte erkannte die Gefahr ihrer Lage und die ihr unerwartet aufs Neue dargebotenen Friedensworte mußten entschiedenen Eindruck machen. Wirklich fand der General von Müffling bei der Pforte, welche schon in gleichem Sinne durch die vereinten Vorstellungen der Botschafter der großen europäischen Mächte ermahnt worden war, alsbald Gehör, und der Nachdruck und die Bestimmtheit, mit welchem der General in die Minister der Pforte drang, konnten unter solchen Umständen den vorgesetzten Zweck nicht verfehlen. Die Pforte sandte zwei Bevollmächtigte in das russische Hauptquartier, welche

angewiesen wurden, in Hinsicht der Friedensbedingungen und Entschädigungen, die Rußland zu fordern hatte, Alles der Großmuth des Kaisers völlig anheim zu stellen.

Der General von Müffling gab den türkischen Bevollmächtigten den Legationsrath von Küster zur Begleitung, damit derselbe dem russischen Ober-Befehlshaber die furchtbare Volksgährung in der Hauptstadt, und die unmittelbare Gefahr, in welche dadurch die ganze christliche Bevölkerung derselben versetzt sei, schildern und ihn bewegen möchte, die Feindseligkeiten einstweilen einzustellen. Der Graf von Diebitsch, eingedenk der Grundsätze seines Herrn und den Gefühlen der Menschlichkeit jede andere Betrachtung unterordnend, entsprach diesem Wunsche sogleich und mit dem Beginn der Friedens-Unterhandlungen hörten alle Kriegsbewegungen des russischen Heeres auf. —

In diesem Stande der Dinge war der Zweck der Sendung des Generals von Müffling nunmehr erfüllt; das ihm aufgetragene Geschäft war ehrenvoll und erfolgreich ausgeführt und er selbst bereitete sich zur Wiederabreise. Der Großherr jedoch, hiervon benachrichtigt, wünschte ihn vor seiner Abreise noch persönlich zu sehen. Er empfing auf einem seiner Landhäuser den preußischen General in einer Privat-Audienz — eine Auszeichnung, der kaum ein gleiches Beispiel an die Seite zu stellen sein dürfte — und ließ ihn förmlich durch den Reis Effendi anreden, um seine Dankbarkeit für den ersprießlichen Dienst, welchen der König ihm geleistet, auf das Feierlichste zu bezeigen, wobei er die Rede des Reis Effendi mehrmals unterbrach, um die von demselben gewählten Ausdrücke durch eigene Zusätze zu bekräftigen. In dieser Audienz, in welcher nicht einmal der Dollmetscher der Pforte, sondern nur der der Preußischen Gesandtschaft zugegen war, wurde das sonst übliche strenge Ceremoniel ganz unberücksichtigt gelassen.

Der General von Müffling verließ Constantinopel am 5ten September. Inzwischen waren die Unterhandlungen im russischen Hauptquartiere so weit gediehen, daß nur der Artikel wegen der Entschädigungen noch Schwierigkeit fand. Die türkischen Bevollmächtigten, obwohl durch ihre Instructionen auch in diesem Betreff hinreichend ermächtigt, wollten erst neue Befehle einholen. Der russische Ober-Befehlshaber bewilligte ihnen hierzu, vom 8ten September an, eine fünftägige Frist, ließ

aber zugleich für den Fall, daß diese fruchtlos verstriche, und die Feindseligkeiten wieder beginnen müßten, seine Avantgarde einige Bewegungen machen.

In der Bestürzung, welche diese Maaßregel auf's Neue durch die Hauptstadt verbreitete, sah die Pforte das Aeußerste ihrer Lage drohend vor sich. Der Reis Effendi berief die beiden Botschafter von Frankreich und England und den preußischen Gesandten von Royer zu einer Conferenz, um ihren Rath in dieser Bedrängniß zu vernehmen. Sie konnten einstimmig nur die schleunige Unterzeichnung des Friedens rathen, als das einzige Mittel, den Umsturz des Reiches zu verhindern. Die Minister der Pforte erkannten selbst diese Nothwendigkeit, und wünschten dringend, daß einer der drei anwesenden Gesandten sich in das russische Hauptquartier verfügte, um die Bereitwilligkeit der Pforte zu jeder Friedensbedingung zu bezeugen, und nur inzwischen das Vorrücken des siegreichen Heeres gegen die Hauptstadt abzuwenden. Die Gesandten wiesen dieses Verlangen aus dem Grunde ab, weil sie nicht ermächtigt wären, als Vermittler aufzutreten. Die türkischen Minister aber drangen von den beiden Botschaftern unterstützt, am heftigsten in den preußischen Gesandten, diese Sendung zu übernehmen, und so das von dem General von Müffling begonnene Werk zu vollenden. Der Gesandte von Royer konnte diese Zumuthung gleichfalls nur ablehnen, indem der Zweck Preußens und die von ihm übernommene Obliegenheit in der That erfüllt waren, sobald die Friedens-Verhandlungen begonnen hatten.

Doch im Drange der steigenden Gefahr ließ auch der Großherr selbst den Gesandten von Royer schriftlich noch insbesondere auffordern, die gewünschte Sendung in das russische Hauptquartier zu übernehmen, und nun glaubte derselbe endlich um so mehr nachgeben zu müssen, als auch die beiden Botschafter ihre Bitten mit denen der Pforte wiederholt vereinigten. Er schiffte sich daher ohne Säumniß am 9ten nach Rodosto ein, und kam, den Weg von dort nach Adrianopel zu Pferde zurücklegend, am 11ten Abends in letzterer Stadt an. Der russische Ober-Befehlshaber empfing ihn mit Zuvorkommenheit und Offenheit. In der Zuversicht, daß in Gemäßheit der neuen Versicherungen die türkischen Bevollmächtigten nunmehr ihre Bedenklichkeiten aufgeben und den Frieden abschließen würden, ließ er nochmals

das Heer seine Bewegungen einstellen. Nachdem hierauf der Gesandte von Royer den türkischen Bevollmächtigten die Nothwendigkeit vorgestellt, alles in ihrer Befugniß Liegende einzugehen, und dem Gebote ihres Herrn gemäß, sich in den Willen des Kaisers zu fügen, entsagten diese zuletzt ihrer Weigerung und am 14ten wurde der Frieden zwischen Rußland und der Pforte unterzeichnet.

Dies ist der Hergang der Sache, deren erwünschtes und gewiß weithin gesegnetes Resultat nunmehe eine Menge von Besorgnissen, welche sich jenen langwierigen und blutigen Verwickelungen des Orients verknüpft hatten, in ihren wesentlichsten Beziehungen als gehoben betrachten läßt.

---

## Nr. 6.

La sagesse de votre langage et la persévérance de vos efforts, sont parvenus enfin à convaincre le divan du danger de sa position, ainsi que de notre sincère désir de préserver l'empereur Ottaman des fatales atteintes que pourraient porter à cet empire le succès des armées victorieuses de la Russie, appréciant vos conseils, et ses véritables intérêts, le divan à résolu, d'entamer de négociations pour le rétablissement de la paix.

Vos soins pour amener ce résultat si désiré vous ont acquis des droits incontestables à Notre bienveillance particulière, et pour vous en donner une preuve éclatante, Nous vous avons nommé chevalier grand croix de l'ordre de St. Wladimir de la première classe, dont Nous vous transmettons ci joint les insignes pour être portés selon les statuts. Votre affectionné

(signé) Nicolaus.

# Auszug
aus
# den hinterlassenen Papieren
des
# General-Feldmarschalls Freiherrn von Müffling genannt Weiss.*)

Die Familie von Müffling sonst Weiß genannt, gehörte der Reichsritterschaft, und zwar dem Kanton Oberpfalz an. — Zur protestantischen Kirche übergetreten, wurde sie während des 30jährigen Krieges verdrängt, verlor ihre Güter, wendete sich nach Bayreuth zu ihren Glaubensgenossen und kam später nach Sachsen, der eine Zweig nach Chursachsen, der andere in die Länder der Ernestinischen Linie. Von diesem letzteren Zweige stammte mein Vater, der beim Ausbruch des 7jährigen Krieges mit einem jüngeren Bruder in preußische Dienste trat. Er kam ohne seinen einzigen Bruder aus diesem Kriege zurück, und begründete als Hauptmann und Kompagnie-Chef beim Infanterie-Regiment Prinz von Anhalt-Bernburg zu Halle 1774 eine Familie.

*) Mit gnädiger Erlaubniß des Königlichen Generals der Kavallerie und Chef des Generalstabes der Armee Herrn v. Reyher Excellenz, aus dem Beihefte zum Militair-Wochenblatt für Juli 1855, zur Verständigung des Vorhergehenden abgedruckt

Die Verleger.

Am 12ten Juni 1775 wurde ich in Halle a. S. geboren. Meine Mutter, eine Freiin Vollo von Borzitan stammte von einer mährischen Familie, welche ebenso wie die Müfflingsche während des 30jährigen Krieges ihre Güter verloren und sich nach Sachsen gewendet hatte. In beiden Familien hatten sich korrekte Stammbäume erhalten, von Vermögen war aber keine Rede. Die Söhne waren auf den Militairdienst angewiesen, und unsere Erziehung wurde danach geregelt.

Friedrich II. verlangte für seine Offiziere eine französische Bildung. Ohne Gewandtheit in dieser Sprache war an eine gute Carriere nicht zu denken. Meine Eltern, in der Absicht ihrer Zeit, boten daher alle ihre Mittel auf, um ihre drei Söhne, und später eine Tochter gründlich in der französischen Sprache unterrichten zu lassen.

In einer Stadt wie Halle hat das seine großen Schwierigkeiten. Für den Adel, der damals die ausschließliche Berechtigung auf den Offizier-Stand hatte, gab es keine öffentlichen Schulen. Alle diejenigen, die sich dem Offizier-Stand widmeten, mußten durch Hauslehrer dazu vorgebildet werden, und so früh als möglich fertig sein. Als ich eintrat, hatte ich mein dreizehntes Jahr noch nicht vollendet, war sehr übereilt, sehr unvollkommen unterrichtet, und das Wenige was ich wußte, war so oberflächlich und ungründlich, daß ich in späterer Zeit gar nicht vermochte, darauf weiter zu bauen. Dagegen schwatzte ich mit Dreistigkeit (um nicht Unverschämtheit zu sagen) französisch, war in der Mathemaeik so weit gekommen, Quadrat- und Kubikwurzeln ausziehen zu können, und galt für einen hoffnungsvollen Offizier, als ich 1790, vor zurückgelegtem funfzehnten Jahre, zu dieser Charge avancirte.

Mein Vater war als Kommandeur eines Füsilier-Bataillons von Halle nach Magdeburg versetzt worden. Er ließ mich in einer strengen Zucht, deren ich auch in der That bedurfte, als Portepee-Fähnrich in Halle zurück. Mit der Ernennung zum Offizier war ich davon befreit. Wir marschirten nach Schlesien, und nach der Uebereinkunft von Reichenbach wieder nach Halle zurück, wo ich ohne alle Aufsicht eine eigene Wohnung bezog. Ich hatte 13 Rthlr. Gehalt, 2 Rthlr. Servis und 1 Friedrichsd'or Zulage, also 20 Rthlr. 8 Gr. monatlich. Mein

Vater war ein strenger Wirth und fand, daß ich damit ganz gut auskommen könne. Ich hatte wenig Bedürfnisse: die sogenannte gute Gesellschaft langweilte mich über alle Maaßen, ich wich ihr aus, wo ich konnte, und wendete die Zeit, welche mir der Dienst übrig ließ, zum Billardspiel an, welches ich leidenschaftlich liebte.

Das Parthie-Geld zehrte meine Kasse auf, ich lernte Schulden machen, und nach Ablauf eines Jahres hatte ich eine Schuldenmasse von 60 Thalern. Ich wurde gemahnt, gedrängt; ich konnte die Sache nicht mehr verbergen, und nahm zu meinem letzten Mittel meine Zuflucht. Ich bekannte meiner sanften liebevollen Mutter Alles, da ich meines Vaters Zorn fürchtete, und schwere Scenen voraussah. — Meine Mutter war sehr niedergeschlagen, und verwies mich an meinen Vater.

Ich schrieb diesem einen de- und wehmüthigen Brief voll von Reue und Versprechungen, allein das Ungewitter brach doch noch heftiger los, als ich es mir gedacht hatte. Mein Vater wies jede Bezahlung meiner Schulden zurück, und kündigte mir an:

> daß ich keinen Brief mehr von ihm zu erwarten habe, bevor ich nicht meine Schulden durch Ersparnisse abgetragen, wozu er ein Jahr Zeit annehme. Dies sei sehr gut ausführbar, da meine Zulage von einem Jahr gerade soviel betrage, als meine Schulden, und ich viele Kameraden habe, welche von ihrem Gehalt leben müßten.

Dieß war ganz richtig. Tief bekümmert, aber mein Unrecht vollständig einsehend, da ich ein gegebenes Versprechen gebrochen hatte, schränkte ich mich auf der Stelle ein, gab das Billardspiel ganz auf, beschäftigte mich mit Lektüre, schrieb alle Woche an meinen Vater, ohne jemals eine Antwort zu bekommen, aß den Mittag Suppe mit Fleisch, den Abend Brod mit Butter, trank Wasser, behalf mich den Winter hindurch ohne zu heizen, und nach eilf Monaten waren meine Schulden getilgt. — Mein Vater beantwortete meine Anzeige davon auf der Stelle, und sein Brief trug den Stempel aller Gefühle eines Vaters, der einen verlornen Sohn an sein Herz drückt.

Er hatte mein Innerstes richtig beurtheilt, er hatte es durchschaut, daß ich aus Charakterschwäche, aus Leichtsinn gefehlt hatte, und daß ich einer sehr ernsten Belehrung bedurfte. Er schrieb:

> Du hast deinen Fehler durch Selbstbeherrschung wieder gut gemacht, du wirst mir dereinst meine Strenge danken, denn nie wirst du wieder in denselben Fehler verfallen.

Und so war es auch. Ich habe nie wieder Schulden gemacht; ich habe mich immer den Umständen gefügt, und bin 7 Jahre lang mit dem Einkommen von 20 Thalern reichlich ausgekommen.

Ich habe dem trefflichen Vater gedankt so lange er lebte, und meine Dankbarkeit ist unauslöschlich. Denn diese Erfahrung hat meinem ganzen Leben eine Haltung gegeben, welche ihm zuvor völlig mangelte. Ich war mir bewußt worden, daß ich etwas auszuführen vermochte, wie schwer es auch im ersten Augenblick erscheinen möchte, daß alles vom ernsten Willen abhänge. Viele Bedenken meiner Freunde und Kameraden, welche ich früher getheilt oder wohl gar noch vermehrt hatte, erschienen mir jetzt lächerlich. Ich war nicht blind geworden für Schwierigkeiten, allein das Wort Unmöglichkeit war aus meinem Wörterbuch ausgestrichen. Diese neue Richtung imponirte meinen Kameraden, gewann mir täglich mehr Freunde, und machte mich bei meinen Vorgesetzten beliebt, die mir in dienstlicher Hinsicht gern Aufträge ertheilten, und wo möglich die schwierigsten. Ich führte sie aus ohne Redensarten, und fühlte mich durch das Vertrauen, welches mir bewiesen wurde, reichlich belohnt. Das waren die nächsten Folgen der wohlberechneten Strenge meines Vaters, der, selbst Chevalier, wohl erkannt hatte, daß seine Kinder diesen Geist nur erben konnten, wenn sie der größten Entbehrungen, der größten Aufopferungen fähig waren.

Das Füsilier-Bataillon von Schenck, später von Wedell, bei dem ich stand, machte die Feldzüge von 1792 in der Champagne, und am Rhein 1793 und 1794 mit. Wir standen 1793 unter dem Obersten von Szekuly, der während des 7jährigen

Krieges sich durch kühne Partisanstreiche bemerklich gemacht hatte, und nach dem Rhein berufen war, um dort den Franzosen verderblich zu werden. Dieser Mann hatte viele höchst lächerliche Seiten, war gemein, ein geldgieriger Freibeuter und unüberlegter Großprahler, kriechend gegen Vorgesetzte, brutal gegen Untergebene, — allein er hatte auch respectable militairische Eigenschaften. Er war sehr unternehmend. Ließ sich sein Gegner von ihm überraschen, so war er verloren. Wenn jedoch die Ueberraschung mißlang, so wußte er sich mit großer Geschicklichkeit aus der Schlinge zu ziehen. In seiner Kleidung und seinem Benehmen war die Absicht, als Sonderling zu erscheinen, vorherrschend. Er trachtete danach, beim gemeinen Mann für kugelfest zu gelten. Wenn er irgendwo im kleinen Gewehrfeuer hielt, so sprach er mit den Kugeln, wies ihnen Abwege an, fing sie auch wohl mit den Händen auf und und verschenkte sie seinen Leuten, die sie als Amulette bewahrten.

Es gereicht mir wohl nicht zur Ehre, daß ich mich der besondern Gönnerschaft dieses Mannes zu erfreuen hatte, doch habe ich Manches von ihm gelernt, was mir später nützlich gewesen ist, sowohl im Handeln, als im Vermeiden.

Ich hatte bei einem Rückzug von Stromberg, bei welchem wir von einer großen Ueberlegenheit des Feindes gedrängt wurden, an Stelle eines erschöpften Premier-Lieutenants, die Arrieregarde mit 100 Mann übernommen. Szekuly war mit meinem Benehmen zufrieden; ich hatte bei dem Gefecht, durch seine Schuld, mein Reit- und mein Packpferd mit meiner ganzen Equipage verloren. Szekuly rühmte mein Benehmen, und schlug mich, als zu einer Entschädigung von 100 Dukaten (für den erlittenen Verlust) würdig, vor.

Der Fürst von Hohenlohe, unter dessen Oberbefehl das Partisan-Korps von Szekuly zur Deckung seines Rhein-Ueberganges bei Bacharach stand, hatte einen seiner Adjutanten, Herrn de Sombreuil, in die Affaire gesendet, um den Oberst von Szekuly zu dem ernstesten Widerstand aufzufordern, da die Ponton-Brücke wegen eingetretener Hindernisse noch nicht vollendet sei. Sombreuil hatte den Oberst von Szekuly nicht gefunden, und richtete den Auftrag des Fürsten an mich aus,

in dem Augenblick, als ich in die Salershütte gedrängt wurde, die ich zu vertheidigen vermochte, wenn mir der Feind Zeit ließ, die Chaussee und die übrigen Zugänge zu barrikadiren. — Ich fand dazu einen großen Vorrath von Weinpfählen, in Scheiten zusammengebunden, welche aufgestellt, meine Leute bis an die Brust vollkommen deckten.

Mit der Hälfte meiner Mannschaft ging ich von der Hütte aus, dem Feind entgegen, mit der andern Hälfte ließ ich die Barrikaden errichten. Der Feind stutzte, vermuthete einen ernsten Angriff und ging erst dann wieder mit zwei Bataillons zum Angriff auf die Hütte vor, als er meine Schwäche entdeckte.

Meine Barrikade auf der Chaussee war fertig. Funfzig Mann in zwei Gliedern standen hinter sechs Reihen spitzer Weinpfähle, und ließen eine Kolonne auf 100 Schritt heran. Die unerwartete Salve war so wirksam, daß die feindlichen Bataillone keinen weiteren Versuch machten, die Hütte von der Seite der Chaussee zu nehmen; bevor aber der Versuch von der linken Seite her gemacht wurde, waren auch dort die Barrikaden fertig, so daß ich die Hütte bis zum andern Morgen hielt, zu welcher Zeit ich den Befehl zum Rückzug bekam, da die Hohenlohe'sche Avantgarde Szekuly bereits aufgenommen hatte und die Hohenlohe'sche Armee im Defiliren über die Schiffbrücke bei Bacharach begriffen war.

Sombreuil, der bis zum Antritt meines Rückzugs bei mir geblieben war, um dem Fürsten Nachricht bringen zu können, wo er das feindliche Korps, welches uns angegriffen hatte, finden würde, erreichte seinen Zweck, denn eine meiner Schleichpatrouillen war mittelst eines Umwegs von zwei Stunden auf den Punkt gekommen, wo eine feindliche Division in der Entfernung einer halben Stunde von der Salershütte mit allen Waffen bivouakirte. — Der Fürst von Hohenlohe, durch Sombreuils Bericht zufrieden gestellt, entwarf hierauf seine Disposition, (welche die glückliche Affaire von Waldalgesheim zur Folge hatte) und da er in der Meinung stand, ich hätte der Armee einen großen Dienst geleistet, so schlug er dem Könige, abweichend von Szekuly, vor, mir den Orden pour le mérite zu verleihen.

Mein Vater befand sich mit seinem Füsilier-Bataillon bei der Avantgarde des Fürsten von Hohenlohe. — Der König war für seine Person über den Rhein gekommen, und gab die Parole aus. Mein Vater, dabei gegenwärtig, wurde von dem vortragenden Königlichen Adjutanten befragt: „welchen der beiden, für seinen Sohn bei Sr. Majestät gemachten Vorschläge er genehmigt zu sehen wünsche?" Mein Vater sprach die Hoffnung aus, daß es nicht das letztemal sein werde, seinen Sohn auf eine so ehrenvolle Art genannt zu sehen, wohl aber das letztemal, daß er seine Equipage verliere, was bereits in der Champagne der Fall gewesen sei.

Hierauf wurde ich belobt und erhielt eine Anweisung von 100 Dukaten als Entschädigung. Ehe ich die Erhebung bewirken konnte, war es bekannt geworden, daß der Fürst von Hohenlohe etwas Anderes für mich vorgeschlagen hatte, daß die Summe von 100 Dukaten meinen Verlust weit übersteige, und daß der Ueberschuß als eine Belohnung für mein gutes Benehmen anzusehen sei. Diese Ansicht hatte in meinen Augen etwas, den Offizier-Stand Beleidigendes, da Geldbelohnungen bei uns etwas ganz ungebräuchliches waren und bleiben mußten, wenn der Chevalier-Geist aufrecht erhalten werden sollte. Mein Vater hatte mir an Stelle der verlorenen, zwei Pferde gesendet, meine Ausgabe für Wäsche und Kleidungsstücke betrug wenig, der Ueberrest war bedeutend, und ich vertheilte ihn unter die Leute meines Kommandos. — Diese Maaßregel fand ungetheilten Beifall, da ich von dem Gnadengeschenk meine verlorenen Sachen wieder angeschafft hatte, und also weder des Trotzes noch der Empfindlichkeit beschuldigt werden konnte. Uebrigens war ich mir klar bewußt, daß ich bei dem Gefecht nichts mehr als meine Schuldigkeit gethan hatte, und ich würde es höchst lächerlich gefunden haben, wenn man mir den Orden pour le mérite dafür gegeben hätte, der nach meinen Ansichten nur für ganz außerordentliche Thaten vorbehalten bleiben mußte.

Die Feldzüge von 1792—93 waren geeignet, mir eine praktische Richtung zu geben. Ich wurde nach der Affaire von Stromberg, den 20. Mai 1793, Bataillons-Adjutant, und da ich ein flotter, mit guten Pferden versehener Reiter war, bei allen Gefechten viel gebraucht.

Wir hatten 1793 fast täglich Scharmützel und 33 Gefechte, an denen das ganze Bataillon Theil nahm. Bei solchen Gefechten war ich in der Regel zu den Cavallerie-Flankeurs vorgeschickt, um die Stärke und die Bewegungen des Gegners zu erforschen, bei der Offensive die Angriffs-, bei der Defensive die Vertheidigungs-Punkte anzugeben.

Mein Bataillons-Kommandeur war ein sehr unwissender, daneben aber ein so eigensinniger und beißiger Mann, daß, wenig beliebt bei seinen Untergebenen, kein Vertrauen erweckend bei seinen Vorgesetzten, alle Ungunst, die ihn traf, mich stets unangenehm mit berührte. Einer unserer Kapitains pflegte, um ein Bild von ihm zu entwerfen, zu erzählen, wie er nach einem Marsch bestellt hatte: „um 4 Uhr zur Parole." Einige Minuten vor 4 Uhr ist Alles versammelt. Er läßt die Offiziere einen Kreis schließen und eröffnet ihnen zornig: daß er Punkt 4 Uhr auf dem Platz gewesen und $\frac{1}{2}$ Stunde auf sie gewartet habe. Alle Offiziere ziehen betreten ihre Uhren, und an allen fehlen noch zwei Minuten. Im höchsten Zorn ruft er aus: Meine Herren, ich habe Ihnen gesagt, daß es vor $\frac{1}{2}$ Stunde 4 Uhr war, — folglich war es damals 4 Uhr, und ich verbitte mir alle Zweifel darüber; merken Sie sich das.

Mit diesem Mann hatte ich $\frac{1}{2}$ Jahr ausgehalten, — es ging nicht länger. Ich legte meinen Posten nieder. Szekuly brauchte mich zu selbstständigen Kommando's unter gewandten Cavallerie-Offizieren. Wir standen an der Saar, Sarreguemines gegenüber, auf dem linken Flügel des Kalckreuthschen Korps. Der Kapitain einer Trier'schen Jäger-Kompagnie, welche beim Szekuly'schen Korps stand, (von Falter, später Kommandant von Ehrenbreitstein), wurde blessirt. Der Premier-Lieutenant war ein geborner Franzose, und wegen seiner politischen Gesinnung verdächtig; Szekuly berief mich zum Kommando dieser Kompagnie.

Das war keine leichte Aufgabe, denn das Wort Disciplin war in dieser Gesellschaft kaum dem Namen nach bekannt. Dessen ungeachtet war die Kompagnie ein gefährlicher Gegner für den Feind, der den Rücken zeigte, denn obgleich sie keine Ausdauer im Gefecht hatte, so war sie beim Verfolgen nicht allein außerordentlich schnell, sondern sogar kühn.

Ich führte die Kompagnie bei mehreren Gefechten, namentlich am 17ten November 1793 in der Aktion von Biesingen bei Blieskastel, wo sie mir zweimal davon lief, von wo ich jedoch auch bei verschiedenen Verfolgungen Gefangene zurück brachte.

Am ersten Tage der Schlacht bei Kaiserslautern, den 28. November 1793, stand ich bei Vogelweh hinter einem Verhau, der vom Feind angegriffen und geräumt wurde, um da, wo ich stand, durchzudringen.

So lange es nur darauf ankam, die Räumenden niederzuschießen, waren meine Jäger sehr tapfer, als sie jedoch von einem aufmarschirten Bataillon beschossen wurden, liefen sie wieder, und diesesmal ganz unaufhaltsam davon. — Ich ließ sie laufen, schloß mich andern tapfer fechtenden Truppen an, und fand sie nach dem Gefecht am Galgenberg wieder, wo ich sie in die Galgenschanze führte, aus der sie nicht davon laufen konnten.

Nach der Schlacht von Kaiserslautern wurde die durch Desertion und Gefechte geschwächte Kompagnie in die Winterquartiere von Coblenz zurückgesendet. Mein Bataillon bezog die Winterquartiere Creuznach, ich aber wurde mit 60 Füsilieren dem Rittmeister v. Gutschmidt zugetheilt, der mit 100 Pferden vom sächsischen Husaren-Regiment nach dem Hundsrück gesendet wurde, um als Streifparthie den Feind zu überflügeln, Nachrichten einzuziehen und die Winterquartiere an der untern Nahe zu sichern. Gutschmidt war ein thätiger, gewandter Offizier, hatte den intelligenten Thielmann bei seinem Kommando, und so führten wir den kleinen Krieg mit großer Ueberlegenheit gegen den französischen linken Flügel, dessen Cavallerie täglich in ihren Cantonnements überfallen, oder ihre Patrouillen eingefangen wurden. Bis dahin hatte ich mit der Infanterie blos Replis gebildet, für den Fall, daß die Husaren, welche die Coups ausführten, gedrängt würden. Als aber die feindliche Cavallerie sich gar nicht mehr zu zeigen wagte und der Feind die Dörfer vor seiner Front mit Infanterie besetzte, kam die Reihe der Ueberfälle an mich. Solche Ueberfälle mußten auf Entfernungen von 6 bis 8 Stunden ausgeführt werden. Ich verwendete die Hälfte meiner Mannschaft dazu, die ich zwei Meilen weit marschiren ließ; dann wurde sie auf vier Wagen gesetzt, und bis auf ½ Stunde vom Punkt des Ueber-

falls gefahren. Die Cavallerie umging dann den Ort, und ich drang mit der Wache zugleich in den Ort ein, unbekümmert, wie viel darin stand, denn wir wußten, daß unsere Gegner instruirt waren, sich, wenn sie durch Infanterie überfallen würden, hinter den Ort zu sammeln. Dort nahm sie Gutschmidt oder Thielmann in Empfang, und ich zog mich nach meinen Wagen, transportirte die Gefangenen bis es Tag wurde, wo ich sie der Cavallerie übergab und am Morgen wieder zurück war.

Wir erfüllten unsere Bestimmung und trieben diese Geschäfte an der obern Nahe gegen Cusel und St. Wendel den ganzen Winter hindurch, ohne daß wir Verluste erlitten.

In der letzten Woche des Dezember rückte der Feind über Cusel nach Meißenheim mit einem Corps vor, um die Winterquartiere der Armee zu beunruhigen. Er ließ Cusel mit 2 Compagnien Infanterie besetzt. Auf die Nachricht davon überfielen wir dieses Städtchen in der Neujahrsnacht. Alles lief auseinander und ich eilte mit meinen Gefangenen nach Baumholder, wo mich die Wagen erwarteten. Dort angekommen, vermißte ich zwei meiner besten Leute, welche bei einer Kälte von 16° dem Erfrieren ausgesetzt waren, wenn sie ermüdet liegen geblieben wären.

Drei Bewohner des Orts erboten sich, sie mit Laternen aufzusuchen, ich sendete meine Mannschaft mit 3 Wagen ab und wartete die Rückkunft der drei Männer ab, die sie erstarrt und ohne Lebenszeichen gefunden und auf ihrem Rücken zurückgetragen hatten. Ich war besonnen genug, um sie nicht in die warme Stube zu lassen. Sie wurden im Hausflur gerieben. Ich fühlte ihr Herz noch schlagen, und Beide kamen zu meiner großen Freude nach einer Viertelstunde wieder zu sich. — Sie waren völlig ermüdet am Wege sanft eingeschlafen, und befanden sich beim Erwachen in einem behaglichen Zustande. — Ich hatte mir bittere Vorwürfe gemacht, daß ich, (der einzige zu Pferde), nicht hinter meinen Leuten geblieben war, um soviel als die Dunkelheit es erlaubte, darüber zu wachen, daß keiner sich setzte; statt dessen hatte ich die Gefangenen ausgefragt, die ich an der Tête marschiren ließ.

Im Monat Mai wurde Szekuly zur Campagne nach Polen abgesendet und sein Corps aufgelöst.

Mein Bataillon wurde zu einem Flügeldetaschement verwendet, welches bei der Wiedereröffnung des Feldzuges unter dem General von Köhler zur Deckung des Hundsrücks bestimmt war. Wir hatten keine Aussicht auf große Thätigkeit; ich sah es daher nicht ungern, nach Frankfurt kommandirt zu werden, von wo ich einen kurzen Urlaub zu meinem Vater erhielt, der mit seinem Füsilier-Bataillon sich unter Blücher in der Pfalz befand. Das Glück begünstigte mich; ich konnte bei meiner Anwesenheit die Affaire bei Herrheim mitmachen und den Mann persönlich kennen lernen, der zu so großen Thaten bestimmt war, und dem ich später so nahe stehen sollte.

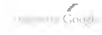
Wir kamen 1794 unter dem General Köhler zu keiner Schlacht, zu keinem bedeutenden Gefecht, und marschirten nach dem Rückzug über den Rhein nach Westphalen, wo wir die sich einschiffende englische Armee ablösten.

Beim Frieden von 1795 verstand ich den leichten Dienst, hatte oberflächliche Begriffe von der höheren Kriegskunst, hatte jedoch das Wenige, was ich erlernt hatte, wieder verschwitzt, und von einer Fortbildung aus eignem Fleiß war keine Rede.

Wir zogen 1795 und 1796 auf der Demarkations-Linie hin und her, aus Westphalen nach Frankfurt a./M., von da nach Anspach, und 1796, als der Herzog von Braunschweig ein Korps bildete, und sein Hauptquartier in Preußisch-Minden aufschlug, wieder nach Westphalen.

Hier ereignete sich ein für mich sehr unangenehmer Vorgang. Das Bataillon war in Bauerschaften bei Preußisch Oldendorff einquartiert, in denen Nichts zu haben war. Sämmtliche Offiziere mußten in Oldendorff, wo der Stab einquartiert war, sich Mittagessen suchen. Der Auditeur und Regiments-Quartiermeister ließ für mich und 4 Kameraden in seiner Wohnung kochen. Wir waren alle 6 unter einander befreundet, lebten sparsam, aber angenehm unter uns. Unser beschränkter Kommandeur nannte dies eine Absonderung, die er nicht dulden wollte, aber nicht ändern konnte, da wir nichts Unerlaubtes thaten.

Eines Tages hielt er dem Offizier-Corps eine Rede, in welcher er uns als Jacobiner bezeichnete, und unsere Versammlung als einen Jacobiner-Club, untersagte. —



Ich beschwerte mich auf dem vorgeschriebenen Wege und bat in den gemäßigtesten Ausdrücken um eine Reparation, dieser (damals) größten Beschimpfung, die es gab.

Meine Kameraden thaten dasselbe. Der vermittelnde Stabsoffizier versammelte uns am andern Morgen mit der Erklärung: unser Kommandeur wolle nichts zurücknehmen, da wir sämmtlich Jacobiner wären. Wir verlangten hierauf eine gerichtliche Untersuchung.

Die Anzeige dieses Verlangens mußte an den Herzog von Braunschweig gehen, der nicht wenig erschrak, da er voraussetzte, daß hochverrätherische Pläne entdeckt wären.

Eine Untersuchungs-Commission von einem General nebst Auditeur kam unverzüglich an, und mir als Aeltesten wurde vorgelegt, daß unser Kommandeur uns sämmtlich als widerspenstige und ungehorsame Offiziere bezeichnet hätte. Ich berief mich darauf, daß ich nie von ihm einen Tadel erfahren, nie einen Verweis empfangen hatte, und während meiner achtjährigen Dienstzeit nie mit Arreststrafen belegt worden sei. Darauf komme es jedoch hier nicht an, sondern auf den zu führenden Beweis der wiederholten, schimpflichen Beschuldigung: daß ich ein Jacobiner sei.

Der General, ein schlichter Ehrenmann, trat mir bei, ließ den Kommandeur vernehmen, und publicirte mir darauf seine Aussage: ich sei ein Jacobiner, weil ich einen Zopf trage, der nicht den Vorschriften gemäß bis zu den Knöpfen der Taille reiche.

Ich gab zu Protokoll: daß ich bei meiner Ehre versichere, nie die Haare meines Zopfes abgeschnitten zu haben, daß mir jedoch auch nie angesonnen worden, einen falschen Zopf zu tragen, weil ich es in diesem Fall ohne Widerrede gethan haben würde.

Schließlich ersuchte ich den General, Sr. Durchlaucht dem Herzog von Braunschweig baldmöglichst zu berichten, welche Veranlassung mein Kommandeur habe, mich des unehrenhaften Jacobinismus zu beschuldigen, damit ein schimpflicher Verdacht nicht länger meinen Namen beflecke.

Meine Freunde waren beschuldigt, Jacobiner zu sein, der eine, weil er zu breite Rabatten trage, der andere, weil seine

Haare nicht richtig verschnitten, der dritte, weil er nicht laut genug kommandire, der vierte, weil er Schulden gemacht, welche sein Vater auf der Stelle bezahlt hatte.

Alle vier benahmen sich bei ihren Vernehmungen mit so viel Ruhe und Takt, daß der General die Untersuchung schloß und nach Minden ging, um dem Herzog das lächerliche Resultat mündlich zu berichten. Die Entscheidung verzögerte sich durch einen weitläuftigen Prozeß, der über die Verwaltung von Dienstgeldern zwischen dem Kommandeur und dem Regiments-Quartiermeister entstand. Unsere völlige Freisprechung wurde erst ein Jahr darauf publicirt. — In dieser Zwischenzeit waren wir den unwürdigsten Dienst-Chikanen unseres Kommandeurs ausgesetzt.

Meine jüngeren Kameraden, nicht so vorsichtig als ich, saßen in der Regel alle Woche in Arrest. Mich konnte der Chikaneur trotz aller Mühe, die er sich gab, nicht zur Bestrafung bringen. Ein solches Leben voller Besorgnisse und unausgesetzter Anstrengung zehrt jedoch auf die Dauer den Körper ab.

Mein Vater bat den König (ohne mein Vorwissen) um Versetzung für mich. Ich blieb in der Füsilier-Brigade. Das Bataillon von Bila, zu dem ich kam, stand in Osnabrück auf der Demarkations-Linie.

Diese Chikanenzeit ist mir sehr nützlich geworden; ich mußte mich zusammennehmen und bekam dadurch eine große Sicherheit in meinem Dienst.

Der Oberst von Lecoq, ältester Offizier des Generalstabes beim Corps, berief mit Genehmigung des Herzogs eine Zahl von jungen Offizieren, um eine Karte von Westphalen zusammenzustellen, woran es bis dahin gänzlich mangelte. Ich gehörte zu dieser Zahl und erschrak nicht wenig: zu einer wissenschaftlichen Beschäftigung berufen zu werden, der ich in keiner Art gewachsen war.

Ich eilte nach Minden, um dem Oberst von Lecoq zu bekennen, daß ich dazu nicht befähigt sei. Lecoq nahm mich freundlich auf, behauptete, daß ich mehr wisse, als ich selbst ahne und schloß: man müsse lernen, was noch fehle.

Der Major von Kamptz vom Generalstabe hatte mich während des Krieges bei einigen Affairen gesehen und gebraucht.



Von ihm kam die Empfehlung. Lecoq hatte zugleich erfahren, daß ich Mitarbeiter des von Leipziger redigirten militairischen Wörterbuchs war, und den Artikel: Was ist ein Offizier des Generalstabes? folgendermaßen geliefert hatte:

Ein Mann mit einem breiten Treffenhut,
der sehr geheim und wichtig thut,
ein Perspectiv statt scharfem Degen trägt,
den Feind nur auf Cassini's Erde schlägt.
Vom Rhein zur Mosel, von der Sieg zur Lahn,
ein Brüter über einen Feldzugs-Plan.
Von Zukunft und Vergangenheit geleitet,
aus einem Nachtquartier ins andre reitet.

Lecoq hatte zu dem Scherz gelacht und ausgerufen: „Der muß vor allen andern zum Dienst des Generalstabes herangezogen werden."

Diese Berufung gab meinem Leben eine andere Richtung, denn mir blieb nichts Anderes übrig, als mich hinter die Bücher zu setzen, meine Aufgaben scharf zu durchdenken, und sie, so gut ich es vermochte, zu lösen.

Ich rekognoscirte Wege, Flüsse, Gebirgszüge, ich suchte vortheilhafte Stellungen und entwarf die Märsche aus einer in die andere.

Lecoq war zufrieden, d. h. er war sehr gütig. 1797 gab er mir den Auftrag, das Fürstenthum Minden aufzunehmen, und zwar so schnell als möglich. Ich fing im Monat Mai an, arbeitete vom Morgen 5 Uhr bis es dunkel wurde und hatte im Monat September ein völlig ausgezeichnetes Brouillon aus zusammengeklebten Meßtischblättern fertig.

Lecoq schrieb mir: der Herzog von Braunschweig beabsichtige, sich eine klare Uebersicht von der Terrain-Verbindung des Schlachtfeldes von Minden und dem von Gohfeld, wo er an demselben Tage jenseits des Gebirgsrückens kommandirte, zu verschaffen, ich sollte einen Plan dazu entwerfen.

Meine Vorschläge wurden genehmigt; der Herzog wählte mich zu seinem Führer. — Ich hatte die Reitpferde an den Fuß des Bergrückens bestellt, der von der Porta Westphalica über Bergkirchen nach dem Osnabrückschen hinreicht. Von hier führte ich ihn auf einem bequemen Wege bis zur Höhe

des bewaldeten Rückens, wo in Folge eines Windbruchs eine Bergkoppe abgeholzt und dadurch die herrlichste Aussicht nach beiden Seiten des Gebirges entstanden war.

Wir übersahen nicht allein die Felder von Minden und Gohfeld, sondern das ganze Fürstenthum Minden und die Grafschaft Ravensberg. Das Wetter war schön, der Herzog durch die Erinnerungen von beinahe 40 Jahren sehr erheitert, bezeigte mir seine besondere Zufriedenheit darüber, daß ich so gut Bescheid wisse. Ich hatte nämlich alle Orte nennen können, deren Thürme man sah, was nicht schwer war, da ich so eben Alles, was man übersehen konnte, aufgenommen hatte. —

Von diesem Tage ab war der Herzog bis an das Ende seines Lebens mein besonders gnädiger Gönner!

Für das Jahr 1798 bestimmte mich Lecoq zur Legung eines trigonometrischen Netzes, welches auf den Meridian und Perpendikel des Marienthurms von Minden berechnet wurde. Dies erforderte neue und ernste Vorstudien. Ich triangulirte längs der Weser bis nach Bremen, und westlich bis ins Osnabrücksche, berechnete während des Winters die Dreiecke und setzte sie 1799 bis an den Rhein fort.

In diesem Jahr hielt der König eine Revue über das Korps des Herzogs von Braunschweig bei Minden.

Mir wurde der Auftrag, die Manöver-Karten für den König zu zeichnen, und sie in Gegenwart des Herzogs dem Könige vorzulegen, der mir freundliche Worte sagte.

Lecoq hatte diese Gelegenheit ergriffen, um mich zum Generalstabe vorzuschlagen. Gleich darauf wurde ich in dieser Eigenschaft beim General von Schladen gebraucht, der mit einem Theil der Truppen an den Niederrhein rückte, um, wenn die Landung unter dem Herzog von York in Holland Erfolg hatte, die preußischen Besitzungen am linken Rheinufer zu besetzen und gegen die Kriegs-Verwüstungen zu beschützen.

Die Unglücksfälle des Herzogs von York vereitelten diesen Auftrag.

Im Monat September ging ich mit Urlaub des Generals von Schladen nach Osnabrück zurück, wo ich den 1. Oktober 1799 meine eheliche Verbindung mit dem Freifräulein von Schele zu Schelenburg schloß. — Sie war die zweite Tochter

des Kammerherrn und Landdrosten von Schele, der während des Winters in einem eigenen Hause in Osnabrück lebte. Wir lernten uns 1797 kennen, als ich nach Osnabrück versetzt wurde, und waren bald durch eine zärtliche Neigung verbunden, welche wir beiderseitig zu verbergen keine Veranlassung hatten. Mein nachmaliger Schwiegervater hatte den 7jährigen Krieg als Offizier in der Hannöverschen Armee, zuletzt als Ober-Adjutant seines Onkels, des Generals von Schele, mitgemacht, der ihm sein Gut Schelenburg hinterließ, mit dessen Besitz er seine militairische Carriere aufgab und in die Stellung eines Landdrosten und englischen Kammerherrn eintrat. Allgemein als ein Biedermann anerkannt, hatte er bereits seiner ältesten Tochter und seinem ältesten Sohne keinen Zwang bei der Wahl des Gatten angelegt, und ich durfte auf seine Einwilligung rechnen, wenn ich die Mittel nachweisen konnte, seine Tochter mit Anstand, jedoch ohne Luxus zu erhalten. Seine Gattin, geborne Münster, Schwester des Grafen Georg von Münster-Königsbrück, und des Grafen Ernst zu Ladenburg (nachmaliger Minister in England während des Freiheitskrieges), eine hochgebildete, vortreffliche Frau und Mutter, ging bei Schließung der Ehen ihrer Kinder von anderen Grundsätzen aus; sie legte auf die von ihren Kindern getroffenen Wahlen wenig Werth, und hielt reichliches Einkommen für das wesentlichste Erforderniß zur Schließung einer Ehe.

Für ihre beiden ältesten Kinder hatte sie nach diesen Grundsätzen gewählt, und diese hatten sich ergeben. Für mich war daher gar keine Aussicht zu ihrer Beistimmung, da mein Vater jedem seiner vier Kinder nur 300 Thaler jährliches Einkommen abgeben konnte. Meine Frau hatte sich mit kindlicher Offenheit gegen ihre Mutter ausgesprochen, erhielt zuerst Mißbilligung, dann die Weisung, in den Gesellschaften mit mir nicht mehr als mit jedem Anderen zu reden, und als es sich zeigte, daß die Neigung der Tochter mächtiger war als der Vorsatz zum Gehorsam, wurde sie auf eine geraume Zeit von Osnabrück entfernt, und zu ihrem Onkel Münster nach Königsbrück gebracht. Sie kam unverändert in ihren Gesinnungen, aber so gebeugt und abgehärmt zurück, daß ihre Mutter einsah, daß durch Strenge nichts auszurichten war. — Ich legte

auf den Rath der Frau von Ledebur, ihrer älteren Schwester, dem Grafen Münster-Königsbrück meine Verhältnisse, meine Aussichten für die Zukunft vor. Er interessirte sich für uns, und gewann die Ansichten seiner Schwester durch die Anführung seines eigenen Beispiels. Er hatte seine Tochter an den Hauptmann von Dörnberg verheirathet, der kein Vermögen hatte. — Meine junge Frau folgte mir an den Rhein, ich brachte sie im nächsten Jahre (1800) nach Halle, um sie meinem Vater vorzustellen, und ließ sie in Osnabrück zurück, wo sie 1801 zum erstenmal Mutter wurde. — Wir marschirten nach Ostfriesland zur Absperrung gegen England, nach dem Tode des Kaisers Paul zurück nach Westphalen; als Preußen 1802 seine Entschädigungen erhielt, wurde ich zum neu errichteten Regimente Graf Wartensleben als Premier-Lieutenant versetzt, und wurde mit der Messung des Erfurter Gebietes und des Eichsfeldes beauftragt. Diese vortheilhafte Versetzung verdankte ich Lecoq. Noch mehr: im Winter von 180⅔ wurde ich nach Potsdam berufen, um dort zu dem neu zu bildenden Generalstabe geprüft zu werden. Ich bestand daselbst mein Examen ungefähr eben so, wie die übrigen Einberufenen. Meine Vorderleute nach dem Patente füllten die etatsmäßigen Stellen des neuen Generalstabes aus, so daß ich nur zum ältesten Adjoint angestellt werden konnte; indeß hatte die Prüfungs-Kommission (General von Grawert, Obersten von Massenbach und von Lecoq) mich, um meine Stellung zu sichern, wohlwollend zum überkompletten Quartiermeister-Lieutenant vorgeschlagen, was auch vom Könige genehmigt wurde.

1803 triangulirte ich, und ließ das Erfurter Gebiet durch zwei mir überwiesene Offiziere mit dem Meßtische aufnehmen. Herr von Zach übernahm die Thüringsche Gradmessung, bei welcher ich von Preußischer Seite angestellt wurde, und die Messung einer Basis im Meridian vom Seeberge, bei welcher die Astronomen Burg, Gauß und von Lindenau mitwirkten. — Diese Dienstgeschäfte ließen mir Muße genug, um mich den ernsten Geschäften meines Berufes als Offizier des Generalstabes zu widmen. Ich muß mir das Zeugniß geben, daß ich fleißig war, und wissenschaftlich gut vorbereitet im Jahre 1805 als Kapitain und Quartiermeister-Lieutenant eintrat: zuerst

beim Feldmarschall von Möllendorff, dann beim General Graf Wartensleben, darauf beim Fürsten von Hohenlohe, und endlich beim General von Blücher in Bayreuth.

Mein Spottgedicht auf den Generalstab, und vorzüglich das „Wichtigthun" war mir unvergessen; ich hütete mich, in den alten Fehler zu verfallen und es gelang mir durch Eifer und besondere Sorgfalt, meinen Generalen die Geschäfte zu erleichtern und ihren Beifall zu erhalten. 1806, bei der neuen Vertheilung des Kommandos und der Offiziere des Generalstabes, hatten der Fürst von Hohenlohe, der Herzog von Weimar und der Feldmarschall Herzog von Braunschweig gewünscht, mich bei sich angestellt zu sehen. Ich wurde der Avantgarde unter dem Herzoge von Weimar zugetheilt.

Im ersten Abschnitt der vier zum Druck bestimmten, aus meinem Leben, findet sich, was mich bis zur Konvention von Ratkau bei Lübeck betrifft, wo ich in Gefangenschaft gerieth. —

Der Herzog von Weimar war mit mir als Soldat zufrieden gewesen, er hatte aber zugleich mein Streben, meine Grundsätze und meine Empfänglichkeit für Alles, was ich für edel und groß erkannte, lieb gewonnen und erstattete dem Könige, ehe er die Armee verließ, einen Bericht, in welchem er mich in den wärmsten Ausdrücken empfahl, und damit schloß, „daß ich zu Allem zu brauchen sei." — Die Absicht des Herzogs: zu Wasser von Kiel zu der Preußisch-Russischen Armee zu kommen, wurde vereitelt; Napoleon diktirte ihm den Frieden, er mußte nach Weimar zurückgehen.

Ich war gefangen, aber auf mein Ehrenwort entlassen, zu meinem Vater nach Halle gegangen, der daselbst schwer verwundet lag.

Als der Herzog von Weimar dies erfuhr, schrieb er mir sofort:

> „Was wollen Sie in Halle thun? Kommen Sie zu mir nach Weimar, ich habe, bis Sie ausgewechselt sind, da uns das Soldaten-Handwerk gelegt ist, Civilgeschäfte für Sie. Eine Familien-Wohnung ist zu Ihrer Aufnahme in Bereitschaft gesetzt."

Als ich mit Frau und Kindern ankam, wurde ich als ein alter Freund empfangen, was mir der edle Herzog bis zu seinem Tode unverändert geblieben ist. Die Herzogin, seine verehrungswürdige Gemahlin, nahm mich und die Meinigen eben so auf.

Der Herzog ließ seine Chaussee-Angelegenheiten durch eine technische Kommission verwalten, welche vom Kammer-Kollegio ressortirte. Er setzte mich an die Spitze dieser Kommission. Da ich von den Geschäften derselben nur den mathematischen Theil verstand, so studirte ich die besten Werke, und warf mich bald so weit in dies Fach hinein, daß ich die Fehler erkannte, welche die Thätigkeit der Kommission lähmten. — Die Residenzstadt Weimar mußte ihr Bau- und Brennholz durch grundlose Wege heranfahren. Der Herzog verlangte den Bau einer Chaussee in der kürzesten Richtung. Die Kommission hatte dies für eine Unmöglichkeit erklärt und einen Anschlag eingereicht, der durch einen bedeutenden Umweg nicht allein sehr kostbar wurde, sondern auch den Vortheil des bessern Weges durch den großen Umweg wieder aufhob. — Allerdings lag eine steile Felswand in der geraden Richtung, allein nachdem ich nivellirt und Alles gründlich geprüft hatte, fand ich, daß man sich schief einschneiden und die gesprengten Steine wieder zum Chausseebau verwenden könne.

Ich arbeitete mein Kontreprojekt aus. Meine Kommission verwarf es, der Herzog genehmigte es, und ich wurde dadurch in die Nothwendigkeit versetzt, die Ausführung des Baues an der Felsenwand persönlich zu übernehmen; er wurde Mitte 1807 vollendet. Der Herzog befuhr die eingeschnittene Strecke zuerst im Trabe auf- und abwärts. Die Kosten waren unter dem Anschlage geblieben. Mein Bau erntete großen Beifall. Ich lernte, indem ich ausführte. Das Landvolk nannte den Berg mit der Felswand nach mir „den Müfflings-Berg". Der Herzog übertrug mir allmählig die Kommissionen der Garten-Anlagen, des Schloßbaues, ohne daß ich in seinem Staatsdienste stand. — Bis zum Frieden von Tilsit hatte ich vergebens auf Auswechselung gewartet, und nach dessen Abschluß, als ich anfragte, wohin ich mich zu begeben habe, schrieb mir Scharnhorst: „daß der König beabsichtige, baldmöglichst nach

Berlin zurückzukommen, und daß ich dorthin kommen möge, wo ich meine Anstellung im Generalstabe offen fände. Nach Königsberg zu kommen, widerrieth er mir, weil es dort keine Beschäftigung für mich gebe. In einem vertraulichen Schreiben schilderte mir Scharnhorst die Schwierigkeiten der Lage des Königs: Frieden ohne Wiederbesitz des Landes und dessen Einkünfte. — Bei der Reorganisation der Armee ginge sein Streben dahin, dem Könige die Offiziere zu erhalten, welche sich im Kriege bewährt hätten; die geborenen Preußen müßten vorzüglich berücksichtigt werden. Auf dem Papiere sei Alles fertig, allein die Offiziere könnten erst bei der Formation der Regimenter einberufen werden, wozu es an Mitteln fehle. Es geschehe ihm daher ein Gefallen, wenn alle Designirten sich noch bis dahin selbst erhalten könnten, wo der König von Berlin aus die neue Armee zusammenberiefe. — Ich ersah aus dieser Mittheilung klar, daß Scharnhorst Alles auf bessere Zeiten vorbereitete, um die Waffen aufs Neue gegen den Tyrannen zu ergreifen.

Der Herzog glaubte, daß dieser Zeitpunkt nicht fern sein könne. Er hatte die Absicht, dem Könige alsdann sogleich wieder seine Dienste anzubieten, und sprach mir den Wunsch aus, daß ich bis zu dieser Zeit in seinem Civildienste bleiben, dann aber mit ihm zusammen wieder in die preußische Armee eintreten möge. —

Mir schien die Zeit der Wiedererhebung Preußens ferner zu liegen, als der Herzog vermuthete, allein um so mehr mußte es in meinen Plan für die Zukunft passen, mir eine Existenz in der Civil-Carriere zu bereiten, als ich fest entschlossen war, nie die Waffen für Napoleon zu tragen, was beim Wiedereintritt in den preußischen Dienst kaum vermeidlich war. — Aber ich konnte nach dem Frieden von Tilsit nicht länger in der preußischen Uniform administriren und bedurfte eines Abschiedes, um in Weimarischen Dienst zu treten; zu diesem Zweck sendete ich an Scharnhorst ein Gesuch an den König, mir den Abschied in der Voraussetzung zu bewilligen, daß ich sofort wieder einträte, wenn Se. Majestät die Waffen für Ihre Unabhängigkeit wieder ergriffen.

Im Sommer 1808 erhielt ich die Antwort; Se. Majestät ernannten mich zum Major und benachrichtigten mich, daß das Kriegs-Kollegium beauftragt sei, auf mein Nachsuchen die Ausfertigung meines Abschieds zu besorgen. Da diese Kabinets-Ordre in Weimar als ein Abschied angesehen wurde, so suchte ich nicht weiter nach, und der Herzog konnte auch ohne förmlichen Abschied über mich disponiren.

---

Von

## Von dem Verfasser sind bei uns noch erschienen:

Betrachtungen über die großen Operationen und Schlachten der Feldzüge von 1813 und 1814. 1825. gr. 8. 25 Sgr.

Campagne, die preußisch-russische, im Jahre 1813, von der Eröffnung bis zum Waffenstillstande vom 5ten Juni 1813. Mit Schlachtplänen. 1813. 8. 25 Sgr.

Denkschrift, den Antrag des achten Provinzial-Landtages der Provinz Preußen, die Vermehrung der Wehrhaftigkeit des Volkes betreffend. 1848. gr. 8. 7½ Sgr.

Napoleon's Strategie im Jahre 1813, von der Schlacht von Groß-Görschen bis zur Schlacht bei Leipzig. 1827. gr. 8. 20 Sgr.

Ueber Römerstraßen am rechten Ufer des Nieder-Rheins von dem Winterlager Vetera ausgehend zur Veste Aliso über die **pontes longi** zu den Marsen und zu der niedern Weser. Nebst 1 Karte zur Uebersicht der Römerzüge. 1834. gr. 8. 20 Sgr.

Zur Kriegsgeschichte der Jahre 1813 und 1814. Die Feldzüge der schlesischen Armee unter dem Feldmarschall Blücher von der Beendigung des Waffenstillstandes bis zur Eroberung von Paris. 2te Auflage. 1827. gr. 8. 1 Thlr. 15 Sgr.

---

## Außerdem empfehlen wir folgende Werke unseres Verlags geneigter Berücksichtigung:

Aus dem Nachlasse Friedrich August Ludwig's von der **Marwitz** auf Friedersdorf, Königl. Preuß. Generallieutenants a. D. Erster Band: Lebensbeschreibung. 1852. gr. 8. 2 Thlr. 15 Sgr.

— = —, Zweiter Band: Militairische Aufsätze. — Politische Aufsätze. 1852. gr. 8. 2 Thlr. 7½ Sgr.

**Avila y Zuniga**, Don Luis de, Geschichte des Schmalkaldischen Krieges. Nach dem Spanischen mit Zusätzen und Erläuterungen. 1853. gr. 8. 1 Thlr.

**Beitzke, H.**, aus dem Leben des Königl. Preuß. Generallieutenants Friedrich v. Sohr. 1846. gr. 8. 1 Thlr. 7½ Sgr.

**Colomb**, Rittmeister v., aus dem Tagebuche. Streifzüge 1813 und 1814. Mit einem Croquis und 2 Facsimile. 1854. gr. 8. 1 Thlr. 7½ Sgr.

**Decker**, Carl v., Ansichten über die Kriegführung im Geiste der Zeit. Nach dem Französischen des **Rogniat** und nach Vorlesungen, welche im Winter 18¹⁸/₁₉ den Offizieren des Generalstabes in Berlin gehalten worden sind. 2te vermehrte Auflage. 1822. 8. 1 Thlr. 25 Sgr.

Decker, Carl v., der kleine Krieg im Geiste der neueren Kriegführung, oder Abhandlung über die Verwendung und den Gebrauch aller drei Waffen im kleinen Kriege. Erläutert durch 8 Kupfertafeln. 4te Auflage. 1844. 8. 2 Thlr. 7½ Sgr.

—, die Schlachten und Hauptgefechte des siebenjährigen Krieges, mit vorherrschender Bezugnahme auf den Gebrauch der Artillerie, in Verbindung mit den beiden andern Hauptwaffen der Armee. Mit 19 colorirten Schlachtplänen (in einem besonderen Hefte). 1837. gr. 8. 2 Thlr. 20 Sgr.

—, die Taktik der drei Waffen: Infanterie, Kavallerie und Artillerie, einzeln und verbunden. Im Geiste der neueren Kriegführung. Vorlesungen, gehalten auf der Königlichen Kriegsschule in Berlin. Erster Theil (die Taktik der einzelnen Waffen). 3te mit einem Anhange vermehrte Auflage. 1851. gr. 8. 2 Thlr.

— = —, Zweiter Theil (die Taktik verbundener Waffen, der Divisionen, der Infanterie- und Kavallerie-Korps). 3te Auflage. Herausgegeben von H. v. Decker. 1854. gr. 8. 2 Thlr.

Fonton, Felix, Rußland in Kleinasien oder Feldzug des General Paskewitsch in den Jahren 1828 und 1829. Aus dem Französischen übersetzt. Mit 1 Uebersichtskarte. 1846. gr. 8. 1 Thlr. 15 Sgr.

Friedländer, Dr. Gottl., die Königl. allgemeine Kriegsschule und das höhere Militair-Bildungswesen 1765—1813. Aus amtlichen Quellen dargestellt. 1854. gr. 8. 1 Thlr. 24 Sgr.

Gansauge, H. v., das brandenburgisch-preußische Kriegswesen um die Jahre 1440, 1640 und 1740. 1839. gr. 8. 1 Thlr. 10 Sgr.

Geschichte des Feldzuges von 1814 in dem östlichen und nördlichen Frankreich bis zur Einnahme von Paris, als Beitrag zur neueren Kriegsgeschichte. 3 Bände in 4 Theilen. Mit 1 Uebersichtskarte und 9 Plänen. 1842—1845. gr. 8. 13 Thlr.

— = — von 1815 in den Niederlanden und Frankreich, als Beitrag zur Kriegsgeschichte der neuen Kriege. 2 Theile. Mit 3 illum. Plänen. 1837 und 1838. gr. 8. 5 Thlr. 15 Sgr.

— der Kriege in Europa seit dem Jahre 1792, als Folgen der Staatsveränderung in Frankreich unter Ludwig XVI. 15 Bände in 23 Theilen. Mit 76 Plänen und Karten. 1827—1853. gr. 8. 58 Thlr. 5 Sgr.

— des Lützowschen Freicorps von Ad. S. Ein Beitrag zur Kriegsgeschichte der Jahre 1813 und 1814. 1826. 8. 1 Thlr. 7½ Sgr.

Goltz, Geschichte des Königl. preußischen dritten Ulanen-Regiments. Chef Großfürst Thronfolger von Rußland Alexander Nicolajewitsch K. H. Auf den Wunsch des Regiments bearbeitet. Mit dem Portrait des Großfürsten. 1842. gr. 8. 1 Thlr. 10 Sgr.

Gumtau, C. F., die Jäger und Schützen des Preuß. Heeres. Was sie waren, was sie sind und was sie sein werden. 1ster Theil: Was sie waren. — Ihre Geschichte. Mit 1 illum. Abbildung. 1834. gr. 8. 2 Thlr. 15 Sgr.

Gumtau, C. F., die Jäger und Schützen des Preuß. Heeres. Was sie waren, was sie sind und was sie sein werden. 2ter Theil: Was sie sind. — Ihre gegenwärtigen Dienst-Verhältnisse. Mit 1 illum. Abbildung. 1835. gr. 8. 2 Thlr. 15 Sgr.

—, dasselbe. 3te Theil: Was sie sein werden. — Ihre dereinstigen Leistungen. Mit 4 Plänen, 1 Abbildung und Nachtrag. 1838. gr. 8. 3 Thlr.

Hackewitz, F. E. v., Handbuch der Fortifikation, bearbeitet innerhalb der Grenzen, welche durch die Allerhöchsten Bestimmungen für das Offizier-Examen der Infanterie und Kavallerie in der Königl. preußischen Armee festgestellt sind. 2te verb. Aufl. 1841. gr. 8. 2 Thlr.

Hofmann, v. (General-Lieut.), zur Geschichte des Feldzuges von 1813. 2te neu bearbeitete und vermehrte Auflage. 1843. gr. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

Horst, Freiherr U. v. d., zur Geschichte des Feldzuges der Schleswig-Holsteiner gegen die Dänen im Jahre 1850. Die Schlacht von Idstedt am 24. und 25. Juli. Mit 1 Plan und 1 Uebersichtskarte. 1852. gr. 8. 24 Sgr.

Kalkstein, R. v., die Preußische Armee nach ihren reglementarischen Formen und Einrichtungen, zusammengefaßt in Form einer Dienst-Instructian, für Offizier-Aspiranten, innerhalb der durch die Bestimmungen über die Armee-Offizier-Prüfungen und den Unterricht an den Militairschulen gezogenen Grenzen. Mit vielen in den Text gedruckten Holzschnitten. 1855. gr. 8. 1 Thlr. 22½ Sgr.

Marmont, über den Geist des Militairwesens. Aus dem Französischen übersetzt von Stäger von Waldburg. 1845. gr. 8. 1 Thlr. 15 Sgr.

Oelsnitz, v. d., (Hauptmann), Geschichte des Königl. Preuß. 1sten Infanterie-Regiments seit seiner Stiftung im Jahre 1619 bis zur Gegenwart. Nach urkundlichen Quellen im Auftrage des Regiments verfaßt. Mit dem Portrait Sr. Maj. des Königs, mit Illustrationen, einer Karte in Farbendruck und Facsimile's. 1855. gr. 8. 4 Thlr. 15 Sgr.

Organisation des deutschen Bundesheeres, der K. K. Oesterreichischen Armee, der K. Bayerschen Armee, der K. Hannöverschen Armee, der K. Sächsischen Armee, der K. Württembergschen Armee, der K. Russichen Armee, der K. Französischen Armee, der K. Brittischen und der Ostindischen Armee. (Zu den Vorträgen in der Taktik an der Königl. Preuß. Allgemeinen Kriegsschule bestimmt). 1853. 4. 1 Thlr. 15 Sgr.

Orlich, L. v., Friedrich Wilhelm der große Kurfürst. Nach bisher noch ungekannten Original-Handschriften. Mit einem Portrait und zwei fac simile. 1836. gr. 8. 3 Thlr.

---

Druck von Ernst Siegfried Mittler und Sohn in Berlin.
(Spandauerstraße Nr. 52.)

